DER BOTE AUS THÜRINGEN



Der Bote aus Thüringen.

Salzmann



Schnepfenthal, 1795.

Im Verlage der Erziehungsanstalt daselbst,
und in Commission bey S. L. Crusius zu Leipzig, wie auch in der Herrmannischen Buchhandlung in Frankfurt am Mayn, der Gothaischen Zeitungsexpedition und allen Postämtern.

Der Bote aus Thüringen.

Erstes Stück.

1795.

Bote. Wirth.

W. Nun herzlich willkommen zum neuen Jahre, Herr Gevatter! Lange habe ich schon auf ihn gewartet. So manchmal hat er mich über Dinge belehrt, in die ich mich nicht recht zu finden wußte. Da habe ich nun wieder so ein Pünktchen, worüber ich seine Meynung zu hören wünsche.

B. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich ihm hie und da auf die rechte Spur geholfen hätte! Indessen laß er doch hören, was das für ein Pünktchen ist, in das er sich wieder nicht so recht zu finden weiß.

W. Die Sache ist diese. Am zweyten Feyertage Nachmittags hatte ich die ganze Stube voll Gäste. Da entstand unter ihnen an dem einen Tische ein kleiner Streit; aber es versteht sich von selbst,

daß es dabey ohne Prügeley und Blutvergießen ablief. Denn er kennt mich schon, dergleichen Unordnungen leide ich in meinem Hause nicht. — Einige meiner Gäste, hier an dem Tische, wo wir jetzt sitzen, behaupteten nämlich: die Zeiten wären doch sonst viel besser, als jetzt, und die Leute ehemals viel redlicher und frömmer gewesen, als sie gegenwärtig sind. Andre wollten das nicht zugeben und behaupteten das Gegentheil. Da wurde nun von beyden Seiten ein Langes und ein Breites darüber geschwatzt. Unser Herr Schulze, wie er weiß, ein gar verständiger Mann, hatte dem Gespräche eine lange Weile zugehört, ohne ein Wörtchen dazu zu sagen. Denn das ist ein rechter Vocativus.*) Wenn da ein Paar Leute dergleichen Streitigkeiten mit einander haben: so guckt er sie nur immer an und ist eine Zeitlang ganz stille als ober nichts davon verstünde. Nur dann, wann sie sich so recht mit einander verwickelt haben, und beyde nicht mehr recht wissen, wo sie hinaus sollen: fängt er endlich auch an, sich in das Gespräch zu mischen und sucht die Streitenden zu recht zu weisen und zu belehren. So wollte er es dießmal auch machen. Aber einer von den Bauern, der es

*) So pflegt man in manchen Gegenden im Scherz einen Menschen zu nennen, der listig und verschlagen ist.

es merkte, daß er dem Streite zuhörte, ließ ihm nicht lange Ruhe: sondern bat ihn, doch seine Meynung auch darüber zu sagen. Wenn ihr's denn, fing der Schulze an, haben wollt: so will ichs euch aufrichtig sagen. Ich bin der Meynung derer, welche glauben, daß wenn die Zeiten und die Menschen auch wirklich jetzt nicht besser als ehemals seyn sollten; doch beyde gewiß auch nicht schlechter als sonst sind. Das ist doch nun einmal gewiß, daß die Leute in den alten Zeiten viel schlechter unterrichtet wurden, viel abergläubischer waren, als jetzt. Man kann es doch nicht läugnen, daß in vielen Ländern, wenigstens bey uns in Deutschland, allerley Anstalten gemacht worden sind, und noch immer mehr gemacht werden, der Jugend einen bessern Unterricht zu verschaffen; es ist ja doch wahr, daß viele gescheute Männer ihren unwissenden Mitbrüdern, durch gute und verständliche Schriften zu bessern Einsichten zu verhelfen suchen; es ist ja doch unläugbar, daß man sich immer mehr bemüht, die Leute in ihren Gewerben, im Ackerbau, in der Viehzucht, in Handwerken u. s. w. immer klüger zu machen. Das alles muß ja wahrhaftig wohl etwas helfen. Wenn nun aber durch alle diese Anstalten und Umstände wenigstens ein Theil der Menschen besser und verständiger geworden ist: so können ja auch unmög-

lich die Zeiten schlechter seyn, als sonst.; vielmehr dürfte man ja wohl glauben, daß sie etwas besser seyn müßten. Denn kann man es nicht alle Tage sehen, daß es da gerade um den Wohlstand, um die Wirthschaft der Leute am besten steht, wo sie am klügsten und verständigsten sind? Wahr ist es freylich auch, daß manche Städte, manche Gegenden nicht mehr so viel Nahrung haben und die Leute sich dort nicht mehr in so blühendem Wohlstande befinden, wie ehemals. Das mag nun viel und mancherley Ursachen haben, zum Theil wenigstens aber müssen wir sie eben in deu alten Zeiten und den damaligen Menschen suchen. Ich bleibe also bey der Meynung: sind die Menschen und die Zeiten jetzt auch nicht besser, wie sonst: so sind sie doch auch nicht schlechter; und sollen ja die einen vor den andern einen Vorzug haben: so glaube ich, daß im Ganzen genommen, die jetzigen die bessern sind.

B. Auf welche Seite schlug denn er sich bey diesem Streite?

W. Eigentlich auf gar keine. Ich schwieg; denn wenn man eine Sache nicht recht versteht, so halte ich es immer für's beste, man mischt sich gar nicht darein. Was der Herr Schulze darüber sagte, schien mir freylich vernünftig, und ich konnte ihm in meinem Herzen nicht ganz Unrecht geben. Indessen kam es mir doch wieder manchmal

mal so vor, als ob die, welche das Gegentheil behaupteten, in manchen Stücken auch nicht so ganz Unrecht hätten. Ich nahm mir daher gleich vor, mit ihm darüber zu sprechen, da er mir doch schon mehreremal über das und jenes etwas Licht gegeben hat, wo ich vorher im Finstern tappte. Was meint er denn nun, Herr Gevatter! Sind denn die Menschen und Zeiten sonst wirklich besser gewesen, als sie jetzt sind? Oder hatten der Herr Schulze und seine Anhänger Recht?

B. Diese Frage müßte er sich eigentlich durch einen Gelehrten beantworten lassen; für mich ist die Antwort ein wenig schwer. Indessen wollen wir doch darüber ein Bischen schwatzen. So viel ist richtig, daß sich mancherley dagegen einwenden läßt, wenn man sie mit Ja beantwortet; aber gewiß auch eben so viel und vielleicht noch mehr, wenn man sie mit Nein beantworten wollte. Fragen wir die alten Leute unter uns, und so, denke ich, wird es wohl überall seyn: so werden höchstwahrscheinlich die meisten sagen: J du lieber Gott! freylich war es sonst viel besser, als jetzt — da gab es viel mehr Verdienst — da verschwendeten die Leute nicht so viel mit Putz, mit prächtiger Kleidung, mit leckerem Essen und Trinken — da war alles viel wohlfeiler — da war noch Treue und Glauben unter den Leuten — da galt Gottes Wort

 noch

noch etwas — Sieht er! das und noch vieles andere, werden ihm die guten Alten herzuerzählen haben, worinne es ehemals doch viel besser gewesen seyn soll, als es jetzt auf der Welt ist.

W. Nu ist denn das aber nicht alles wahr?

B. Läugnen will ich es eben nicht, daß manches davon wahr seyn mögte. Aber der Mensch ist nun einmal ein sonderbares Geschöpf. So wie er leicht und sehr öfters das Gute übersieht, das er wirklich hat, und darüber seufzt und jammert, daß er das nicht besitzt, was er nun einmal nicht haben kann: so ist er auch nicht selten mit dem unzufrieden, was gegenwärtig ist und hält das für besser, was ehemals war. Freylich bin ich eben nicht so genau bekannt, ob es vor Alters in andern Ländern und bey ihren ehemaligen Bewohnern besser gewesen ist, als man es jetzt dort findet. Aber in Ansehung unsers lieben Vaterlandes und seiner Bewohner glaube ich denn doch wohl, daß es um diese gegenwärtig, wenigstens in vielen Stücken, besser steht, als sonst. Wenn unsere alten Leute jetzt über den vielen Putz und Pracht in Kleidern jammern: so gebe ich es zu, daß jetzt bey uns die Leute viel Kleiderpracht treiben; aber sonst vor 60, vor 100, vor 200 Jahren wurde doch auch viel Geld auf dergleichen Art verschwendet. Der Unterschied mag wohl nur

vorzüglich darin bestehen, daß man jetzt andere Moden hat, sich zu putzen und zu kleiden, als ehemals gewöhnlich waren. Indessen kostete der Putz doch damals auch Geld.

W. Wahr ists. Meine seelige Grosmutter, wenn die mannichmal Sonntags in der Stadt gewesen war, und die schön geputzten Bürgersweiber mit ihren großen Hauben und frisirten Köpfen hatte aus der Kirche kommen sehen, schlug fast immer, wenn sie zu Hause kam, die Hände über den Kopf zusammen und seufzte über die Hoffarth, die jetzt unter den Leuten herrsche. J du lieber Gott! sagte sie dann, was machen doch die Leute jetzt für erschrecklichen Staat! Da ich jung war, da giengen ja kaum die Edelweiber und Edeljungfern so geputzt, wie man jetzt die Schneiders- und Schustersweiber und Töchter gehen sieht; und die Perukenmachersburschen sehen ja jetzt in ihren mit goldenen und silbernen Tressen besetzten Kleidern aus, wie in meiner Jugend, da ich noch in der Stadt bey meinen Eltern wohnte, die Hofcavaliers kaum aussahen. Mein Vater war doch auch ein Stadtschneider: aber ich dachte mir in meinem Jungfernstande schon eine rechtliche Jungfer und geputzt genug zu seyn, als mir einst an Weihnachten mein Vater eine goldene Kette um den Hals hieng, und meine Mutter mir einen feinen

blauen Mantel mit goldenen Tressen schenkte. Meine Brüder aber dachten Wunder, wer sie wären, als sie das erstemal, an ihrem Confirmationstage, Brustlätze und Camisöler mit silbernen Knöpfen trugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Zweytes Stück.

1795.

Bote. Wirth.

Sieht er, so schwatzte meine Grosmutter: Ich weiß zwar wohl, Herr Gevatter! daß die silbernen Knöpfe auf den Camisölern, und die Goldstücke um den Hals auch Kleiderpracht und Putz sind; aber das muß er mir doch zugeben, daß dieser Putz mehr Werth hat, als der jetzige. Die Kleider und der Putz unserer Voraltern erbten, weil sie dauerhaft waren, auf ihre Kinder und Kindeskinder fort. Noch heute trage ich auf meinen Brustlätzen die silbernen Knöpfe, welche mein Grosvater auf den seinigen trug, und meine Frau den feinen blauen Mantel, den sie von ihrer Mutter geerbt hat, ob ihn gleich schon auch ihre Grosmutter getragen hat.

B. Da hat er nun wieder Recht. Aber hätten denn die Grosväter und die Grosmütter nicht

ihr Geld noch besser anwenden können, als silberne Knöpfe und seine blaue Mäntel mit goldenen Tressen, und goldne Ketten und anderen Halsschmuck dafür zu kaufen?

W. Ja wenn mans so nimmt.

B. So denke ich, muß man es nehmen. Auf diese Weise, glaube ich, könnte ich ihm von den meisten Dingen, weswegen die alten Leute die alten Zeiten so zu loben pflegen, beweisen, daß diese in vielen Dingen ehemals wenigstens nicht besser, als die jetzigen gewesen sind. Und war wirklich ehemals dieß und jenes besser: so giebt es doch jetzt gewiß viele gute Einrichtungen, die ehemals entweder gar nicht da waren, oder doch bey weiten nicht so gut waren, als sie jetzt sind.

W. Nun das mag seyn. Aber glaubt er denn auch nicht, daß die Leute, hier zu Lande, sonst viel frömmer und gottesfürchtiger gewesen sind, als gegenwärtig. Ist es denn nicht wenigstens wahr, daß unsere alten Vorfahren viel fleißiger in der Bibel gelesen haben, als es jetzt von ihren Nachkommen geschieht.

B. Ich könnte ihm das letzte zugeben, ohne daß deswegen das erstere wahr wäre. Weiß er denn aber nicht, daß es sonst eine Zeit gab, wo die meisten unserer Vorfahren die Bibel gar nicht lasen?

W.

W. Ja ich besinne mich, daß ich einmal so etwas gehört habe. Es war, glaube ich vor der Reformation; da wollten der Papst und die Geistlichen das Bibellesen nicht leiden. Wenigstens konnten die Deutschen damals größtentheils die Bibel nicht lesen, weil der seelige D. Luther sie erst ins Deutsche übersetzt hat. So hat mir es wenigstens mein Herr Pfarrer gesagt, als er mich zur Confirmation unterrichtete.

B. Er kann auch noch hinzusetzen, weil nur wenige Leute in Deutschland vor der Reformation lesen konnten.

W. Ist das möglich? Gab es denn zu der Zeit keine Schulen?

B. Schulen gab es wohl hier und da; aber die waren meist nur für Leute, welche Geistliche oder sonst Gelehrte werden wollten. Ich kann ihn sogar versichern, daß ich einmal gelesen habe, daß in alten Zeiten Edelleute, Fürsten und Könige, ja sogar manche Geistliche nicht lesen und schreiben konnten.

W. Das würde ich ihm kaum glauben, wenn ich nicht wüßte, daß er mir bisher immer noch die Wahrheit gesagt hat.

B. Ich würde ihm das eben nicht sehr übel nehmen können; denn mir ist es nicht viel besser gegangen. Als ich dieß las, schien mir es auch

 unbe-

unbegreiflich, und ich dachte, der Mann, der dieß geschrieben hatte, wollte seinen Lesern etwas weiß machen. Ich gieng daher zu unserm Herrn Pastor, zu dem ich immer gehe, wenn ich gern über etwas belehrt seyn will oder sonst zu etwas guten Rath nöthig habe. Dieser sagte mir aber das nämliche; und weil er sahe, daß ich über die Unwissenheit der damaligen Leute erstaunte: so gab er mir ein anderes Buch, worinn ich noch ganz andere Dinge gefunden habe, über die der Herr Gevatter erstaunen würde, wenn ich ihm manchmal etwas davon erzählen sollte. Doch wir kommen ja ganz von der Hauptsache ab. In ganz alten Zeiten konnten also unsere Vorfahren nicht lesen und also auch die Bibel nicht.

W. Nach der Reformation aber wurde es ja wohl besser hierinne und da werden doch gewiß die Leute vielmehr in der Bibel gelesen haben, als jetzt?

B. Allerdings. Denn nun wurden immer mehr Schulen angelegt und auch solche, worinne man auch Kinder unterrichtete, welche eben nicht studiren wollten. Da lernten nun freylich nach und nach vielmehr Leute lesen, und weil die von Luther übersetzte Bibel beynahe das einzige Buch war, was außer dem Gesangbuche und dem Katechismus etwa noch den meisten Leuten in die

Hän-

Hände kam: so ist es wohl gewiß, daß damals vielmehr in der Bibel gelesen wurde, als jetzt. Aber —

W. A ha! nun weiß ich schon, wo er hinaus will.

B. Nun, wo will ich denn hinaus?

W. Er will sagen. Jetzt haben wir nun aber gar manche andere Bücher noch zu lesen, die man ehemals nicht hatte.

B. Getroffen. Wenn nun in den Büchern, welche jetzt kluge und rechtschaffene Männer schreiben, das, was in der Bibel uns nicht mehr recht verständlich ist, erklären; wenn sie die herrlichen Lehren, welche die Bibel enthält, in ihren Schriften so recht erläutern, und dabey die Leute auch noch über so manche andere Dinge unterrichten, welche sie verständiger, klüger und besser machen können, und diese Schriften von recht vielen Leuten gelesen und diese dadurch verständiger und besser werden: ist denn das nun nicht eben so viel, als wenn sie die Bibel selbst lesen?

W. Freilich wohl.

B. Und ich setze noch hinzu: da die Leute nun jetzt nebst der Bibel auch noch andere Bücher lesen, und darinn so manche schöne Wahrheiten finden, wodurch sie klüger und zufriedner werden, und ihren äußern Zustand können verbessern lernen:

nen: so ist es ja noch besser, als wenn sie, wie sonst, nur die Bibel läsen.

W. Hierinn bin ich völlig seiner Meynung. Aber frömmer, redlicher waren doch wohl die Leute sonst?

B. Auf diese Frage kann ich weder geradezu mit Ja, noch mit Nein antworten. Das weiß wohl nur der liebe Gott allein recht. Aber etwas kann ich ihn doch darauf antworten.

W. Und das wäre?

B. Daß es gewiß nur lediglich an uns, die wir in den jetzigen Zeiten leben, liegt, wenn wir nicht besser, als unsere Vorfahren sind. So viel ist doch gewiß, daß jetzt in unserm Vaterlande vielmehr Anstalten und Einrichtungen mit Gottes Hülfe gemacht worden sind, uns besser zu machen, als unsere Vorfahren hatten. Wenn wir sie nun nicht benutzen: so liegt ja die Schuld an uns. Dann kann ich ihm aber auf seine Frage auch noch eins antworten und das ist dieses: man hört jetzt doch von vielen sehr bösen Dingen wenig oder gar nichts mehr, die ehemals unter unsern Vorfahren Sitte waren.

W. Das ist bald gesagt; aber kann er es denn auch beweisen? Ich bin doch begierig davon einige Beispiele zu hören.

B. Die soll er gleich hören. Nur muß ich

ihn

ihn bitten, daß er mir dabey die 4 Wörtchen: wenig oder gar nichts, nicht vergißt, denn auf diese kommt hierbey gewaltig viel an. — Hört er denn jetzt wohl noch, daß in Deutschland Hexen verbrannt werden? daß viele 1000 ihr Vaterland um der Religionsbedrückungen willen verlassen müssen? daß man andre ihrer besondern Religionsmeynungen wegen einkerkert, oder gar verbrennt und auf andere Weise zu Tode martert?

W. Davon hört man freilich jetzt nichts mehr. Ist denn das aber sonst in unserm Vaterlande geschehen? Ich erinnere mich wohl, daß ich einmal in einem alten Predigtbuche gelesen habe, daß die alten heidnischen Römischen Kaiser die ersten Christen verfolgt haben. Vielleicht haben es etwa die alten deutschen Heyden eben so gemacht.

B. Weit gefehlt, Herr Gevatter! Das waren Deutsche Christen, welche wegen ihren verschiedenen Religionsmeynungen einander so verfolgten. Hat er denn nichts davon gehört, daß vor etwa viertehalb hundert Jahren ein gewisser Johann Huß wegen seiner besondern Religionsmeynungen zu Kostnitz am Bodensee verbrannt worden ist? hat er nichts gehört vom Hussitenkriege, der zwischen Hussens Anhängern und denen geführt wurde, welche die Hussitischen Meynun-

nungen nicht dulden wollten? Hat er nichts vom 30jährigen Kriege und den Verheerungen gehört, welche dadurch in unserm lieben Vaterlande angerichtet worden sind? nichts von den Bedruckungen, welche die Lutheraner und Reformirten sonst in manchen Deutschen Provinzen haben dulden müssen? nichts von denen,, welche diese ehemals unter einander gegen sich selbst ausgeübt haben?

W. Manches habe ich freylich davon gehört: aber wie es denn nun so geht, man vergißt dergleichen Dinge gar zu leicht wieder.

V. Das sollte man aber nicht; denn die Erinnerung an dergleichen Drangsale, welche unsere Vorfahren ehemals gelitten haben, ist ein sehr gutes Mittel, mit unserm gegenwärtigen Zustande, wo dergleichen Elend doch nicht mehr Statt findet, uns zufriedener und geneigt zu machen, die kleinern Uebel, deren es freylich in allen Ländern giebt, um so geduldiger zu ertragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Drittes Stück.

1795.

Bote. Wirth.

Was meint er denn wohl, Herr Gevatter! welche Leute mögen denn wohl wahrhaft frömmer seyn, die, welche andere bey ihren verschiedenen Meynungen in Religionssachen dulden und lieben, oder die, welche einander deßhalb hassen und verfolgen; und welche Zeiten mögen denn wohl vorzuziehen seyn, die, worinne Duldung unter den verschiedenen Religionspartheyen herrscht, oder die, worinne das Gegentheil geschah?

W. Ich denke doch die erstern. Ich liebe und verehre daher auch von ganzen Herzen die Regenten, welche die Religionsduldung und Gewissensfreiheit befördert haben und noch befördern: so wie ich hingegen kein rechtes Zutrauen zu denen Fürsten und ihren Räthen und allen den Leuten fassen kann, welche verlangen, es sollen gerade al-

le Leute so denken, wie sie, und welche daher durch so manche Einrichtungen zu erkennen geben, daß sie Christi Lehre nicht recht verstehen. — Weiß er denn noch etwas Herr Gevatter! worinn es jetzt besser in unserm Deutschen Vaterlande ist, als ehemals.

B. O noch gar manches. Aber ich will ihm jetzt nur noch eins anführen, ich meyne das Faustrecht. Als das noch galt, da gieng es gar schlimm in unserm lieben Deutschland zu.

W. Was ist das Faustrecht?

B. Das will ich ihm erklären. Vor vielen hundert Jahren, als unsere alten Vorfahren noch sehr roh, unwissend und kriegerisch gesinnt waren, da sahe es um die Justitz und obrigkeitlichen Personen sehr übel aus. Zwar gab es in allen Deutschen Ländern gewisse Personen, welche Recht und Gerechtigkeit handhaben sollten; aber sie hatten nicht Ansehen genug. Viele Leute, besonders die vornehmen Herren und Adlichen kehrten sich an diese Richter nicht. Wenn daher ein Adlicher von dem andern glaubte beleidigt zu seyn: so klagte er nicht etwa bey der Obrigkeit und suchte sich durch diese Recht zu verschaffen; sondern er bot seine Untergebenen auf und fiel dem andern in sein Gebiete ein. Da wurde denn brav verwüstet und verheert, gesengt und gebrennt, und sein Gegner

ner machte es, wenn er Gewalt genug dazu hatte, in seines Feindes Gebiete eben so. Diese üble Gewohnheit nun wird das Faustrecht genannt, weil da der Beleidigte sich durch seine Faust selbst Recht zu verschaffen suchte. So wie es nun die Vornehmen und Adlichen machten, deren gutes oder böses Beyspiel ehemals, wie jetzt noch immer von den Geringern nachgeahmt wurde: so machte es auch die eine Stadt gegen die andere, die Städte gegen die Edelleute und diese gegen die Städte.

W. Da muß es ja unaufhörlich kleine Kriege in Deutschland gegeben haben.

V. Die gab es auch. Man nannte dergleichen Streitigkeiten mit einem alten Deutschen Ausdrucke Fehden oder Befehdungen.

W. Ja litten denn das der Kaiser und die Fürsten des Deutschen Reichs?

V. Sie mußten es ja freylich wohl leiden. Der Kaiser konnte es meist nicht ändern, denn der hatte oft nicht Macht genug; manchmal machte er sich auch so viel andere unnütze und schädliche Dinge zu thun, daß er daran nicht denken konnte. Die Reichsfürsten hatten aber selbst öfters mit dem Kaiser oder unter einander Krieg und mochten die Kaiser in ihren Bemühungen, das Faustrecht abzuschaffen, nicht unterstützen.

W. Das muß ja damals ein klägliches Leben in Deutschland gewesen seyn.

B. Freylich war's das. Wenn da der Edelmann glaubte ganz ruhig schlafen zu können, kam oft plötzlich die Nachricht, der benachbarte Edelmann wäre in sein Gebiet eingefallen, ziehe mit gewafneten Männern auf seine Burg (sein vestes Schloß) los; und wenn seine Unterthanen und Bauern nach treulich verrichtetem Tagewerke mit ihren Weibern und Kindern vergnügt und in Ruhe ihr Abendbrod verzehren wollten: da wurden sie unerwartet durch die Feinde ihres Edelmanns beunruhigt, geplündert, aus ihren Häusern verjagt und auf mancherley andere Weise gemishandelt. — Wenn der Kaufmann mit Verlangen der Ankunft seiner Waaren entgegensah, da kam auf einmal die Schreckenspost: Edelleute wären aus ihren Raubschlössern hervorgebrochen, hätten die Fuhrleute überfallen und ihnen ihre Fracht weggenommen.

W. Edelleute aus ihren Raubschlössern. Wie soll ich das verstehen?

B. Viele Edelleute hatten sich feste Schlösser angelegt, um sich dadurch gegen plötzliche Ueberfälle ihrer Feinde zu verwahren. Da sie nun einmal des Krieges, Raubens und Plünderns durch ihre öftern Befehdungen mit andern gewohnt worden

den waren: so übten viele von ihnen auch das Rauben und Plündern gegen Leute aus, die ihnen eigentlich nichts gethan hatten, und machten durch ihre Streifzüge die Straßen unsicher; oder paßten auf ihren Schlössern, die man deswegen Raubschlösser nannte, auf, fielen die bey ihrem Gebiete vorbeyfahrenden Fuhrleute und andere reiche Reisende an und beraubten sie des Ihrigen. In manchen Gegenden z. B. in Thüringen, in Schwaben, in den Rheingegenden gab es gar viele solche adeliche Schlösser.

W. Geh er mir Herr Gevatter, mit seinen alten Zeiten! ich wenigstens halte es mit den neuern. Da kann man denn doch seines Lebens froh werden, und braucht nicht immer wegen des Ueberfalls eines unruhigen Nachbarn in Sorgen zu seyn, oder bey jeder Reise zu befürchten, geplündert zu werden. Freylich giebt es auch jetzt noch hier und da Diebe und Straßenräuber; aber da sorgt doch die Obrigkeit bald dafür, daß sie eingezogen und bestraft werden; und wenn man von jemanden an seinen Rechten gekränkt oder sonst beleidigt wird: so kann man sich doch an die Obrigkeit wenden und darf erwarten, daß man, wenn man Recht hat, doch auch meistentheils sein Recht bekommt.

B. Und ich bleibe auch dabey, daß wenn die

jetzigen Zeiten und Menschen in unserm lieben Vaterlande nicht besser sind, als die alten Zeiten und unsere Vorfahren; daß sie doch gewiß auch nicht schlimmer sind. In vielen Stücken ist es aber auch jetzt wirklich besser als sonst. Das denke ich, habe ich ihm an 2 Beyspielen schon bewiesen, und gewiß würde er dieß noch besser einsehen, wenn ich ihm eine weitläuftige Beschreibung von dem machen wollte, wie es ehemals in unserm Vaterlande und mit unsern Vorfahren ausgesehen hat. Dazu habe ich aber heute keine Zeit.

W. J nu so thue er es ein andermal. Ueberhaupt muß ich ihm nur sagen, mir steckt das Buch im Kopfe, von dem er mir sagte, und worinne so vielerley von den alten Zeiten stehen soll. Er weiß, ich bin ein großer Liebhaber von Erzählungen und Geschichten aus den alten Zeiten, und besonders möchte ich gar gern wissen, wie es denn wohl ehemals mit unsern Vorfahren gestanden, und wie es in unserm Vaterlande ausgesehen hat. Es muß doch gar vielerley merkwürdiges unter ihnen vorgefallen und vieles hier ganz anders gewesen seyn, als wir es jetzt finden. Denn wenn ich bedenke, daß ich doch eben noch gar kein alter Mann bin, und doch schon so mancherley merkwürdige Veränderungen erlebt habe: so kann ich mir es ja wohl vorstellen, daß binnen den vielen

hun-

hundert Jahren, als die Welt steht, gar erstaunlich viel auf derselben vorgefallen seyn muß. Kann ich denn das Buch nicht auf einige Wochen geliehen bekommen? Tausend wie wollte ich darinne studiren, wenn ich Abends mein Pfeifchen beym warmen Ofen rauche. Jetzt im Winter, wenn meine Töchter zu mir spinnen kommen, da plagen sie mich so immer, daß ich ihnen etwas erzählen oder vorlesen soll. Dazu wäre ja das Buch eine gar herrliche Sache. Wie würden sie da die Ohren spitzen, wenn ich ihnen alle Abende von ihren alten Urgroßvätern etwas vorläse oder erzählte.

B. Aus dem Leihen des Buches wird wohl nichts werden. Ich habe es dem Herr Pastor schon zurückgegeben und über Land möchte er es wohl schwerlich verborgen: denn er ist gar eigen und ordentlich in seinen Sachen. Aber ich will ihm einen Vorschlag thun. Wenn er doch nun so gerne etwas von den vergangenen Zeiten, von dem ehemaligen Zustande unsers Vaterlandes und seiner alten Bewohner wissen will: wie wäre es, wenn ich ihm bey meinen so öfteren Besuchen immer etwas davon erzählte?

W. O lieber Herr Gevatter, das thue er doch, das wird mir gewiß viel Vergnügen machen.

B. Wenn er meint; ich wünsche und hoffe es auch. Vielleicht wird er auch dann am be-

 sten

sten urtheilen können, ob die Zeiten und Menschen in unserm lieben Vaterlande besser oder schlimmer geworden sind. Auch wird er überzeugt werden, daß wir uns unserer Vorfahren eben nicht schämen dürfen, und daß sie bey manchen, eben nicht des Lobens und unserer Nachahmung würdigen Dingen, doch auch grosse Dinge ausgeführt und wichtige Erfindungen gemacht haben, wofür wir ihre Enkel und alle Völker ihnen grossen Dank schuldig sind. Wenn er aber nichts mehr von uns Vorfahren hören will: so sagt er es mir und ich höre auf davon zu erzählen. So lebe er denn indessen wohl.

Der Bote
aus
Thüringen.

Viertes Stück.

1795.

Bote. Wirth.

W. Nun da ist ja der Herr Gevatter auf einmal da. Hätte ich doch bald gedacht, er würde heute gar nicht kommen.

B. Ich habe heute ein wenig schwer aufgepackt, und der tiefe Schnee hindert auch ziemlich im Fortschreiten.

W. So lege er nur ab und ruhe er ein Paar Stündchen bey uns aus. Er weiß doch noch, was er mir das letztemal, als er hier war, versprochen hat?

B. Ich werde es ja wohl noch wissen. Wenn es ihm recht ist, so will ich sogleich anfangen mein Versprechen zu erfüllen. Doch eins muß ich ihm noch vorher sagen. Ich hätte ihm gerne eine kleine Landkarte von Deutschland mitgebracht, damit er sich die Gegenden, wo dieß oder jenes so

ohngefähr vorgefallen ist, aufsuchen und desto besser vorstellen könnte. Aber es war mir dießmal nicht möglich; indessen verspreche ich ihm, daß es ein andermal und zwar sobald als möglich geschehen soll. Wenn er etwa die Karte von Europa, *) welche ich ihm vor etlichen Jahren, und die von Frankreich, **) welche ich ihm vor 2 Jahren einmal mitgebracht habe, bey der Hand hat: so suche er sie doch herbey; denn er wird sie bis dahin, wo ich ihm die Karte von Deutschland mitbringen kann, zu bessern Verständnisse dessen, was ich ihm zu erzählen habe, gebrauchen können.

W. (nachdem er die Landkarten herbeygeholt hat) Hier sind sie!

B. So will ich denn meine Erzählung anfangen. Sollte ihm dabey hier und da etwas nicht recht verständlich seyn, so frage er nur. Oder sollte ihm sonst etwa hier und da bey meiner Erzählung etwas einfallen, was er für wichtig zu bemerken hält: so rücke er nur immer frisch mit der Sprache heraus.

Geschich-

*) Siehe den Boten aus Thüringen, den Jahrgang 1788.
**) S. den Jahrgang 1792.

Geschichte der Deutschen.

Unsere Vorfahren, die Deutschen, mochten schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt von unserm Vaterlande Besitz genommen haben; und lange Zeit vergieng, ehe solche alte Völker, welche uns von den alleraltesten Zeiten Nachrichten hinterlassen haben, das mindeste von ihnen erfuhren. Daher kommt es auch, daß ich ihm von dem alleraltesten Zustande unserer Urgroßväter und unsers Vaterlandes nichts oder doch nur gar wenig werde erzählen können. Die Gelehrten behaupten für gewiß, daß nicht nur unser Deutschland von Deutschen Völkern in den ältesten Zeiten besetzt worden ist, sondern daß auch die Einwohner von Dänemark, Schweden und Norwegen von den Deutschen abstammen; und also unsere Verwandten sind. Dieß beweisen sie unter andern daher, weil die Sprachen, die in diesen Ländern gesprochen werden, so sehr große Aehnlichkeit mit unserer Deutschen Sprache haben.

W. Woher mögen denn aber unsere Vorfahren in diese Länder und nach Deutschland gekommen seyn?

V. Wahrscheinlich aus Asien, wo ja, wie er weiß, das menschliche Geschlecht seinen Ursprung genommen hat. In alten Büchern wird erzählt, daß mehr als 600 Jahre vor Christi Geburt ein großes Volk, das Celten hieß, aus Asien nach Eu-

W. Das muß ja damals ein klägliches Leben in Deutschland gewesen seyn.

B. Freylich war's das. Wenn da der Edelmann glaubte ganz ruhig schlafen zu können, kam oft plötzlich die Nachricht, der benachbarte Edelmann wäre in sein Gebiet eingefallen, ziehe mit gewafneten Männern auf seine Burg (sein vestes Schloß) los; und wenn seine Unterthanen und Bauern nach treulich verrichtetem Tagewerke mit ihren Weibern und Kindern vergnügt und in Ruhe ihr Abendbrod verzehren wollten: da wurden sie unerwartet durch die Feinde ihres Edelmanns beunruhigt, geplündert, aus ihren Häusern verjagt und auf mancherley andere Weise gemishandelt. — Wenn der Kaufmann mit Verlangen der Ankunft seiner Waaren entgegensah, da kam auf einmal die Schreckenspost: Edelleute wären aus ihren Raubschlössern hervorgebrochen, hätten die Fuhrleute überfallen und ihnen ihre Fracht weggenommen.

W. Edelleute aus ihren Raubschlössern. Wie soll ich das verstehen?

B. Viele Edelleute hatten sich feste Schlösser angelegt, um sich dadurch gegen plötzliche Ueberfälle ihrer Feinde zu verwahren. Da sie nun einmal des Krieges, Raubens und Plünderns durch ihre öftern Befehdungen mit andern gewohnt worden

ben waren: so übten viele von ihnen auch das Rauben und Plündern gegen Leute aus, die ihnen eigentlich nichts gethan hatten, und machten durch ihre Streifzüge die Straßen unsicher; oder paßten auf ihren Schlössern, die man deswegen Raubschlösser nannte, auf, fielen die bey ihrem Gebiete vorbeyfahrenden Fuhrleute und andere reiche Reisende an und beraubten sie des Ihrigen. In manchen Gegenden z. B. in Thüringen, in Schwaben, in den Rheingegenden gab es gar viele solche adeliche Schlösser.

W. Geh er mir Herr Gevatter, mit seinen alten Zeiten! ich wenigstens halte es mit den neuern. Da kann man denn doch seines Lebens froh werden, und braucht nicht immer wegen des Ueberfalls eines unruhigen Nachbarn in Sorgen zu seyn, oder bey jeder Reise zu befürchten, geplündert zu werden. Freylich giebt es auch jetzt noch hier und da Diebe und Straßenräuber; aber da sorgt doch die Obrigkeit bald dafür, daß sie eingezogen und bestraft werden; und wenn man von jemanden an seinen Rechten gekränkt oder sonst beleidigt wird: so kann man sich doch an die Obrigkeit wenden und darf erwarten, daß man, wenn man Recht hat, doch auch meistentheils sein Recht bekommt.

S. Und ich bleibe auch dabey, daß wenn die

jetzigen Zeiten und Menschen in unserm lieben Vaterlande nicht besser sind, als die alten Zeiten und unsere Vorfahren: daß sie doch gewiß auch nicht schlimmer sind. In vielen Stücken ist es aber auch jetzt wirklich besser als sonst. Das denke ich, habe ich ihm an 2 Beyspielen schon bewiesen, und gewiß würde er dieß noch besser einsehen, wenn ich ihm eine weitläuftige Beschreibung von dem machen wollte, wie es ehemals in unserm Vaterlande und mit unsern Vorfahren ausgesehen hat. Dazu habe ich aber heute keine Zeit.

W. I nu so thue er es ein andermal. Ueberhaupt muß ich ihm nur sagen, mir steckt das Buch im Kopfe, von dem er mir sagte, und worinne so vielerley von den alten Zeiten stehen soll. Er weiß, ich bin ein großer Liebhaber von Erzählungen und Geschichten aus den alten Zeiten, und besonders möchte ich gar gern wissen, wie es denn wohl ehemals mit unsern Vorfahren gestanden, und wie es in unserm Vaterlande ausgesehen hat. Es muß doch gar vielerley merkwürdiges unter ihnen vorgefallen und vieles hier ganz anders gewesen seyn, als wir es jetzt finden. Denn wenn ich bedenke, daß ich doch eben noch gar kein alter Mann bin, und doch schon so mancherley merkwürdige Veränderungen erlebt habe: so kann ich mir es ja wohl vorstellen, daß binnen den vielen

hun-

hundert Jahren, als die Welt steht, gar erstaunlich viel auf derselben vorgefallen seyn muß. Kann ich denn das Buch nicht auf einige Wochen geliehen bekommen? Tausend wie wollte ich darinne studiren, wenn ich Abends mein Pfeifchen beym warmen Ofen rauche. Jetzt im Winter, wenn meine Töchter zu mir spinnen kommen, da plagen sie mich so immer, daß ich ihnen etwas erzählen oder vorlesen soll. Dazu wäre ja das Buch eine gar herrliche Sache. Wie würden sie da die Ohren spitzen, wenn ich ihnen alle Abende von ihren alten Urgroßvätern etwas vorläse oder erzählte.

B. Aus dem Leihen des Buches wird wohl nichts werden. Ich habe es dem Herr Pastor schon zurückgegeben und über Land möchte er es wohl schwerlich verborgen: denn er ist gar eigen und ordentlich in seinen Sachen. Aber ich will ihm einen Vorschlag thun. Wenn er doch nun so gerne etwas von den vergangenen Zeiten, von dem ehemaligen Zustande unsers Vaterlandes und seiner alten Bewohner wissen will: wie wäre es, wenn ich ihm bey meinen so öfteren Besuchen immer etwas davon erzählte?

W. O lieber Herr Gevatter, das thue er doch, das wird mir gewiß viel Vergnügen machen.

B. Wenn er meint; ich wünsche und hoffe es auch. Vielleicht wird er auch dann am be-

sten urtheilen können, ob die Zeiten und Menschen in unserm lieben Vaterlande besser oder schlimmer geworden sind. Auch wird er überzeugt werden, daß wir uns unserer Vorfahren eben nicht schämen dürfen, und daß sie bey manchen, eben nicht des Lobens und unserer Nachahmung würdigen Dingen, doch auch grose Dinge ausgeführt und wichtige Erfindungen gemacht haben, wofür wir ihre Enkel und alle Völker ihnen grosen Dank schuldig sind. Wenn er aber nichts mehr von uns Vorfahren hören will: so sagt er es mir und ich höre auf davon zu erzählen. So lebe er denn indessen wohl.

Der Bote
aus
Thüringen.

Viertes Stück.

1795.

Bote. Wirth.

W. Nun da ist ja der Herr Gevatter auf einmal da. Hätte ich doch bald gedacht, er würde heute gar nicht kommen.

B. Ich habe heute ein wenig schwer aufgepackt, und der tiefe Schnee hindert auch ziemlich im Fortschreiten.

W. So lege er nur ab und ruhe er ein Paar Stündchen bey uns aus. Er weiß doch noch, was er mir das letztemal, als er hier war, versprochen hat?

B. Ich werde es ja wohl noch wissen. Wenn es ihm recht ist, so will ich sogleich anfangen mein Versprechen zu erfüllen. Doch eins muß ich ihm noch vorher sagen. Ich hätte ihm gerne eine kleine Landkarte von Deutschland mitgebracht, damit er sich die Gegenden, wo dieß oder jenes so

ohngefähr vorgefallen ist, aufsuchen und desto besser vorstellen könnte. Aber es war mir dießmal nicht möglich; indessen verspreche ich ihm, daß es ein andermal und zwar sobald als möglich geschehen soll. Wenn er etwa die Karte von Europa, *) welche ich ihm vor etlichen Jahren, und die von Frankreich, **) welche ich ihm vor 2 Jahren einmal mitgebracht habe, bey der Hand hat: so suche er sie doch herbey; denn er wird sie bis dahin, wo ich ihm die Karte von Deutschland mitbringen kann, zu bessern Verständnisse dessen, was ich ihm zu erzählen habe, gebrauchen können.

W. (nachdem er die Landkarten herbeygeholt hat) Hier sind sie!

B. So will ich denn meine Erzählung anfangen. Sollte ihm dabey hier und da etwas nicht recht verständlich seyn, so frage er nur. Oder sollte ihm sonst etwa hier und da bey meiner Erzählung etwas einfallen, was er für wichtig zu bemerken hält: so rücke er nur immer frisch mit der Sprache heraus.

Geschich-

*) Siehe den Boten aus Thüringen, den Jahrgang 1788.

**) S. den Jahrgang 1792.

Geschichte der Deutschen.

Unsere Vorfahren, die Deutschen, mochten schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt von unserm Vaterlande Besitz genommen haben; und lange Zeit vergieng, ehe solche alte Völker, welche uns von den allerältesten Zeiten Nachrichten hinterlassen haben, das mindeste von ihnen erfuhren. Daher kommt es auch, daß ich ihm von dem allerältesten Zustande unserer Urgroßväter und unsers Vaterlandes nichts oder doch nur gar wenig werde erzählen können. Die Gelehrten behaupten für gewiß, daß nicht nur unser Deutschland von Deutschen Völkern in den ältesten Zeiten besetzt worden ist, sondern daß auch die Einwohner von Dänemark, Schweden und Norwegen von den Deutschen abstammen; und also unsere Verwandten sind. Dieß beweisen sie unter andern daher, weil die Sprachen, die in diesen Ländern gesprochen werden, so sehr große Aehnlichkeit mit unserer Deutschen Sprache haben.

W. Woher mögen denn aber unsere Vorfahren in diese Länder und nach Deutschland gekommen seyn?

V. Wahrscheinlich aus Asien, wo ja, wie er weiß, das menschliche Geschlecht seinen Ursprung genommen hat. In alten Büchern wird erzählt, daß mehr als 600 Jahre vor Christi Geburt ein großes Volk, das Celten hieß, aus Asien nach Eu-

ropa gekommen sey, und die nördlichen Länder dieses Erdtheils bevölkert habe. Von diesen Celten, für deren Stammvater Ascenas *), ein Enkel des Noah ausgegeben wird, sollen nun auch die Deutschen abstammen. Für die Stammväter der Deutschen giebt man gewöhnlich aus einen gewissen Teut oder Tuisto und seinen Sohn Man. Von den Namen des erstern soll auch der Name Teutschen oder Deutschen entstanden seyn. Hätten unsere Vorfahren schon die Schreibekunst und das Buchdrucken verstanden: so wüßten wir das alles gewisser. Davon wußten sie aber nichts.

Wie es nun um die Einwohner in denjenigen Ländern gestanden habe, von denen ich ihm vorher sagte, daß sie auch von Deutschen bevölkert worden wären, geht uns hier weiter nichts an. Ich will ihm nur von denen erzählen, welche im heutigen Deutschland wohnten, und eigentlich unsere Vorfahren sind. Diese bestanden aus einer Menge kleiner Völkerschaften, die in den damaligen ungeheuren großen Waldungen Deutschlands aus einer Gegend in die andere mit ihren Viehheerden herumzogen, und bald hier, bald dort ihre Wohnungen aufschlugen. Vom Ackerbau wußten sie wahrscheinlich noch nichts. Ihre einzigen Geschäfte waren Viehzucht, Jagd und kleine Krie-

*) 1 B. Mos. C. 10 V. 3.

ge des einen Haufens mit einem andern. Diese Völkerschaften standen wahrscheinlich in gar keiner, oder doch wohl nur in sehr geringer Verbindung mit einander. Denn da das Land damals noch ganz unangebaut war und durch dicke Wälder, Gebirge, Flüsse, Seen und Sümpfe eine Gegend von der andern getrennt wurde: so lebte jede Völkerschaft den übrigen, vielleicht oft der zunächst wohnenden gänzlich unbekannt. Oesters verließen große Haufen, auch wohl ganze Völkerschaften die Gegend, welche sie eine Zeitlang bewohnt hatten, zogen weiter und suchten sich andere Gegenden zu Wohnplätzen auf. Dieß mochte dann geschehen, wann die, welche zu einer Völkerschaft gehörten, für ihre Viehheerden an dem einen Orte keine Weideplätze mehr fanden; wann sie glaubten, anderswo bessere Nahrung für sich und ihre Heerden zu finden; oder wann sich ihre Zahl zu sehr vermehrt hatte und der Unterhalt für so viele nicht mehr zureichen wollte; oder auch, wann ihnen etwa nur die Lust ankam zu sehen, ob es nicht hinter jenen Gebirgen, Waldungen und jenseits des Flusses, wodurch ihr Gebiet begränzt wurde, noch bessere Weide für ihr Vieh, noch besseres Wild gäbe, und ob sie dort nicht noch auf eine leichtere Art ihre Bedürfnisse befriedigen könnten. Kamen sie bey solchen Zügen in schon bewohnte Gegenden: so gab es Krieg mit den Bewohnern derselben.

Deutsche sind manche von ihren Büchern vorzüglich sehr wichtig, weil wir ohne dieselben wenig oder gar nichts von dem ältesten Zustande unsers Vaterlandes und seiner Bewohner wissen würden, wovon er künftig mehr hören soll. Sieht er, so war das Volk beschaffen, mit dem unsere Vorfahren viele Jahrhunderte hindurch gewaltig viel zu thun bekamen, dem sie viel Gutes und viel Böses zu danken hatten, und das mit ihnen vor etwa 1900 Jahren auf folgende Weise seine erste Bekanntschaft machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Folgende Bücher verdienen Freunden eines aufgeklärten Christenthums empfohlen zu werden:

Predigten über die Sonn und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs zur Beförderung eines reinen und thätigen Christenthums. Von Gottfr. Christ. Cannabich, Consistorialassessor, Archidiakonus und Vicar. der Superintendentur. Erster Theil. Sondershausen bey Rühl.

Sammlung neuer und verbesserter geistlicher Lieder, nebst einigen Gebeten, zur Beförderung einer vernünftigen Andacht unter Christen. Von demselben Verfasser.

Moralische Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder, von Musäus, mit illuminirten Kupfern, bey Ettinger in Gotha. Ist auch mit schwarzen Kupfern zu haben, und ist für Kinder und Nichtkinder sehr anmuthig zu lesen.

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünftes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Hier, in dem auf seiner Karte von Europa bläulich grün gemahlten und zwischen der Nordsee und der Ostsee liegenden Lande,*) das heut zu Tage die Provinzen Schleswig und Jütland und also einen Theil des Königreichs Dänemark ausmacht — hier wohnten lange vor Christi Geburt zwey Deutsche Völkerschaften, die Cimbern und die Teutonen. Diese wurden, wie manche glauben, durch eine Ueberschwemmung genöthigt, ihre Wohnsitze zu verlassen. Männer, Weiber, und Kinder verließen mit allen ihren Habseligkeiten, mit ihren Hunden und Götzenbildern ihre Hütten. Zu Fuß, zu Pferde und auf Karren durchzogen sie Deutschland hin und her. Mit ihnen vereinigten sich wahrscheinlich mehrere andere Deutsche Völkerschaften, theils freywillig, theils mit

*) S. die Karte von Europa.

mit den Waffen dazu gezwungen. Den Winter über pflegten sie von ihrer Wanderung auszuruhen, und bey dem Eintritte des Frühlings setzten sie dieselbe wieder fort. So mochten sie einige Zeit schon in Deutschland umhergestreift seyn, als sich beyde Völker von einander trennten. Die Cimbern zogen in den heutigen Oestreichischen Kreis und kamen so unvermuthet in die Gegenden, wo derselbe an das Adriatische Meer*) und Italien gränzt. Bis dahin hatten nun die Römer schon Eroberungen gemacht. Als die Cimbern sich dem Römischen Gebiete genähert hatten, geriethen sie mit den Römischen Truppen welche sich in den dortigen Gegenden befanden, in Streit. Das Römische Heer wurde von den Cimbern besiegt. Doch zogen sich diese wieder zurück bis an den Rhein, gingen über diesen Fluß, und fielen in das heutige Frankreich ein, das damals Gallien hieß. Hier vereinigten sich die Cimbern und Teutonen wieder mit einander; auch waren beyde durch mehrere andere Völkerschaften, die sich auf ihren Zügen mit ihnen verbunden hatten, so sehr verstärkt worden, daß sie ganz Frankreich von einem Ende bis zum andern durchzogen, plünderten und verheerten, ohne daß ihnen die Einwohner dieses Landes gehörig wiederstehen konnten. In den mittägigen Provin-

*) So nennt man das Meer zwischen Italien und der Türkey.

vinzen von Frankreich, wo sich die Römer auch schon festgesetzt hatten, siegten die Cimbern und Teutonen nebst den mit ihnen sich verbundenen Völkerschaften ebenfalls über die Römer. Auf ihren Zügen durch Frankreich und bey ihren Kämpfen mit den Römern mochten nun jene Deutschen Völker so viel von der Fruchtbarkeit Italiens, von den herrlichen Früchten, die dort wuchsen, von den guten Speisen und Getränken, die man dort ohne viele Mühe haben könnte, gehört haben, daß das Verlangen in dieses so herrliche und gesegnete Land zu kommen, bey ihnen immer stärker wurde. Die Römischen Soldaten waren ihnen gar nicht fürchterlich; denn sie hatten schon mehrmals über sie gesiegt. Sie faßten also den Entschluß, auf verschiedenen Seiten in Italien einzudringen. Die Cimbern trennten sich aufs neue von den Teutonen. Wie es ihnen gegangen ist, soll er hernach hören. Jetzt wollen wir erst sehen, wie es den Teutonen ging. Diese gingen mit ihrem Anführer oder Könige, Teutobach über die Rhone,*) hier an der Gränze von der französischen Provinz, welche Provence heißt. In diese Gegend nun hatten die Römer neue Truppen geschickt und die Anführung derselben ihrem tapfersten und geschicktesten General, Nahmens Marius

*) S. die Karte von Frankreich, Departement 21.

übergeben. Denn die Furcht der Römer vor einem Einbruche der Cimbern und Teutonen in Italien war gewaltig groß. Die Einwohner von Rom hatten so viel fürchterliche Dinge von dem Aussehen dieser Völker, von ihrer riesenmäßigen Größe und Stärke, von ihrer schrecklichen Kleidung, von dem unmenschlichen Geheule und Brüllen, das sie in der Schlacht machen sollten, und von den Grausamkeiten gehört, womit sie die gefangenen Römer behandelten, daß sie sich kein schrecklicher Schicksal denken konnten, als diesen grimmigen Deutschen in die Hände zu fallen, wenn diese nach Italien und nach Rom kommen sollten.

W. Waren denn aber die Cimbern und Teutonen wirklich so fürchterliche Leute?

V. Fürchterlich genug mochten sie wohl aussehen. Sie waren, wie alle alten Deutschen groß und stark, größer und stärker als die Römer gewöhnlich waren; ordentliche Kleider hatten sie nicht; sondern sie hüllten sich in Thierhäute, so daß selbst ein Theil des Gesichts damit bedeckt wurde, und gewöhnlich ragten die Hörner von den Thierfellen, in die sie gehüllt waren, über den Kopf hinaus, so daß sie wie gehörnt aussahen.

Auch



Auch ist es wahr, daß sie bey ihren Angriffen ein fürchterliches Geschrey machten, das gewöhnlich mit einem leisen Gemurmel und Brummen anfing, nach und nach immer stärker wurde und endlich in das fürchterlichste Geheul überging. Mit den Gefangenen gingen sie auch unmenschlich um; Pferde und Menschen, die in ihre Gewalt gerathen waren, hatten sie nach der einen Schlacht, welche sie über die Römer gewonnen hatten, ermordet, die erbeuteten Kleider zerrissen, und das erbeutete Gold und Silber und Kostbarkeiten in die Rhone geworfen. Alle diese Umstände konnten freilich wohl den Römern bange machen.

W. Uebertrieben mochte aber wohl auch manche Nachricht seyn, welche von der Römischen Armee nach Rom kam?

V. Das kann wohl seyn. Denn das wissen wir ja, daß wenn der Mensch einmal in Angst und Schrecken gesetzt ist, ihm jede Sache noch viel fürchterlicher vorkommt, als sie ihm bey kaltem Blute vorkommen würde. Indessen muß es auch zu Rom vernünftige Leute gegeben haben, welche sich in ihrer Furcht zu mäßigen wußten. Das sieht man doch daraus, weil man Anstalten traf, den Einfall in Italien zu verhindern, indem man neue Truppen abschickte, und das Commando über sie dem Marius, ihrem verständigsten und tapfersten Generale gab.

Der Römische Feldherr, ließ den Muth nicht sinken und suchte auch seinen ebenfalls in Furcht gerathenen Soldaten neuen Muth einzuflößen. Er stellte sich mit seiner Armee in ein verschanztes Lager, und suchte seine Truppen nach und nach an den fürchterlichen Anblick der Deutschen zu gewöhnen. Daher ließ er vielleicht kleine Scharmützel der Römer mit den Teutonen zu; aber einen förmlichen allgemeinen Angrif auf die letztern that er nicht mit seinem Heere. Dieß war aber den Teutonen gar nicht gelegen. Diese wünschten nichts mehr, als sich noch einmal mit den Römern zu messen, diese zu schlagen und dann ungehindert nach Italien zu ziehen. Sie selbst konnten das Römische Heer nicht angreiffen, weil dieses durch die Verschanzungen gesichert war. Ein verschanztes Lager war ihnen aber wohl noch ganz etwas neues, und sie verstanden nicht, es anzugreiffen. Nachdem sie nun lange vergeblich auf einen Angriff von Römischer Seite gewartet hatten, wurden sie ungeduldig und setzten ihren Marsch fort, ohne auf das Römische Heer weiter zu achten. Sie furchten die verschanzten Römer so wenig, daß sie unerschrocken bey den Verschanzungen derselben vorbeyzogen, und die Römer, welche ihnen ganz ruhig nachsahen, spöttisch fragten: ob sie vielleicht etwas an ihre Weiber und Kinder

nach Rom zu bestellen hätten. Die Römer hörten ihre Spottreden an, ohne sie im mindesten in ihrem Vorbeyziehen zu beunruhigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Die Teutonen befürchteten gar nicht, daß hinter dem ruhigen Betragen der Römer irgend eine List verborgen seyn könnte. Aber plötzlich, da sie nichts weniger, als dieß vermutheten, brach Marius mit dem Römischen Heere aus seinen Verschanzungen auf, und griff sie an. Die Teutonen wehrten sich auf das tapferste; aber sie wurden von allen Seiten von den Römern umringt und gänzlich geschlagen. Viele blieben auf dem Schlachtfelde und viele andere geriethen in Römische Gefangenschaft. Unter diesen befand sich auch ihr Anführer Teutobach. Dieser war einer der größten und stärksten aus seiner Nation und so geschickt, daß er über vier Pferde springen konnte. In einem Walde, wohin er sich durch die Flucht, nach der gänzlichen Niederlage der

Seinigen, zu retten suchte, wurde er von Römischen Soldaten gefangen und in der Folge bey dem siegreichen Einzuge des Marius in Rom, in diese Stadt in Fesseln eingeführt, wo seine Größe und Stärke von den Römern ausnehmend bewundert wurde.

So war das Schicksal der Teutonen. Laß er uns nun sehen, wie es den Cimbern gieng. Diese waren nach Deutschland wieder zurückgegangen, zogen darauf mitten im Winter über die mit Schnee und Eis bedeckten Alpen und fielen durch das heutige Tyrol (im Oestreichischen Kreise) in Italien ein. An einem Fluß, die Etsch genannt, stand ein Corps Römischer Truppen zur Bedeckung dieser Gegend. Um desto besser über die Etsch kommen zu können, rissen die Cimbern Bäume aus, und rollten sie nebst großen Felsstücken und Erdklumpen in den Fluß, um den schnellen Lauf desselben zu hemmen. Als dieß die Römischen Soldaten sahen, erschracken sie über die Riesenstärke des auf sie eindringenden Feindes und ergriffen eiligst die Flucht. Nun konnten die Cimbern ungehindert weiter in Italien vordringen. In Rom gerieth man aufs neue in die größte Angst, um so mehr, da man dort geglaubt hatte, mit der Niederlage der Teutonen sey alle Gefahr vorüber. Die Cimbern aber eilten

eilten gar nicht mit dem Vorrücken. Sie waren jetzt in eine Gegend gekommen, ins heutige Venetianische Gebiet, wo es ganz andere Dinge zu essen und zu trinken gab, als sie bisher gekannt hatten. Da schmausten sie denn nun weidlich und ließen sich das Italiänische Brod, das gekochte Fleisch und vor allen andern den herrlichen Wein, ein Getränk, wovon man in ihrem Vaterlande gar nichts wußte, so gut schmecken, daß sie darüber das Weiterziehen, Rom und die Römer ganz vergaßen. Erst im Sommer, nachdem sie sich satt geschmaust hatten, fiel es ihnen wieder ein, vorwärts zu marschiren. Unterdessen hatten aber die Römer auch Zeit genug gehabt, sich von der ersten Bestürzung zu erholen. Von Rom aus war der Befehl an den Marius ergangen, schleunigst nach Italien zurückzueilen und sich dem weitern Vordringen der Cimbern entgegen zu setzen. Mit ihm vereinigten sich die bey dem Einbruch des Feindes geflohenen übrigen Römischen Truppen. Als die Cimbern dem Heere des Marius näher gekommen waren, schickten sie Gesandten an ihn ab, und ließen ihm sagen, daß sie von den Römern weiter nichts begehrten, als Wohnplätze für sich und ihre Brüder. „Wer sind eure Brüder?" fragte Marius die Gesandten. Diese antworteten: die Teutonen. „Für diese,

 gab

gab Marius zur Antwort, habe ich schon gesorgt; ich habe ihnen ein Land angewiesen, das sie immer behalten sollen." Hier wurde ihnen zugleich der gefangene Heerführer Teutobach nebst andern gefangenen Teutonen in Ketten vorgeführt. Voll Erbitterung und Wuth über diesen Anblick, verliessen die Gesandten den Römischen General. Die Cimbern wurden, wegen der abschlägigen Antwort und besonders wegen des unglücklichen Schicksals ihrer Brüder, so gegen die Römer aufgebracht, daß sie sogleich den Marius zu einer Schlacht aufforderten und ihm überließen, dazu den Ort und die Zeit zu bestimmen. So gewiß glaubten sie zu siegen. Die Zurüstungen zur Schlacht wurden gemacht. Alles Gepäck, ihre Hütten und zu übrigen Geräthschaften brachten die Cimbern auf ihre Wagen und ließen sie nebst ihren Weibern und Kindern und Hunden zurück. Die vordersten Reihen ihres Heeres wurden mit Ketten an einander geschlossen, damit sie nicht von einander getrennt werden könnten. Der Kampf ging an. Beyde Armeen fochten mit der größten Tapferkeit. Aber die Umstände waren für die Cimbern ganz ungünstig. Marius hatte die Römische Armee so gestellt, daß die Cimbern Sonne, Wind und Staub ins Gesicht bekamen;

dabey

dabey war es eine unerträgliche Hitze, (denn es war mitten im Sommer) und große Hitze war den Deutschen in ihrem Vaterlande damals unbekannt. Alle diese für die Cimbern so nachtheiligen Umstände verschafften den Römern den Sieg. Die meisten von den Cimbern wurden getödtet und sehr viele gefangen genommen. Viele andere flüchteten sich nach der Wagenburg der Weiber und Kinder; hier aber wurden sie von ihren eigenen Weibern und Verwandtinnen, als feige Flüchtlinge ermordet. Ja die Weiber fürchteten so sehr, den Römern in die Hände zu gerathen, daß, als diese gegen die Wagenburg anrückten, sie mit der größten Wuth und Verzweiflung, unterstützt von ihren Hunden, sich und ihre Kinder gegen die Römer vertheidigten, und als es unmöglich war, länger zu wiederstehen, sich und ihre Kinder selbst ums Leben brachten, um nur nicht Sclaven der Römer werden zu dürfen. Wie fürchterlich den Römern diese Deutschen Völker gewesen seyn müssen, kann man daraus sehen, daß sie dem Marius, der sie so glücklich besiegt hatte, den Ehrennamen: Befreyer des Vaterlandes, gaben. Auch nannten sie seit der Zeit das, was sie als etwas recht schreckliches und fürchterliches beschreiben wollten, Cimbrisch. Ein großes Schrecken nannten sie ein Cimbrisches Schrecken, ein

fürchterliches Geheul hieß bey ihnen ein Cimbrisches Geheul. Ob noch Cimbern aus Italien nach Deutschland wieder zurückgekommen seyn mögen, weiß man nicht gewiß; aber manche Gelehrte glauben, daß die Oerter in Deutschland, welche Zimmern, Simmern oder Timmern heißen oder sich auf diese Sylben endigen, von den Cimbern herkommen sollen. Ob das wahr ist, weiß ich nicht. Aber das kann ich ihn versichern, daß in manchen Gegenden von Deutschland z. B. im Hollsteinschen, im Braunschweigischen, ja auch in Thüringen, in neuern Zeiten allerley Waffen in der Erde gefunden worden sind, von denen es sehr wahrscheinlich ist, daß sie Waffen der alten Cimbern gewesen sind. Ein andermal mehr davon. Die Nachricht, die von der ersten Bekanntschaft, welche die Römer mit den Deutschen machten, bis auf uns gekommen ist, kann uns übrigens sehr wichtig und merkwürdig seyn. Weiß er denn warum?

W. Ich weiß eben nicht, warum sie ihm so wichtig vorkommt; mir aber ist sie deswegen merkwürdig, weil ich daraus sehe, daß, wenn gleich damals die Bewohner von Deutschland noch sehr wild und roh gewesen seyn müssen, sie doch schon angefangen hatten, über mancherley Dinge nachzudenken. Sie mußten doch schon ein wenig von

der Kunst verstehen, das Metall zu bearbeiten, denn sie hatten ja Waffen. Auch erzählte er mir ja, daß sie Wagen bey sich gehabt hätten, worauf sie ihre Geräthschaften, Hütten u. dergl. fortschafften. Alles das zu machen, dazu ist doch Nachdenken nöthig.

B. Da hat er Recht, und es ist mir lieb, daß ihm gerade das von der ganzen Begebenheit das wichtigste ist, was ich auch dafür halte.

W. Aber ich möchte nur wissen, wie sie so nach und nach auf die Erfindung aller dieser Dinge mögen gekommen seyn. Kann er mir das nicht sagen?

B. Das kann ich nicht, denn ich bin nicht dabey gewesen und Nachrichten davon giebt es auch nicht. Indessen kann ich mir doch ohngefähr ein wenig vorstellen, wie es damit zugegangen seyn mag. Die Noth, die Noth ist gewöhnlich die beste Lehrerin der Menschen! Die Kälte und das üble Wetter nöthigte sie, sich Schutz dagegen zu suchen. Da dachten sie nun nach und erfanden eine Art von Hütte, die anfänglich schlecht genug gewesen seyn wird; aber mit der Zeit lernten sie bessere machen. Der Hunger lehrte sie auf Instrumente denken, Thiere zu fangen. Anfänglich mögen sie dieselben von Steinen und von Holz verfertigt haben; aber als sie das Metall bearbeiten lernten,

mach-

machten sie auch metallene Waffen. Die Werkzeuge, welche sie zur Erlegung der Thiere brauchten, brauchten sie hernach auch, um sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen und andere aus ihren Wohnplätzen zu vertreiben, wenn sie nichts mehr in ihrer Gegend zu essen fanden, oder wenn es ihnen nicht mehr dort gefiel. Auf diese Weise mag denn die Noth und auch wohl andere Umstände sie auf mancherley Erfindungen gebracht haben. Sehr angenehm wäre es freylich, wenn wir genaue Nachrichten hätten, wie unsere Vorfahren in ihren Kenntnissen immer weiter gekommen sind, ein Ding nach dem andern erfunden, und die gemachten Erfindungen immer mehr vervollkommnet haben. Aber aus den ältesten Zeiten fehlen uns diese Nachrichten ganz, weil unsere ältesten Vorfahren, wie ich ihm schon gesagt habe, damals die Schreibekunst nicht verstanden, sondern erst in spätern Zeiten gelernt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Siebentes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

So eroberungssüchtig auch die Römer waren; so scheinen sie doch nicht Lust gehabt zu haben, nach ihren Siegen über die Cimbern und Teutonen in das Vaterland dieser Leute selbst einzudringen; sondern sie begnügten sich damit, sich diese schlimmen Gäste vom Halse geschaft zu haben. Zu fromm zu einer solchen Unternehmung waren sie übrigens nicht; denn sie dachten, wie er weiß, je mehr, je lieber. Aber wahrscheinlich mochten ihnen die Deutschen Gefangenen eine so üble Vorstellung von unserm Vaterlande, von seiner Rauheit, Unfruchtbarkeit und schrecklichen Kälte beygebracht haben, daß ihnen, die in einem so fruchtbaren Lande wohnten, alle Lust nach Deutschland vergieng. Auch mochte ihnen wohl das Herz fehlen, sich mit so fürchterlichen, gros-

sen, starken und wilden Burschen in Deutschland herumzuschlagen, da ihnen schon einmal Leute aus diesem rauhem Lande, selbst in Italien, so viel zu schaffen gemacht hatten. ————

Funfzig Jahre tummelten sich nun wieder die Völkerschaften unsers Vaterlandes, ungestört von andern Völkern, mit einander herum, ohne daß man weiter Nachrichten hat, wie es eigentlich mit ihnen ging. — Aber ohngefähr 50 Jahre vor Christi Geburt gerieth ein anderes Deutsches Volk mit den Römern in Bekanntschaft, und seit der Zeit wurden die alten Deutschen mehrere Jahrhunderte hindurch in fast unaufhörliche Kriege mit dem Römischen Volke verwickelt, wovon ich ihm doch eines und das andere erzählen will, so wie von den merkwürdigen Folgen, welche diese Kriege auf unsere Vorfahren und auf unser Vaterland gehabt haben.

Das Deutsche Volk, welches mit den Römern in Streit gerieth, waren die Sveven. Die Sveven wohnten längs dem Rheine und am Mayn hin, ohngefähr in dem heutigen Schwaben (welches von diesem Volke seinen Namen hat) und in dem Oberrheinischen Kreise *). Sie waren damals eines der mächtigsten und ansehnlichsten Deutschen Völker und bestanden aus mehrern

Völker.

*) S. die Kriegskarte Thür. Bot. Jahrg. 1794.

Völkerschaften, von denen jede wieder ihren besondern Namen hatte. Alle liebten den Krieg. Gewöhnlich war auch immer ein Theil dieses Volkes mit Kriegführen beschäftigt, während dessen ein anderer Theil zu Hause blieb und für den Unterhalt derer sorgte, welche andere bekriegten. Das folgende Jahr pflegten diese in den Krieg zu ziehen und jene kamen heim. Sie waren an ihrem Körper, durch Gewöhnung von der frühesten Jugend an, so abgehärtet, daß sie bey der rauhesten Witterung sich in den Flüssen badeten. Dieß war eine Gewohnheit, welche wir auch jetzt noch nachahmen sollten. Wie viel würde dadurch unsern Körper an Gesundheit, Stärke und Festigkeit gewinnen; und haben wir einen gesunden und abgehärteten Körper nicht eben so nöthig, als die alten Sueven? Ihre Weiber führten mit eben solcher Geschicklichkeit die Waffen, wie die Männer und waren eben so abgehärtet wie diese. Ohngefähr 50 Jahre vor Christi Geburt lebte nun unter den Sueven ein Mann, Namens Ariovist oder Ehrenvest, (Ernst) welcher einer ihrer Könige oder Anführer in den Kriegen war, die sie beständig führten. Dieser hatte sich durch seine Tapferkeit ein so großes Ansehen erworben, daß er selbst jenseits des Rheins bey den Bewohnern des heuti-

 gen

gen Frankreichs bekannt geworden war. Frankreich wurde damals von einem Volke, Gallier genannt, bewohnt. Die Gallier bestanden eben so wie die Deutschen aus vielen Völkerschaften. Zwey von denselben, welche hier in den nach der Schweitz hinliegenden Provinzen des heutigen Frankreichs wohnten, *) führten damals Krieg mit einander, als Ehrenvest bey den Sueven in Deutschland sich so großes Ansehen erworben hatte. Die eine dieser Gallischen Völkerschaften rief daher denselben zu Hülfe gegen ihre Feinde. Ehrenfest, der nichts so sehr als den Krieg liebte, war sogleich bereit, ihr Verlangen zu erfüllen. Er setzte sich mit einem großen Haufen Deutschen auf Kähne, fuhr mit ihnen über den Rhein, half denen, welche ihn um Hülfe gebeten hatten, ihre Feinde besiegen und erhielt für seine Mühe eine Strecke Landes in Gallien, (so hieß damals Frankreich von seinen Einwohnern) welches schon viel angebaueter und fruchtbarer, als Deutschland war. Da gefiel es ihm nun mit seinen Deutschen sowohl, daß er und diese beschlossen, lieber dort zu bleiben als in ihr unfruchtbares Vaterland zurück zu gehen. Nach und nach ließ Ehrenfest immer mehrere von seinen Landsleuten über den

*) S. die Karte v. Frankreich Depart. 80. 81. 82. 12. 14. 15.

den Rhein kommen, vergrößerte sein Gebiet in Gallien immer mehr und wurde so mächtig, daß er dort ein eigenes Reich stiftete, und sich auch diejenigen Gallier unterwarf, denen er anfänglich gegen ihre Feinde zu Hülfe gekommen war. Ein Schicksal, das gewöhnlich einzelne Menschen, wie ganze Völker trift; wenn sie, statt durch Nachdenken und gehörige Anstrengung ihrer eigenen Kräfte sich selbst zu helfen, bey andern Hülfe suchen. Er wird in der folgenden Geschichte unseres Vaterlandes auch manche Beyspiele dieser Art bemerken können. Die immer mehr zunehmende Anzahl der Deutschen, welche über den Rhein nach Gallien (Frankreich) kamen, und die dadurch sich immer mehr vergrößernde Macht des Königs Ariovist oder Ehrenvest wurde den Galliern von Tage zu Tage bedenklicher. Sie fingen an zu fürchten, daß wohl am Ende die Deutschen sich ganz Gallien unterwerfen könnten. Sie selbst wurden immer muthloser und daher nahmen sie ihre Zuflucht wieder zu einem neuen Nachbar, mit welchem es ihnen aber endlich nicht besser ging als mit dem erstern. Dieser neue Nachbar, den die Gallier jetzt nun wieder gegen die Deutschen um Hülfe baten, waren die Römer. Diese hatten nämlich von Italien aus ein Stück von der Schweitz erobert und waren auch in den an

Italien gränzenden Provinzen des heutigen Frankreichs schon so weit vorgedrungen, daß sie denjenigen Gallischen Völkerschaften immer näher kamen, in deren Gebiete sich die Deutschen unter Ehrenfests Anführung so sehr ausgebreitet hatten. Der Statthalter und Anführer der Römischen Truppen in dem schon unter Römischer Herrschaft stehenden Antheile von Gallien hieß damals, Julius Cäsar. Dieser war ein Mann von sonst großen Einsichten, aber ein großer Freund des Krieges und wirklich selbst sehr tapfer. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als sich durch Eroberungen anderer Länder Ruhm zu erwerben, und sein ganzes Bestreben ging dahin, recht viel Leuten befehlen zu können. Ob übrigens seine Eroberungssucht und Ehrgeitz tausenden von Menschen mehr oder weniger das Leben kostete, das nahm er nicht so genau. Nun wird er leicht begreiffen, daß einem Manne von solcher Denkungsart nichts angenehmer seyn konnte, als die Bitte der Gallier ihnen gegen die Deutschen zu helfen. Ueberdieß war es ihm und den Römern schon lange sehr ungelegen gewesen, daß die kriegerischen Deutschen auf dieser Seite nun aufs neue dem Römischen Gebiet so nahe gekommen waren. Auch hatten die Römer, wahrscheinlich um gegen Deutsche Einfälle in ihr Gebiet um so sicherer

zu

zu seyn, schon einige Zeit vorher mit dem König Ehrenvest ein Freundschaftsbündnis geschlossen. Als nun der Römische Statthalter Julius Cäsar von den Galliern um Hülfe gegen die Bedruckungen der Deutschen gebeten wurde: so lud er durch Gesandte den König Ehrenvest, als einen Freund und Bundesgenossen des Römischen Volkes, zu einer Unterredung ein. Aber dieser merkte schon die Absicht derselben und ließ daher dem Julius Cäsar zur Antwort sagen: wenn er für sich selbst etwas mit Cäsarn zu reden hätte: so würde er gewiß zu ihm kommen. Da aber Cäsar etwas mit ihm zu sprechen habe: so wäre es ja wohl billig, daß der Römische Statthalter zu ihm käme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unter dem Titel:

Alphabetisches Verzeichniß aller in den Herzoglich Sächsischen, Fürstlich Anhalt-, Fürstlich Schwarzburg-, Fürstlich und Gräflich Reußischen Landen, und in dem zu Churmaynz gehörigen Erfurter Gebiet und Herrschaft Blankenhayn rc. rc. befindli-

findlichen großen und kleinen Städten, Aemtern, Schlössern, Flecken, Rittergütern, Dörfern, einzelnen Vorwerken, Schäfereyen, Mühlen, Berg- Salz- und Farbenwerken, Glashütten, wüsten Marken, Poststationen ꝛc. wem, in welches Amt oder Jurisdiktion jedes gehörig, mit beygefügten Anmerkungen und einem Anhang aller Flüße, Bäche, Seen, Thäler, Berge und Wälder

will Herr von Bube ein Buch auf weißes Druckpapier in 26—28. Bogen zur Ostermesse 1795 liefern. Die Vollmerische Buchhandlung zu Erfurt nimmt darauf Pränumeration mit 18 gr. Sächs. Courent an.

Eben diese Buchhandlung kündigt auch einen Atlas über diese Länder in 13 Blättern an, in folgender Ordnung.

1—2) Fürstenthum Altenburg und Besitzungen der Fürsten und Grafen Reuß.
3) — Gotha und Erfurter Gebiet.
4—5) — Eisenach und Meiningen.
6) — Weimar.
7) — Coburg.
8) — Hildburgshausen.
9—10) — Anhalt.
11) Obere Grafschaft Schwarzburg.
12) Untere Grafschaft Schwarzburg.
13) Eine Generalcharte des ganzen Distrikts.

Sie werden ebenfalls vom Herrn von Bube gezeichnet, und in zwey Abtheilungen zu Michael und zu Weyhnachten geliefert. Auf jede Abtheilung wird mit 1 thlr. Sächs. pränumerirt.

Der Bote aus Thüringen.

Achtes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Daß diese Antwort den ehrgeitzigen Cäsar nicht wenig verdroß, war natürlich. Er verlangte hierauf durch eine neue Gesandschaft von dem Könige Ehrenvest, daß dieser den Galliern ihre Freyheit wieder geben und keine Deutschen mehr über den Rhein kommen lassen sollte. Die Antwort, welche Ehrenvist dem Cäsar durch die Römischen Gesandten gab, mochte diesen nicht weniger als die erste verdrießen. „Ich thue, ließ er „dem Cäsar zur Antwort sagen, weiter nichts, als „was Sieger zu thun pflegen, und was auch die „Römer selbst in solchen Fällen thun. Ich werde „daher vom Cäsar keine Vorschriften annehmen. „Ist er damit nicht zufrieden: so mögen die Waf„fen unsere Sache entscheiden. Aber bald werden „Cäsar und die Römer erfahren, was die Tapfer-

„keit der unüberwindlichen, in den Waffen so ge„übten Deutschen vermag, die schon seit 14 Jahren unter kein Dach gekommen sind." Auf diese Antwort machte Cäsar Anstalten zum Aufbruche seiner Armee und eilte den Galliern zu Hülfe. So muthig indessen der Römische Feldherr war, so muthlos waren doch seine Truppen, als sie hörten, daß sie gegen die Deutschen Krieg führen sollten. Viele mochten schon aus den Erzählungen ihrer Väter, die ehemals mit den Cimbern und Teutonen gefochten hatten, die außerordentliche Tapferkeit der Deutschen und ihr den Römern so furchtbares Aussehen, körperliche Stärke und Größe kennen. Ueberdieß machten ihnen ihre Freunde, die muthlosen Gallier, als sie in das Gebiet derselben kamen, eine fürchterliche Beschreibung von den Leuten, mit welchen sie kämpfen sollten. Da hörten sie so viel von den schrecklich blitzenden Augen, von den wüthenden Geberden, von dem wilden Kriegsgeschrey der Deutschen, daß die meisten von ihnen, von den Officieren bis auf die gemeinen Soldaten, ihren sonst gewöhnlichen Muth verlohren und ganz verzagt wurden. Viele Officiere erdichteten allerley Ursachen, um Urlaub zu erhalten, und die, welche die Scham von einem solchen Schritte zurückhielt, jammerten und weinten doch über

ihr

ihr bevorstehendes Unglück. Wo man im Römischen Lager hin sah, bemerkte man Soldaten, welche ihr Testament machten; und von allen Seiten hörte man Klagen über das traurige Schicksal, dem sie entgegen gingen. Selbst die beherztesten und geübtesten Krieger wünschten, daß Cäsar diesen ganzen Krieg unterlassen möchte, und machten ihm daher eine abschreckende Beschreibung von den vielen Hindernissen, die ihnen aufstoßen, von den schlechten Wegen, von den undurchdringlich dicken Wäldern, welche sie auf ihrem fernern Marsche antreffen, von dem Mangel an Lebensmitteln, den sie in Feindes Land würden leiden müssen. Aber alle Klagen, alles Weinen, die Muthlosigkeit seiner Armee, alle noch so abschreckenden Vorstellungen konnten den Cäsar in seinem einmal und gewiß mit Ueberlegung gefaßten Entschlusse nicht wankend machen. Mit seiner großen Beredsamkeit suchte er vielmehr seinen verzagten Soldaten wieder Muth einzuflößen, wiederlegte alle ihre Besorgnisse so gut als möglich, reitzte ihren Ehrgeitz, indem er sie auf die trotzige Antwort Ehrenvests aufmerksam machte, und sie an die großen Kriegsthaten ihrer Väter gegen die Cimbern und Teutonen erinnerte. Diese und andere dergleichen Vorstellungen Cäsars erhoben auf einmal den ge-

sunkenen Muth der Römer und alle erklärten willig ihrem Anführer wohin er sie auch führen wolle, zu folgen. Cäsar rückte darauf mit seinem Heere den Deutschen immer näher. Als er nur etwa noch ein Paar Meilen von der Deutschen Armee entfernt war und Ehrenvest dieß hörte: schickte letzterer Gesandte an den Cäsar und ließ ihm sagen, daß er nun zu einer Unterredung mit ihm bereit sey. Beyde kamen auch wirklich auf einem bestimmten Platze zusammen, und weil keiner dem andern trauete, jeder unter Bedeckung eines Corps Reuterey. Die ganze Unterredung war indessen fruchtlos. Keiner wollte dem andern, wie es ja auch jetzt noch, unter Königen und ganzen Staaten, wie unter gemeinen Leuten oft zu geschehen pflegt, dem andern nachgeben. Jeder wußte so schön zu beweisen, daß er nur allein Recht und der andere in allen Stücken Unrecht habe; jeder meynte, der andere habe die ganze Streitigkeit angefangen und er selbst sey ganz unschuldig an allem. Beyde Herren würden noch lange mit einander sich herum gezankt haben, wenn nicht die einige 100 Schritt von dem Unterredungsorte zurückgebliebene Bedeckung des Königs Ehrenvest allerley Anstalten gemacht hätte, woraus die Römischen Reuter und Cäsar schlossen, daß man sie angreiffen wolle.

Cä-

Cäsar hielt es daher für das Beste, schnell die Unterredung abzubrechen, und sich mit seinen Reutern wieder in sein Lager zurückzuziehen. Noch einige Tage blieben die Armeen einander gegen über stehen, ohne etwas gegen einander zu unternehmen. Während dieser Zeit forderte Ehrenvest den Cäsar zu einer zweyten Unterredung auf. Dieser aber wollte, weil er eine List darunter vermuthete, sich nicht darauf einlassen; schickte aber (da Ehrenvest verlangt hatte, daß wenn er nicht selbst sich mit ihm zum zweytenmal unterreden wollte, er doch einen Gesandten an ihn in dieser Absicht schicken möchte) zwey Gallier an ihn ab, um mit ihm zu sprechen. So wie diese im Deutschen Lager angekommen waren, ließ Ehrenvest sie treuloser Weise in Fesseln legen. Hierauf näherte dieser sich mit seinem Heere noch mehr der Römischen Armee und machte alle Anstalten den Römern die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden. Cäsar, welcher wünschte, Ehrenvest möchte ihn angreifen, stellte seine Armee mehrere Tage hindurch in Schlachtordnung. Aber Ehrenvest griff ihn nicht an; sondern ließ nur durch seine Reuterey die Römer zuweilen beunruhigen, und mehrere Tage hindurch blieb es nur bey kleinern Gefechten. Da bey diesen die Römer mehrere Deutsche gefangen genommen

 hat-

hatten: so erkundigte sich Cäsar bey den Deutschen Gefangenen, warum denn ihr König Ehrenvest, ob gleich die Römische Armee mehrere Tage hindurch in Schlachtordnung gestanden, dieselben nicht angegriffen hätte. Da hörte denn Cäsar zu seiner Verwunderung eine gar sonderbare Ursache. Was meynt er wohl, Herr Gevatter! was Herr Ehrenvesten, den er doch nun schon als einen sehr kecken und stolzen Mann hat kennen gelernt, von einer Schlacht mit den Römern abgehalten hatte? Alte Weiber. Er wird es kaum glauben und doch ist es wahr. Hör er nur, wie das zugieng. Die alten Deutschen waren, wie noch jetzt alle unwissende und unaufgeklärte Menschen und Völker sehr abergläubisch. Bey ihrer Armee hatten sie daher immer weissagende Frauen, die sie Alraunen oder Alrunen nannten, von denen ich ihm in der Folge mehr erzählen werde. Diese wurden immer erst befragt, ehe etwas gegen den Feind unternommen wurde. Wollte der Anführer eine Schlacht liefern und die Alraunen wiederriethen sie: so versäumte man eher die günstigsten Umstände, als daß man hätte dem Ausspruche dieser Weiber entgegen handeln sollen. Dießmal glaubten nun die Alraunen gewisse Zeichen bemerkt zu haben, woraus sie schlossen, daß wenn die Deutschen

sich

sich vor dem Neumonde in eine Schlacht einliessen, dieselbe für sie einen unglücklichen Ausgang haben werde. Dieß war die Ursache, warum Ehrenvest die Römer noch nicht angreiffen wollte. Kaum hatte Cäsar dieß von den Gefangenen gehört: so hielt er es der Klugheit gemäß, den Aberglauben seiner Feinde zu benutzen. Gleich des folgenden Tages brach er mit seiner Armee aus dem Lager auf und gieng auf die Deutschen los. So wie Ehrenvest dieß bemerkte, blieb ihm nichts anders übrig, als Anstalten zur Gegenwehr zu machen. Zurückziehen konnte er sich nicht, weil die Römer ihm ganz nahe waren. Er stellte daher sein Heer in aller Eil in Schlachtordnung, umgab es nach der damaligen Gewohnheit der Deutschen an den Seiten und im Rücken, damit keiner entfliehen sollte, mit Wagen und Karren, auf welche sich die Weiber setzten und ihre Väter, Männer, Söhne und Brüder durch ihr Geschrey und Heulen zur Tapferkeit ermunterten und flehentlich baten, sie nicht in die Römische Gefangenschaft gerathen zu lassen. Aber alles dieß wollte nichts helfen. Die Deutschen wurden gänzlich geschlagen, und ergriffen die Flucht. Die meisten wurden auf der Flucht getödet; die übrigen retteten sich durch Schwimmen und auf Kähnen über den Rhein, wozu

auch der König Ehrenvest gehörte. Was möchte wohl die Ursache seyn, daß die Deutschen diese Schlacht verlohren? Wenigstens sehr viel trug dazu der Glaube bey, daß sie vor dem Neumonde gegen die Römer nichts ausrichten würden. Dieß fiel ihnen gewiß mitten im Gefechte ein und benahm ihnen allen Muth zur standhaften Gegenwehr. Sobald man aber bey seinen Unternehmungen keinen rechten Muth und keinen rechten Glauben an einen guten Erfolg hat, wird auch gemeiniglich nicht viel Kluges daraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Neuntes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

W. Nun was wird er mir heute zu erzählen haben Herr Ehrenvest hatte also aus Gallien wieder abziehen müssen.

B. Meynt er nicht, daß, wenn Ehrenvest sich unter seinen Freunden so aufführte, ihm hierbey auch ganz recht geschehen ist?

W. Freylich. Ich bin sehr dafür, daß man jedem das Seine läßt. Wenn Ehrenvest hätte edel handeln wollen, so mußte er denen, die ihn zu Hülfe riefen, beystehen, und dann wieder hingehen, wo er hergekommen war; aber nicht andere und noch weniger seine eigenen Freunde unterdrücken wollen. — War denn aber auch Cäsar damit allein zufrieden, daß er die Deutschen wieder aus Gallien vertrieben hatte; oder fiel er nun etwa auch in Deutschland ein? Fast vermu-

the ich, da er so ehrgeitzig und ruhmsüchtig war, das leztere.

B. Da vermuthet er auch ganz recht. Doch geschah dieß nicht gleich nach dem Siege über den König Ehrenvest. Vielmehr unterwarf Câsar der Herrschaft der Römer erst einen großen Theil von Frankreich, und besiegte auch von da aus alle Völkerschaften welche längs der linken Seite des Rheins hin wohnten. Unter diesen befanden sich auch viele Deutsche, welche ehemals über den Rhein gegangen und auf der linken Seite desselben sich niedergelassen hatten. Nehme er einmal die Kriegskarte, welche ich ihm vor einigen Wochen mitgebracht habe, zur Hand. Sieht er, alles das hier, was die Herren Franzosen in dem jetzigen bösen Kriege von Deutschland erobert haben und mit ihren Truppen besetzt halten, das eroberte auch Câsar nach und nach, so daß also alles Land, das jenseits des Rheines lag Römisch war, und das deutsche Gebiet erst diesseits dieses Flusses anfing. Aber auch damit, daß er alles was jenseits des Rheines lag, den Römern unterworfen hatte, war der ehrgeitzige und eroberungssüchtige Câsar nicht zufrieden. Er wollte auch diesseits des Rheins sein Heil versuchen. Hier wollte es nun aber nicht so gut gehen, als jenseits desselben. Zwar ging er wirklich über

den

den Rhein, nachdem er, über denselben eine Brücke hatte schlagen lassen. Es soll dieß nicht gar weit von dem heutigen Maynz geschehen seyn. (Diese Stadt selbst war aber damals noch nicht erbauet.) Alle beydemale aber konnte Cäsar und die Römer diesseits des Rheins nichts gegen die Deutschen ausrichten. Denn die Deutschen waren jetzt klüger geworden. Sie sahen ein, daß sie in einer ordentlichen Schlacht auf freyem Felde gegen die Römer nicht viel ausrichten könnten. Sobald sie daher von Cäsars Uebergange über den Rhein Nachricht erhielten, zogen sie sich von den Rheinufern mit allen Lebensmitteln und Weibern und Kindern in ihre grosen Wälder zurück. Dahin aber hatten die Römer nun eben nicht Lust ihnen zu folgen; denn auch sie waren keine Narren. Sie wußten wohl, daß in den Wäldern, wo Mann gegen Mann fechten mußte, wo sie keine Wege kannten, keine Lebensmittel finden und leicht überfallen werden konnten, nichts für sie zu machen sey. Sie begnügten sich also damit, daß sie doch nun sagen konnten, sie wären auch sogar jenseits des Rheins gewesen, und gingen über ihre Brücke wieder hin, wo sie hergekommen waren. Spuren daß sie auch diesseits des Rheins gewesen waren, ließen sie indessen doch zurück. Sie hatten nämlich die Hüt-

ten der Deutschen, da diese sich zurückgezogen hatten, verbrannt. Als die Römer das erstemal sich wieder über den Rhein zurückgezogen hatten, war die Brücke über denselben wieder abgebrochen worden. Beym zweyten Rückzuge ließ Cäsar aber nur den an das diesseitige Rheinufer stoßenden Theil abbrechen; den jenseitigen ließ er aber stehen, und am Ende desselben einen Thurm und Vestungswerke anlegen, in denen er eine Besatzung zurückließ. Dieß geschah theils um das Gebiet der Römer am Rheine vor Deutschen Ueberfällen wenigstens auf dieser Seite etwas zu sichern; theils hatte aber auch Cäsar dabey die Absicht, von diesen Vestungswerken aus künftig neue Versuche zur Unterjochung der Deutschen diesseits des Rheins zu machen. Aber er fand nachher so viel andere Sachen zu thun, daß er selbst nicht weiter an Eroberungen dieser Art denken konnte. Nicht nur aber von der Seite des Rheins oder gegen Abend waren die Deutschen nun Nachbarn der Römer; sondern sie wurden es auch noch einige Jahre vor Christi Geburt von einer andern Seite, nämlich gegen Mittag längs der Donau, einem andern großen Flusse Deutschlands. Zu der Zeit, als der Römische Kaiser Augustus (eben der Herr, unter dessen Regierung unser Heiland gebohren wurde) re-

gierte,

gierte, geschah dieß. Der Kaiser Augustus schickte eine Armee von Italien aus, welche nach und nach alle Länder bis an die Donau eroberte. In diesen Ländern wohnten zum Theil auch Leute von Deutschem Herkommen, welche sich dort, wo es viel fruchtbarer war, Wohnplätze gesucht hatten. Auf diese Weise waren die Römer auch gegen Mittag Nachbarn der Deutschen geworden. Alles was nun jenseits der Donau und dem Rheine lag, war unter Römischer Herrschaft, und diese beyden großen Flüsse machten also um die Zeit der Geburt Christi die Gränze zwischen dem Deutschen und dem Römischen Gebiete. Wenn ich ihm die Karte von Deutschland mitbringen werde, und ich denke, das soll nicht lange mehr dauern: so gucke er hernach auf der Karte nach, da wird er finden, daß manches Land, das jetzt zum Deutschen Reiche gehört, zu jener Zeit nicht dazu, sondern den Römern gehörte. Was ihnen jenseits des Rheins gehörte, das habe ich ihm schon vorhin auf der Kriegskarte gezeigt. Was ihnen aber jenseits der Donau vom heutigen Deutschland gehörte, will ich ihm wenigstens nennen, damit er sich es, wenn er die Karte von Deutschland bekommt, aufsuchen kann. Es war dieß ein Theil von Schwaben, der größte Theil des Bayerschen und fast

der ganze Oestreichische Kreis, nur ein kleines Stückchen ausgenommen.

Man sollte denken, die Römer hätten nun wohl zufrieden seyn können, daß sie gegen die Deutschen den Rhein und die Donau zu Gränzen ihres Gebiets gemacht hatten. Aber sie waren es nicht. Und die Deutschen hätten ja wohl auch diesseits der genannten Flüsse zu thun genug gehabt, wenn sie ihr noch ganz wildes und unangebauetes Land hätten anbauen wollen. Aber das stand diesen auch nicht an. Ihre Begierde zu kriegen ließ ihnen keine Ruhe, immer thaten sie Einfälle über diese Flüsse ins Römische Gebiet, und zogen, wenn sie genug geplündert hatten, wieder heim, oder wurden auch wohl von den Römern zurückgeschlagen. Seitdem diese beyden Nationen einander so nahe gekommen waren, hatten sie daher unaufhörliche Balgereyen mit einander. Es würde ihm wenig Vergnügen machen und zu nichts nützen, wenn ich ihm davon viel erzählen wollte. Etwas soll er zwar noch davon in der Folge hören. Jetzt aber will ich ihm lieber erst etwas davon erzählen, wie es in jenen alten Zeiten, sonst noch in Deutschland ausgesehen, wie es um den Anbau des Landes gestanden, wovon sich unsere alten Vorfahren genährt, was sie für besondere Sitten und Gebräu-

che und dergleichen zu der Zeit gehabt haben, als sie sich so mit den Römern herumbalgten. Ich denke doch, daß er das auch gern wird wissen wollen.

W. Ja freylich! Aber mit Erlaubniß, Herr Gevatter! vorher noch eine Frage. Von wem hat man denn das, was er mir bisher erzählt hat und ferner noch aus den alten Zeiten erzählen will, erfahren? Ich denke, damals konnten die Deutschen noch nicht schreiben.

B. Ganz recht, das konnten sie nicht. Aber doch hat man Bücher aus jenen Zeiten, worinne man auch einige Nachrichten von den Deutschen und dem alten Deutschland findet. Hat er denn wieder vergessen, daß ich ihm schon einmal gesagt habe, daß es unter den Römern damals Leute gab, welche Bücher schrieben? Von ihren Büchern sind nun auch einige bis auf unsere Zeiten gekommen. Diese Bücher kann er und ich freylich nicht verstehen, weil sie in Lateinischer Sprache, als der Muttersprache der alten Römer, geschrieben sind; aber unsere Gelehrten verstehen sie doch, und in deren ihren Büchern habe ich gelesen, was die Römer von unsern ältesten Vorfahren erzählt haben. Auch der Römische Herr General Cäsar hat unter andern ein Buch geschrieben, (das die Gelehrten jetzt noch haben,)

 worinne

worinne er selbst seine Kriege mit den Deutschen, und auch manches von den besondern Gewohnheiten der letztern erzählt. Aber auch in andern Büchern der Römer findet man noch manches merkwürdige von unsern Vorfahren.

W. Was es doch für eine hübsche Sache mit dem Schreiben ist! Da kann man doch Nachrichten von den alten, längst vergangenen Zeiten haben, und den Nachkommen nach vielen, vielen hundert Jahren noch zu wissen thun, was sich jetzt zuträgt. Aber sage er mir doch nur, wie man es gemacht hat, daß sich die Bücher, die man in den alten Zeiten schrieb, bis auf unsere Zeiten erhalten haben? Ich denke das Buchdrucken ist erst seit einigen 100 Jahren erfunden worden.

B. Ja, das ist nun auch wieder so eine erstaunenswürdige Sache. Mit der Zeit will ich es ihm aber schon noch erzählen, wie sich die alten Bücher auch ohne Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten erhalten haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Zehntes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

B. Weiß er noch, Herr Wirth! was ich ihm bey meinem letzten Besuch zu erzählen versprach?

W. Ich müßte ja wohl ein sehr kurzes Gedächtniß haben, wenn ich dieß schon wieder vergessen hätte. Er wollte mir erzählen, wie es in den ältesten Zeiten in Deutschland ausgesehen, wie es um den Anbau unsers Vaterlandes gestanden hat, womit sich unsere Vorfahren beschäftigt und was diese sonst noch für besondere Sitten und Gebräuche gehabt haben. Sieht er, daß ich es noch weiß.

B. Nun so höre er recht aufmerksam zu. Damals, als unsere Vorfahren mit den Römern so viel zu thun hatten, sah es in Deutschland noch ganz gewaltig wild aus. Wenn er sich den damaligen Zustand unsers Vaterlandes recht deut-

lich vorstellen will: so muß er die gegenwärtige Beschaffenheit desselben auf einige Zeit ganz vergessen. Er muß sich vorstellen, daß überall, wo jetzt die fruchtbarsten Aecker, Wiesen, Weinberge und Obstgärten sind, damals nichts als ungeheuer grose Waldungen waren. Da wo jetzt Städte, Dörfer und Lustschlösser stehen, muß er an ihre Stelle sich Wald, Seen, Sümpfe und Moräste hin denken. Nur an den Ufern des Rheins und der Donau sah es ein wenig freundlicher aus. Von diesen Flüssen aber an bis gegen Norden oder Mitternacht an die Nord und Ostsee und gegen Morgen oder Osten bis an das heutige Polen und Ungarn waren fast nichts als lauter Wälder. Der gröste von diesen Wäldern, bedenke er nur selbst, hatte 30 Meilen in der Breite und wohl 150 Meilen in der Länge. Das heiße ich doch einen Wald. Er fing an der Schweitzergränze vom Bodensee an, zog sich längs der Donau hin und ging bis ins heutige Ungarn hinein. Damals nannte man ihn den Hercynischen oder Harzwald. Dieser und andere großen Waldungen sind zwar in spätern Zeiten von den Einwohnern größtentheils ausgehauen worden; aber der Schwarzwald in Schwaben, der Thüringerwald, die Böhmischen und Schlesischen Waldungen, sind noch beträchtliche Ueberreste von denselben. Die Waldun-

dungen in den südlichen oder gegen Mittag liegenden Gegenden Deutschlands enthielten, wie noch heut zu Tage, meist Fichten und Tannen, da hingegen die Wälder der nördlichen oder gegen Mitternacht liegenden Deutschen Provinzen aus sehr großen Eichen bestanden. Diese ungeheuern Wälder hatten nun auch einen sehr großen Einfluß auf die Beschaffenheit der Witterung, welche daher damals in unserm Vaterlande ganz anders als jetzt war. Die schöne Abwechselung der Jahrszeiten, die uns so viel Annehmlichkeiten verschaft, hatten unsere Vorfahren nicht. Den größten Theil des Jahres hindurch war es damals in Deutschland Winter, oder doch eine sehr rauhe, kalte, feuchte und unangenehme Witterung. Das konnte auch gar nicht anders seyn. Die vielen Waldungen machten, daß die Sonnenstrahlen die Erde nicht gehörig durchwärmen konnten, und sie verhinderten auch das freye Aufsteigen der Dünste. Daraus mußten viele feuchte Nebel, häufige Regengüsse und Schnee entstehen; dadurch wurde die Erde mit Feuchtigkeit überladen und die Folgen davon waren rauhe Witterung, und die vielen Seen, Sümpfe und Moräste, die es damals in unserm Vaterlande gab.

W. Wenn das so ist, so kann ja der Mensch sich gar zum Herrn der Witterung machen, und

wenn er will, einem Lande rauhes und wärmeres Wetter geben!

B. Wie versteht er das?

W. Ich meyne es so. Wenn der Mensch in einer Gegend große Sümpfe und Moräste austrocknet, große Wälder aushauet und in Ackerland und Wiesen verwandelt: so müßen ja dort auch die feuchte Luft und die ungesunden feuchten Ausdünstungen weggeschaft und die Witterung dort angenehmer werden.

B. Zuverläßig kann der Mensch auf diese Weise etwas zur Veränderung der Witterung in einem Lande beytragen. Denn daß wir jezt in Deutschland eine viel angenehmere und sanftere Witterung haben, kommt gewiß daher, daß in spätern Zeiten die ungeheuern Waldungen ausgehauen, die Sümpfe ausgetrocknet, und das Land so schön angebauet worden ist, so daß man das alte Deutschland darinne gar nicht mehr erkennen kann. So viel kann der Mensch ausrichten, wenn er seine Kräfte recht brauchen will!

Unsere ältesten Vorfahren selbst hielten indessen von dem Anbau des Landes nicht viel. Daher kam es denn auch, daß es so aussah, wie ich es ihm beschrieben habe. In Deutschland wuchsen damals nur noch wenig eßbare Pflanzen. Wilder Pastinack, wilder Spargel, eine Art sehr gro-

ßer

ßer Rettiche, wilde Beeren und vielleicht wildes Obst war alles, was der Boden unsern Vorfahren eßbares hervorbrachte. Ackerbau wurde wahrscheinlich nur in den Gegenden an dem Rhein und der Donau getrieben. Gewiß aber überhaupt nur wenig. Von den Getraidearten kannten unsere Vorfahren nur Haber und Gerste. Aus dem Haber machten sie sich eine Art von Mus zum Essen und aus der Gerste bereiteten sie sich eine Art Bier. Wie sie das letztere gebrauet haben, weiß ich nicht; aber wahrscheinlich möchte es mir wohl nicht so gut geschmeckt haben, als das, womit er mich immer tractirt. Ob nun gleich unser Vaterland damals sehr arm an eßbaren Gewächsen war: so gab es doch desto mehr Wildpret da. Die Wälder waren voll von Hasen, Rehen, Hirschen, aber auch von Wölfen, Luchsen und Bären. Hasen, Rehe und Hirsche finden wir noch jetzt in unserm Vaterlande, wenn gleich nicht mehr in solcher erstaunlichen Menge, wie damals. Aber von Wölfen, Luchsen und Bären sehen wir jetzt wenig oder gar nichts mehr in unsern Wäldern. Denn wo die Menschen sich vermehren und klüger werden, da müssen dergleichen wilde Thiere fort. Außerdem aber gab es damals in den großen Deutschen Wäldern auch Thierarten, von denen wir jetzt auch nicht das geringste mehr bey uns sehen,

nämlich Renthiere, Elenthiere, Auerochsen. So wie nach und nach die ungeheuern Waldungen ausgehauen wurden und man anfing das Land urbar zu machen, und die lang anhaltende rauhe und kalte Witterung aufhörte, wichen diese Thiere aus Deutschland zurück in die mehr mitternächtlichen und östlichen Länder von Europa. Auerochsen, die sonst auch vorzüglich im Thüringer und Harzwalde herum spatzierten, findet man daher noch heut zu Tage sehr häufig in den großen Wäldern des unglücklichen Polens; Renthiere und Elenthiere, von welchen letztere sogar noch vor 800 Jahren in den Rheinländern einige gefunden wurden, trift man jetzt nur in den allerkältesten Ländern von Europa und Asien, z. B. in Lappland, Rußland, in Sibirien u. s. w. an. — Falken, Adler und andere Raubvögel, viel Gänse, wie auch Krammetsvögel und andere Arten von Waldvögeln gab es damals in großem Ueberfluße. Manche Vögel, die wir jetzt nicht essen mögen, wurden in den alten Zeiten mit großem Appetit gespeißt, z. B. Krähen, Störche. An Fischen war auch kein Mangel, und im Rheinstrome besonders wurde eine Art Salme oder Lachse gefangen, die die alten Römer wegen ihres Wohlgeschmacks nicht genug rühmen konnten. Gewiß mochten damals eben so wohl, wie jetzt viel Metalle, auch Gold und Silber in

Deutsch-

Deutschland in der Erde verborgen seyn. Aber damals verstanden die Deutschen noch nichts vom Bergbau und liessen daher die Metalle ganz ruhig in der Erde liegen. Selbst das Eisen, das unsere ältesten Vorfahren doch schon damals zu ihren Waffen gebrauchten, sollen sie von ihren Nachbarn gegen andere Dinge eingetauscht haben. Gold und Silber und Geld lernten sie erst durch die Römer und durch die Gallier (die alten Bewohner des heutigen Frankreichs) kennen. Das Salz, welches zur Aufbewahrung und zum Wohlgeschmack der Speisen, gleich nützlich ist, war ihnen aber schon seit den frühesten Zeiten bekannt, und begierig suchten sie die in Deutschland befindlichen Salzquellen auf. Ja sie hielten das Salz für etwas so wichtiges, daß sie glaubten, Völkerschaften, in deren Wohnsitzen Salz gefunden würde, müßten ganz besondere Lieblinge der Gottheit seyn; auch veranlaßten die Salzquellen, weil gern jede Völkerschaft sie haben wollte, zuweilen unter den Nachbarn Krieg. In einen Krieg, der aus einem Streit über Salzquellen entstand, geriethen unter andern einmal die Katten, die alten Bewohner von Thüringen und Hessen mit ihren Nachbarn den Hermunduren, welche in Sachsen und im Fürstenthum Anhalt wohnten. Man vermuthet, daß die Salzquellen in der Gegend von Halle, wo noch jetzt sehr

reiche Salzquellen sind, zu diesem Streit und Krieg Gelegenheit gegeben haben, ohngefähr 60 Jahre nach Christi Geburt. Damals bereitete man aber das Salz aus dem Salzwasser ganz anders, wie jetzt. Ich muß ihm doch die damalige Art der Zubereitung ein wenig beschreiben. Man zündete einen Haufen Eichenholz oder Haselstauden an. Wenn dieser zu Kohlen gebrannt war: so goß man auf die glühenden Kohlen das Salzwasser, oder wie man es auch sonst nennt, die Soole. Da dünsteten denn die Wassertheilchen aus und die Salztheile blieben an den Kohlen hängen. Hierauf zerschlug man die Kohlen, warf große Haufen davon, in Gestalt der Heuschober zusammen, bedeckte diese mit Gesträuchen und trocknem Gras, welches hierauf angezündet wurde; und wenn man dieß mehreremal wiederholt hatte: so entstand dadurch um das aufgehäufte Salz eine schwarze, trockene Rinde, welche dasselbe vor Feuchtigkeit schützte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Eilftes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Zwischen der Beschaffenheit unsers Vaterlandes in den ältesten Zeiten und dem gegenwärtigen Zustande desselben war, wie er eingesehen hat, ein gewaltig großer Unterschied. Aber eben so groß war der Unterschied zwischen den ältesten Bewohnern desselben und uns ihren Nachkommen, wie er auch bald einsehen wird. Daß Deutschland in den allerältesten Zeiten von einer Menge kleiner Völkerschaften bewohnt wurde, welche in den ungeheuern Wäldern herumzogen und öfters genug mit einander Händel haben mochten, wenn eine der andern zu nahe kam, das habe ich ihm schon einmal erzählt. Keine von diesen Völkerschaften war sehr zahlreich, so wie überhaupt die Anzahl der Menschen, deren es heut zu Tage 26 Millionen oder sechs und zwanzig tausend mal

tausend (2600000) in Deutschland giebt, damals wahrscheinlich noch sehr geringe war und seyn mußte, da zu der Zeit entweder gar kein, oder doch nur äußerst wenig Ackerbau in unserm Vaterlande getrieben wurde, und Land und Witterung noch so rauh und unfruchtbar waren. Zu der Zeit hatten auch die verschiedenen Völkerschaften, welche dort wohnten, meistens ganz andere Namen, wie jetzt. Da gab es noch keine Sachsen, keine Franken, keine Thüringer, keine Baiern, keine Oestreicher u. s. w. Diese Namen der verschiedenen heutigen Einwohner Deutschlands sind alle erst später aufgekommen, wie er zu seiner Zeit hören soll. Einige der damaligen Namen unserer Vorfahren will ich ihm doch nennen. Die Bewohner des heutigen Hessen und Thüringen hießen Katten, die im Rufe einer großen Tapferkeit standen. Auf dem heutigen Harzgebirge, im Braunschweigischen und Halberstädtischen wohnten die Cherusker, auch ein streitbares Volk; an der Elbe im heutigen Meißnischen, Wittenbergischen und Anhaltischen lebten die Hermunduren; im Bremischen und im Fürstenthum Minden in Westphalen wohnten die Chaucen; im Magdeburgischen und der angränzenden Mark Brandenburg waren die Langobarden, in Schlesien die Quaden. Die Bewohner des heutigen

Oest-

Ostfriesland (in Westphalen) hießen schon damals Friesen, und das ist nebst Schwaben die einzige deutsche Provinz, die noch bis auf den heutigen Tag den Namen von ihren ältesten Bewohnern führt. Von einem Volke, welches Brukterer hieß, soll der Brocken oder Blocksberg diesen seinen Namen erhalten haben, weil dieses Volk eine Zeit lang in der Gegend des Harzes, dessen höchster Gipfel bekanntlich der Brocken oder Blocksberg ist, gewohnt hatte. Das ganze Deutsche Volk nannten die Römer mit dem allgemeinen Namen Germanier. Zwischen den Namen der damaligen Bewohner Deutschlands und denen, womit wir jezt die Bewohner der verschiedenen Deutschen Provinzen benennen, findet er gewiß keine Aehnlichkeit. Aber er würde keine größere Aehnlichkeit finden zwischen einem damaligen und einem heutigen Deutschen, besonders wenn der leztere ein galanter Herr aus der Stadt wäre. Sollte einer unserer alten Deutschen Urgroßväter in seiner ganzen Gestalt, Kleidung, Waffen, Sprache und Sitten, wie er sie etwa vor 1800 Jahren hatte, jezt auf einmal in die Stube hereintreten: wie würde er uns und wir ihn mit der größten Verwunderung angucken! Schwerlich würde er es glauben, daß wir seine Söhne wären, und uns würde es auch schwer werden ihn für unsern Stammvater zu hal-

halten. Die gewöhnliche Höhe eines Deutschen Mannes war damals 7 Fuß, dabey hatten alle alte Deutschen einen sehr starken Glieder und Knochenbau, einen breiten Rücken, und ihr Körper war fest und abgehärtet gegen Strapazen, Hunger und Kälte. Nur übermäßige Hitze und anhaltenden Durst konnten sie nicht wohl ertragen. Ohne Ausnahme hatten sie blaue Augen, röthliche oder goldgelbe Haare und eine weiße Gesichtsfarbe. Die blauen Augen der Deutschen fielen den alten Römern so sehr auf, daß sie deshalb unsere Vorfahren das bläulichte Volk nannten. Ihr goldgelbes Haar aber hielten die galanten Römischen Herren u. Frauen für eine so große Schönheit, daß viele von ihnen ihre Haare, um eine neue Mode zu haben, goldgelb färbten, oder gar Deutsche Haare nach Rom kommen ließen, und sich damit putzten. Ihre Körper übten unsere Vorfahren von Jugend auf fleißig im Laufen, Springen, Schwimmen und andern Leibesübungen. Dadurch wurden sie nicht nur sehr geschickt und gewandt und zu ihrer damaligen Hauptbeschäftigung, dem Kriege vorbereitet: sondern sie erhielten sich dadurch auch munter und gesund. Daher man auch wenig oder gar nichts von Krankheiten bey ihnen hörte, und ungesund gewachsene, buckliche und andere Arten von gebrechlichen und kränk-

fränklichen Leuten fand man gar nicht unter ihnen. Ist denn das bey uns, ihren Nachkommen auch noch so? Leider nicht. Aber ein großer Theil von uns wird auch in seiner Jugend nicht zu dergleichen Leibesübungen und zur Abhärtung des Körpers angehalten, vielmehr verzärteln viele von uns ihre Kinder und verbieten ihnen nützliche Leibesübungen. Die Nahrungsmittel unserer Vorjahren waren ganz einfach. Ihre Speisen waren wildes Obst, ein Brey von Habermehl, geronnene Milch, Käse, Wildpret, das jeder selbst in den Waldungen sich jagen konnte, und daß sie meist roh verzehrten. Uebrigens waren sie starke Esser, weil sie viel körperliche Bewegung hatten. Ihr Getränk war eine Art Bier, wovon sie oft so viel genossen, daß sie davon betrunken wurden. Das Laster der Trunkenheit ist auch bis in die spätern Zeiten ein unter Vornehmen und Niedrigen sehr gemeines Laster der Deutschen geblieben, gegen welches noch vor etwa 300 Jahren obrigkeitliche Verordnungen gegeben werden mußten. Diejenigen Deutschen Völkerschaften welche am Rhein wohnten, hatten von ihren Nachbarn, den Galliern zwar den Wein kennen gelernt, in Deutschland selbst aber wurde damals noch keiner angebauet. Ja viele alten Deutschen verabscheueten sogar den Wein als ein Getränke,

 wel-

welches die Leute weichlich mache. Die Kleidung und die Wohnungen unserer ältesten Vorfahren waren eben so ungekünstelt, wie ihre Nahrungsmittel. Sie bedeckten sich, um sich etwas gegen die Kälte zu schützen, mit Häuten von Bären, Wölfen, Auerochsen und andern Thieren, die sich in den großen Wäldern aufhielten. Diese Kleidung von Thierhäuten war etwa wie eine Art von Mantel, der aber nur bis an die Hüften ging, so daß Brust, Arme und Beine unbedeckt blieben. Bey den wildesten Völkern findet man indessen auch einen Hang zum Putze. Unter unsern Vorfahren, welche damals auch noch zu den halb wilden und ungesitteten Völkern gehörten, fand sich daher auch eine Neigung sich zu putzen. Diejenigen, welche etwas mehr Staat, als andere machen wollten, besetzten die Thierhäute, mit welchen sie einen Theil ihres Körpers bedeckten, an den Rändern mit Streifen von andern Thierfellen, welche sie wohl auch roth zu färben pflegten. Männer und Weiber gingen auf einerley Art gekleidet, nur daß die Weiber der Vornehmern zuweilen auch Kleider von Leinewand mit purpurfarbenen Streifen besetzt trugen, wobey aber eben so wie bey den Mänteln von Thierhäuten Brust und Arme unbedeckt blieben. Solche leinene Kleider, wozu die Weiber die Leinwand selbst webten, wurden aber

nur

nur bey den Völkerschaften getragen, welche am Rhein wohnten und mit den Galliern in Verbindung standen. Seit der nähern Bekanntschaft der Deutschen mit den Römern fingen mehrere Vornehme auch an Kleider zu tragen, welche ordentlich an den Leib anpaßten. Die Haare ließ man entweder um die Schultern herumflattern, oder band sie oben auf dem Scheitel in einen Knoten zusammen. Der Kopf blieb entweder unbedeckt, oder wurde auf die Weise geziert, wie er es auf dem Bilde gesehen hat, das ich ihm vor einiger Zeit mitbrachte.

Die alten Deutschen hatten, wie er schon oben gehört hat, weder Städte noch Dörfer. Ihre Wohnungen lagen zerstreuet umher, und waren in den allerältesten Zeiten nicht einmal ordentliche Hütten. Denn als unsere Vorfahren noch in den ungeheuern Deutschen Wäldern umherzogen und noch nicht feste Wohnplätze gewählt hatten, so daß sie heute hier und morgen wieder anderswo waren, dienten ihnen auf diesen Zügen die Wagen, worauf sie ihre Kinder und wenigen Geräthschaften hatten, zu ihren Wohnungen. Waren sie aber Willens eine Zeit lang an einem Orte zu bleiben: so baueten sie sich eine Hütte von Baumstämmen und Baumzweigen. Nachdem aber ganze Völkerschaften sich endlich gewisse Gegenden

und Landschaften zu festen Wohnplätzen gewählt hatten, wurden erst ordentliche, dauerhaftere Wohnungen gebauet. Da wählte sich nun jeder einen Platz aus, der ihm der fruchtbarste und reichste an Nahrung für sich, seine Familie und Vieh zu seyn schien. Gewöhnlich wurde an einer nahen Quelle, an einem Walde und an einem Orte, von welchem man eine etwas freye Aussicht auf sein ganzes Gebiet haben konnte, die Wohnung von Holz hingebauet, gegen die indessen immer noch auch eines unserer schlechtesten Bauernhäuser ein Pallast gewesen seyn würde. Viele bestrichen hin und her ihre Hütten oder Häuser, wenn er sie so nennen will, mit einer farbigen glänzenden Erde, so daß sie wie gemahlt aussahen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Johann Philipp Moser, Kunsthändler in Nürnberg, will ein Werk, unter dem Titel: Deutschlands jetzt lebende Volksschriftsteller in Bildnissen und Biographien, herausgeben. Es wird aus 6 Heften bestehen, wovon jeder 4 Abbildungen, nebst den dazu gehörigen Lebensbeschreibungen, enthält. Jeder Heft kostet auf Pränumeration 40 Kreuzer oder 10 Groschen Sächsisch. Im Buchhandel kann der Heft aber nicht anders, als für 54 Kreuzer erlassen werden.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwölftes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Aus den einzelnen Hütten, die unsere Vorfahren an einem Bache, Wäldchen oder etwas freyem Platze erbauten, entstanden in viel spätern Zeiten, als mehrere wegen der zunehmenden Volksmenge und aus andern Ursachen sich neben denselben anbaueten, Dörfer und Städte. Noch heut zu Tage findet man in Deutschland und der Schweitz Ueberbleibsel von der Sitte unserer Vorfahren sich einzeln und von einander abgesondert niederzulassen und anzubauen. Außer jenen Hütten oder Häusern, worinne unsere Vorfahren wohnten, gruben sie auch etwas entfernt von denselben große Höhlen in die Erde, worinne sie ihre Früchte und Lebensmittel aufhuben. Um sie vor dem Froste zu sichern, bedeckten sie dieselben mit Mist und

bey feindlichen Einfällen in ihr Gebiet verbargen sie darinne ihre vorzüglichsten Sachen.

W. Mit Erlaubniß, Herr Gevatter! eine Frage. Er hat mir gesagt, daß manche Vornehme sich etwas anders gekleidet hätten als die übrigen. Was soll ich denn unter den Vornehmen verstehen? Ich dachte immer, in den alten Zeiten wären die Leute alle einander gleich gewesen, und es hätte damals noch gar keinen Unterschied der Stände gegeben.

G. Nehme ers mir nicht übel, wenn er das denkt: so irrt er sich gewaltig. Zu der Zeit, wovon wir hier sprechen, war es bey den alten Deutschen wenigstens ganz anders. Bey allen den vielerley Völkerschaften in unserm Vaterlande gab es, so viel wir davon wissen, drey Classen von Menschen, nämlich: Adeliche oder Edelleute, Freye und Leibeigene, welche letztere in spätern Zeiten auch Sklaven genannt wurden. Die ersten beyden Classen, nämlich die Adelichen und die freyen Leute waren die Herren und Eigenthümer des ganzen Landes und die Leibeigenen waren ihre Unterthanen.

W. Wie war denn aber diese Einrichtung, welche ja gewissermaßen noch unter uns fortdauert, unter unsern Vorfahren entstanden.

G. Eine völlig gewisse Erklärung kann ich ihm davon

davon wohl nichtgeben, weil wir keine genaue Nachricht von der Entstehung dieser besondern Einrichtung haben. Man kann nicht wissen, ob unsere alten Vorfahren dieselbe schon damals, als sie in den uralten Zeiten nach und nach in Deutschland einwanderten, mitgebracht haben, oder ob sie erst nachher unter ihnen entstanden ist. Vielleicht ist es damit ohngefähr so zugegangen. Als sie in Deutschland in verschiedenen größern oder kleinern Haufen einwanderten, hatte wahrscheinlich jeder Haufe einen Anführer, den sich die, welche zu einem Haufen gehörten, selbst gewählt hatten. Nun nahm jeder Haufe einen Theil unsers Vaterlandes in Besitz und jeder, der dazu gehörte, ließ sich da nieder, wo es ihm am besten gefiel; oder vielleicht theilten sich auch hernach die, welche zu einem Haufen gehörten, ordentlich in den Bezirk Landes, den sie in Besitz genommen hatten. Der Anführer bekam natürlich seinen Antheil auch, und aus Dankbarkeit für seine Verdienste überließ man ihm auch wohl ein größeres oder besseres Stück Land. Zu der Zeit gab es vielleicht nur lauter Freye. Solche rohe und wilde Leute, wie unsere alleraltesten Vorfahren gewiß waren, konnten aber nicht lange ruhig auf einem Flecke bleiben. Ein Haufe und ganze Völkerschaften bekriegten, wie ich ihm schon gesagt habe, aus mancherley

bey feindlichen Einfällen in ihr Gebiet verbargen sie darinne ihre vorzüglichsten Sachen.

W. Mit Erlaubniß, Herr Gevatter! eine Frage. Er hat mir gesagt, daß manche Vornehme sich etwas anders gekleidet hätten als die übrigen. Was soll ich denn unter den Vornehmen verstehen? Ich dachte immer, in den alten Zeiten wären die Leute alle einander gleich gewesen, und es hätte damals noch gar keinen Unterschied der Stände gegeben.

B. Nehme ers mir nicht übel, wenn er das denkt: so irrt er sich gewaltig. Zu der Zeit, wovon wir hier sprechen, war es bey den alten Deutschen wenigstens ganz anders. Bey allen den vielerley Völkerschaften in unserm Vaterlande gab es, so viel wir davon wissen, drey Classen von Menschen, nämlich: Adeliche oder Edelleute, Freye und Leibeigene, welche letztere in spätern Zeiten auch Sklaven genannt wurden. Die ersten beyden Classen, nämlich die Adelichen und die freyen Leute waren die Herren und Eigenthümer des ganzen Landes und die Leibeigenen waren ihre Unterthanen?

W. Wie war denn aber diese Einrichtung, welche ja gewissermaßen noch unter uns fortdauert, unter unsern Vorfahren entstanden.

B. Eine völlig gewisse Erklärung kann ich ihm

davon

davon wohl nicht geben, weil wir keine genaue Nachricht von der Entstehung dieser besondern Einrichtung haben. Man kann nicht wissen, ob unsere alten Vorfahren dieselbe schon damals, als sie in den uralten Zeiten nach und nach in Deutschland einwanderten, mitgebracht haben, oder ob sie erst nachher unter ihnen entstanden ist. Vielleicht ist es damit ohngefähr so zugegangen. Als sie in Deutschland in verschiedenen größern oder kleinern Haufen einwanderten, hatte wahrscheinlich jeder Haufe einen Anführer, den sich die, welche zu einem Haufen gehörten, selbst gewählt hatten. Nun nahm jeder Haufe einen Theil unsers Vaterlandes in Besitz und jeder, der dazu gehörte, ließ sich da nieder, wo es ihm am besten gefiel; oder vielleicht theilten sich auch hernach die, welche zu einem Haufen gehörten, ordentlich in den Bezirk Landes, den sie in Besitz genommen hatten. Der Anführer bekam natürlich seinen Antheil auch, und aus Dankbarkeit für seine Verdienste überließ man ihm auch wohl ein größeres oder besseres Stück Land. Zu der Zeit gab es vielleicht nur lauter Freye. Solche rohe und wilde Leute, wie unsere allerältesten Vorfahren gewiß waren, konnten aber nicht lange ruhig auf einem Flecke bleiben. Ein Haufe und ganze Völkerschaften bekriegten, wie ich ihm schon gesagt habe, aus mancherley

Ursachen oft andere; in solchen Kriegen wurden nun immer wieder die tapfersten, kühnsten, verständigsten zu Anführern gewählt. Wurden nun die Feinde unter der klugen und tapfern Anführung des gewählten Anführers geschlagen und das feindliche Land erobert: so bekam jeder Krieger wieder seinen Antheil und der Anführer auch. Durch mehrere dergleichen glückliche Kriege gegen die Feinde, bekamen die Anführer immer mehr Ansehen, und da tapfere Väter auch ihre Söhne vorzüglich zu tapfern und kühnen Leuten zu bilden und denselben Ansehen zu verschaffen suchten: so kamen dadurch manche Familien bey den übrigen in so großes Ansehen, daß bey folgenden Kriegen immer die Anführer aus solchen Familien gewählt wurden, welche einen vorzüglichen Ruf wegen ihrer Tapferkeit und Einsichten im Kriege hatten. Die übrigen Freyen gewöhnten sich nach und nach solchen tapfern Familien manche Vorzüge aus Dankbarkeit für ihre Verdienste im Kriege zu überlassen und so entstanden aus einigen freyen Leuten Adeliche oder Edelleute. Die Leibeigenen mochten aus den gefangenen Feinden entstanden seyn. Denn in den damaligen Zeiten wurden die Kriegsgefangenen nicht, wie es jetzt geschieht, nach geendigtem Kriege ausgewechselt, sondern sie wurden entweder getödet

oder

oder zu Sklaven ihrer Sieger gemacht. Leibeigene entstanden auch wohl, wenn eine Völkerschaft unsers Vaterlandes das Land einer andern eroberte. Dann mußten die Besiegten entweder anderswo sich neue Wohnplätze suchen, oder wenn ihnen ihre Sieger zu bleiben erlaubten, wahrscheinlich doch alles ihr Land und Eigenthum denselben überlassen und mit Weib und Kindern Leibeigene der Sieger werden. Dieß ist der wahrscheinliche Ursprung des Adels und der Leibeigenen. Nun will ich ihm aber auch noch von dem damaligen Zustande einer jeder dieser drey Classen unter unsern Vorfahren etwas erzählen. Die Adelichen und die freyen Leute hielten sich, da sie alle Ländereyen allein besaßen, eigentlich nur für das Volk oder die Nation, die Leibeigenen aber für ihre Untergebenen und Knechte, mit denen sie machen konnten, was sie wollten. Die Adelichen besaßen gewöhnlich größere Ländereyen und einige Vorrechte; übrigens hatten sie aber den freyen Leuten nichts zu befehlen; sondern beyde Classen lebten von einander völlig unabhängig. Beyde waren verbunden die Waffen zu ergreiffen, und das Land zu vertheidigen wenn es vom Feinde angefallen wurde; und wenn eine Völkerschaft mit der andern Krieg führte: so waren es nur die Edelleute und die freyen Leute, welche

ihn führten: denn die Leibeigenen wurden für unwürdig gehalten, Waffen zu tragen und gegen den Feind zu fechten. In seinem Gebiete war jeder Adeliche und freye Mann vollkommen Herr. Niemand konnte ihm da etwas befehlen; er aber herrschte über seine Leibeigenen und seine Familie fast uneingeschränkt. Was die Adelichen vor den freyen Leuten für Vorrechte hatten, will ich ihm hernach noch sagen. Jetzt vorher noch etwas von dem Zustande der Leibeigenen. Manche von diesen wurden von den Herren gebraucht, ihre häuslichen Geschäfte, die Viehzucht, da wo schon etwas Ackerbau getrieben wurde, den Feldbau u. d. gl. zu besorgen. Die meisten übrigen Leibeigenen hatten von ihren Herren ein Stück Landes erhalten, wo sie ihre eigenen Hütten sich baueten und ihre eigene Wirtschaft trieben. Dafür mußten sie aber ihren Herren jährlich etwas gewisses an Getraide, (da wo schon Ackerbau getrieben wurde) an Vieh und Kleidungsstücken liefern. Daß sie ihren Herrn Kleidungsstücke liefern mußten, wird ihm vielleicht sonderbar vorkommen; aber er muß wissen, daß es damals unter den Deutschen noch keine eigentliche Handwerke gab; sondern das, was uns jetzt die Handwerksleute machen, mußten unsern Vorfahren die Leibeigenen machen. Kleidungsstücke

ver-

verfertigten auch die Frauenzimmer und zwar die Frauen und Töchter der Adelichen und der freyen Leute so wohl, als die der Leibeigenen. Kein Leibeigener durfte ohne den Willen seines Herrn heyrathen und auch kein anderes Mädchen zur Frau nehmen, als eine Tochter eines andern Leibeigenen: so wie jeder Deutsche überhaupt nur immer eine Person seines Standes heyrathete. Die Kinder der Leibeigenen waren auch Leibeigene. Die Leibeigenen waren so ganz das Eigenthum ihrer Herren, daß diese sie nach Belieben strafen, verkaufen, ja auch töden konnten. Doch wird es übrigens den alten Deutschen nachgerühmt, daß sie ihre Leibeigenen gut behandelten, daß sie dieselben sogar selten mit Schlägen oder hartem Gefängniß bestraften; und wenn ja ein Herr seinen Leibeigenen tödete, so soll es nur im höchsten Zorne geschehen seyn. Dieß ist um so mehr zu verwundern, da unsere alten Vorfahren doch sonst sehr rohe Sitten hatten, und da in den alten Zeiten andere Völker, selbst die aufgeklärtesten, ihre Sklaven oft sehr mishandelten, ja dieß wohl noch heut zu Tage christliche Nationen, wie z. B. die Engländer mit den armen Negersklaven thun. Zuweilen gab auch wohl ein Herr einem seiner Leibeigenen die Freyheit, welcher dann ein Freygelaßner hieß, aber ein solcher erlangte

nicht leicht die Rechte der Freyen. Doch wurden seine Enkel als Freygebohrne angesehen und hatten mit den übrigen Freyen gleiche Rechte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Feuersbrunst, welche den 26ten Februar in dem Eisenachischen Dorfe Wenigen Lupnitz entstund, griff in kurzer Zeit so heftig um sich, daß in kurzer Zeit Kirche und Schule nebst einem großen Theile des Dorfs in die Asche gelegt, und viele Familien in die dürftigsten Umstände versetzt wurden. Jeder menschenfreundliche Leser dieses Blatts wird gebeten, etwas zur Milderung der Noth dieser Unglücklichen beyzutragen. Wer seine Beyträge an uns, zwischen hier und Ostern einschicken will, kann auf sichere Uebermachung derselben rechnen.

Schnepfenthal, den 13ten Merz 1795.

Die Expedition des Botens aus Thüringen.

Der Bote aus Thüringen.

Dreyzehntes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

W. Nach dem, was er mir da von den Leibeigenen erzählt hat, kann ich nicht anders glauben, als daß unser heutiger Bauernstand aus den Leibeigenen entstanden ist, besonders da in manchen Gegenden Deutschlands noch jetzt die Leibeigenschaft der Bauern Sitte ist.

B. Wenn das nun auch so wäre, wie es denn wirklich so ist, findet er darinne etwas anstößiges? Ich will ihm noch mehr sagen. Nicht nur der Bauernstand kommt von den Leibeigenen unsrer alten Vorfahren her; sondern auch ein Theil des Bürgerstandes, wie er zu seiner Zeit hören soll. Ich kenne zwar Herr Gevatter! seinen und meinen Stammbaum nicht, weiß also auch nicht, ob wir beyde von Leibeigenen oder freyen Leuten oder gar vom Adel der alten Zeiten herstammen. Aber

soviel weiß ich zuverläßig, daß wenn ich auch gewiß wüßte, ich stammte von den alten Leibeigenen her, ich gar keine Ursache hätte, mich meiner Stammväter zu schämen. Daß wir in unserm lieben Vaterlande überall auf eine Menge Städte und Dörfer stoßen; überall so viele nützliche Handwerke und Gewerbe treiben sehen; und überall wohin wir unsere Augen wenden, schön angebauete Felder, fruchtbare Gärten und Wiesen erblicken, dazu haben die alten Leibeigenen durch ihren rühmlichen Fleiß und Thätigkeit den ersten G und gelegt und haben sich dadurch außerordentlich große Verdienste um den Anbau und den Wohlstand Deutschlands erworben. Alle Vernünftige, weß Standes sie seyn mögen, glauben dieß heut zu Tage und schätzen fleißige und redliche Bauern und Handwerker sehr hoch. So wie es auch ein großer Beweis ist, wie sehr in spätern Zeiten die Aufklärung zugenommen hat, da jetzt in den meisten Deutschen Provinzen die Leibeigenschaft entweder völlig aufgehoben, oder da, wo sie noch fortdauert, in Vergleichung mit den alten Zeiten sehr viel gemildert ist. Ueberhaupt aber gereicht es dem Verstande und den Herzen vieler heutigen Edelleute zur Ehre, daß sie immermehr die Lasten ihrer Unterthanen zu mindern und für die Erleichterung und Verbesserung des geistlichen und

leib-

leiblichen Schicksals derselben zu sorgen suchen. Ja man kann wohl hoffen, daß das Beyspiel dieser braven, verständigen und rechtschaffenen Herren, dergleichen es doch in allen Deutschen Provinzen giebt, und von denen ich ihm manche nennen könnte, immer mehr von den übrigen nachgeahmt werden wird. Wenn nach 1800 Jahren unsern Nachkommen von den gegenwärtigen Zeiten Nachrichten gegeben werden sollten, wird dieses eben so sehr das Andenken dieser Herren bey der späten Nachkommenschaft ehren: als wir jetzt mit Vergnügen lesen und hören, daß die Adelichen und freyen Leute vor 1800 Jahren ihre Leibeigenen besser behandelten, als man von den damals rohen Zeiten hätte erwarten sollen.

Die meisten Deutschen Völkerschaften hatten eine Art von Oberhaupt, nämlich jede ihr besonderes. Man könnte diese Oberhäupter Könige oder Fürsten nennen. Nur muß er nicht denken, daß ein damaliger König oder Fürst irgend einer Völkerschaft in unserm Vaterlande ein solcher mächtiger und angesehener Herr war, wie etwa unsere heutigen Könige und Fürsten sind. Ein damaliger König oder Fürst hatte im Grund weiter nichts zu thun, als daß er die, deren Oberhaupt er war, gegen die Feinde anführte. Manche Völkerschaften hatten daher gar keine solche Oberhäupter in

Friedenszeiten; sondern nur dann, wann sie in den Krieg gehen wollten, wählten sie sich einen Anführer. So wie die Fürsten und Könige unserer allerältesten Vorfahren nicht viel für ihr Volk zu thun hatten: eben so hatten sie auch nur wenig Einkünfte. Jährlich machte ihnen das Volk freywillige Geschenke an Vieh und andern Dingen. Außerdem bekamen sie im Kriege einen größern Antheil an der Beute und einen Theil der Strafe, welche dieser oder jener aus dem Volke wegen gewisser Vergehungen erlegen mußte. Das Volk, worunter wie er schon weiß, die Adelichen und die Freyen verstanden wurden, wählte sich seinen König selbst; doch wählte es denselben immer aus dem Adel und meistens aus einer und derselben Familie. Die Fähigkeit, König oder Oberhaupt einer Völkerschaft zu werden, war also eines von den obenerwähnten Vorrechten des Adels. Außer der Anführung der Nation im Kriege hatte ein solcher König fast gar nichts weiter zu befehlen. Jeder freye und adeliche Hausvater, war gewissermassen in Friedenszeiten sein eigner Herr und stand unter niemanden; unter seiner Familie aber war er, wie ich ihm schon gesagt habe, der Oberherr.

Wichtige Angelegenheiten, welche die ganze Völkerschaft betrafen, wurden in den Volksversammlun-

gen

gen ausgemacht. Solche Angelegenheiten waren Kriegserklärungen, Friedensschlüsse Bündnisse mit einer andern Völkerschaft, Gesetze und Verordnungen, nach denen sich jedermann richten sollte, die Wahl eines Königs oder Anführers. Diesen Volksversammlungen konnte jeder adeliche u. freye Hausvater beywohnen: jeder erschien dabey gewafnet u. nahm seinen Sitz nach Belieben, so daß Adeliche und Freye unter einander saßen. Der Platz, wo sie gehalten wurden, war entweder eine große Wiese, oder ein anderer großer ebener Platz unter freyem Himmel. Die gewöhnlichen Zeiten, an welchen das Volk sich zu solcher gemeinschaftlicher Berathschlagung versammelte, waren die Tage des Vollmondes oder des Neumondes. In diesen Volksversammlungen hatten die Priester das Recht, Ruhe und Stille zu gebieten. Wenn alles ruhig war, brachte der Fürst oder ein anderer Adelicher in Vorschlag, worüber man sich berathschlagen wellte. Dieß war das zweyte Vorrecht des Adels. Fand das, was ausgemacht werden sollte, Beyfall: so gaben die Versammelten ihren Beyfall dadurch zu erkennen, daß sie die Waffen an einander schlugen; ihr Misfallen daran aber zeigten sie durch lautes Zischen und Brummen. — In den Volksversammlungen wurden auch gewisse obrigkeitliche Personen oder Richter

 ge-

gewählt. Zu solchen Richtern wurden immer die ehrwürdigsten und verständigsten Greise aus dem Volke genommen, und weil alte Männer gewöhnlich graue Haare haben, so erhielten dergleichen Richter von dem Worte Grau den Namen Grafen. Ein jeder solcher Richter oder Graf mußte in seinem ihm angewiesenen Strich Landes, welcher bey den alten Deutschen Gau hieß, über Recht und Gerechtigkeit wachen. Um dem Urtheil oder Gerichtsspruche eines solchen Grafen, oder Gaugrafen, (wie man diese Richter auch nannte, weil sie die Aufsicht über Recht und Gerechtigkeit in einem ganzen Gau hatten) noch mehr Ansehen zu verschaffen, und um zu verhüten, daß nicht ein unrechter Ausspruch geschah, wurden dem Grafen eine Anzahl anderer verständiger Männer zu Rathgebern gegeben. Aus diesen den Grafen zum Beystand gegebenen Männern sind in spätern Zeiten die obrigkeitlichen Personen entstanden, welche man Schöpfen nannte und in manchen Städten noch so heißt. Wenn nun jemand glaubte, es sey ihm von einem andern Unrecht gethan worden: so brachte er seinen Streit bey dem Gaugrafen vor, und dieser entschied wer Recht oder Unrecht hatte, und bestimmte die auf gewisse Vergehen dem Herkommen gemäß festgesetzten Strafen. In dem meisten Fällen suchte sich aber jeder selbst

mit

mit den Waffen in der Hand von dem andern Recht zu verschaffen, daher es denn gar manchmal Schlägereyen unter unsern lieben Vorfahren gab. Das schlimmste dabey war, daß manchmal wegen einer Beleidigung, die einer dem andern anthat, zwischen ganzen Familien auf lange Zeit hinaus Haß und Feindschaft entstand, und die Familien ordentlich verbunden waren, die Beleidigung zu rächen, welche einem von ihren Verwandten geschehen war. Leibes- oder Todesstrafen waren bey unsern Vorfahren damals noch gar nicht sehr gewöhnlich, und wenn ja jemand am Leben gestraft wurde: so konnte der Verbrecher zu einer solchen Strafe nur durch die Volksversammlung verdammt werden. Selbst Mord wurde nicht mit dem Leben bestraft; der Mörder eines andern bezahlte blos eine Anzahl Pferde oder Rinder, wovon die Familie des Ermordeten einen Theil und den andern der Fürst bekam. Doch wurden Ueberläufer (d. i., solche Leute, welche zum Feind übergehen wollten,) und Landesverräther an Bäume gehenkt; Feigherzige und solche, welche sich durch Unzucht um allen Muth und Kraft gebracht hatten, wurden im Schlamm u. Sümpfen versenkt. Leibesstrafen wurden für so schimpflich gehalten, daß selbst die Leibeigenen über welche ihre Herren

doch unumschränkte Gewalt hatten, nur selten geschlagen oder in Fesseln gelegt wurden.

Die beyden einzigen Beschäftigungen der Deutschen, nämlich der Adelichen und Freyen, waren damals Jagd und Krieg. Alle andere Geschäfte, z. B. Ackerbau, Viehzucht, Verfertigung der Kleider und dergleichen hielten sie für Verrichtungen, welche sich für freye Männer nicht schickten und überließen sie also theils den Leibeigenen, theils den Frauenzimmern. Daß sie sich mit der Jagd viel beschäftigten, war freylich wohl ganz gut; denn dadurch verschaften sie sich und ihren Familien Fleisch zur Nahrung und Felle zu Kleidern; auch war es nöthig, daß die erstaunliche Menge wilder Thiere nach und nach verringert wurde. Aber daß sie den Ackerbau, Viehzucht und andere so nützliche Geschäfte für unanständig für freye Männer hielten, war ein Beweis ihrer noch sehr rohen Denkungsart.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Vierzehntes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Wenn die alten Deutschen lange genug in den Wäldern herumgejagt waren und müde wurden, dann kehrten sie wieder in ihre Hütten zurück, und brachten den übrigen Theil des Tages mit Nichtsthun zu, indem sie sich gewöhnlich auf eine Bärenhaut legten und schliefen. Von dieser letztern Gewohnheit unserer Vorfahren, soll das Wort Bärenhäuter entstanden seyn, womit manche Leute andere zum Spaß, oder auch wohl um sie zu schimpfen, benennen. Arbeiten hielt man damals für eine Schande; und die, welche die Vornehmen hießen, schienen zu glauben, sie wären nur da, um zu genießen, was andere mit Mühe und Anstrengung hervorbrächten. Auch in diesem Stücke ist man doch heut zu Tage viel gescheuter. Wie viele Vornehme giebt es jetzt

nicht, welche sich sehr eifrig um den Ackerbau bekümmern, und ihre Untergebenen zu belehren suchen, wie sie ihre Landwirthschaft besser einrichten können! Zur Jagd wurden auch die Söhne frühzeitig von ihren Vätern angehalten. Sobald der Knabe nur die Waffen gehörig regieren konnte, begleitete er den Vater mit auf die Jagd, und ein Jüngling, welcher recht viel Auerochsen erlegt hatte, wurde ungemein verehrt. Die Hörner von den erlegten Auerochsen wurden als Zeichen des Muthes des Jünglings aufgehoben und manche davon zu Trinkgeschirren gebraucht. Noch heut zu Tage findet man zuweilen solche hörnerne Trinkgefäße unserer alten Vorfahren in der Erde.

Die andere Hauptbeschäftigung der Adelichen und der Freyen war der Krieg. Alle erwachsenen freyen Deutschen waren Soldaten und viele liebten so eifrig den Krieg, daß sie selbst andern Völkerschaften ihre Feinde bekriegen halfen, wenn gerade ihre eigene Völkerschaft in Friede lebte. Auch leuchtet die kriegerische Denkungsart unserer alten Vorfahren fast aus allen ihren Sitten, Gebräuchen, selbst aus ihren Religionsmeynungen hervor. Die Waffen hielten sie für die schönste Zierde eines freyen Mannes. Selten ging daher ein Mann unbewaffnet außerhalb seinem Hause herum; mit den Waffen ging er zum Schmau-

se zu andern und mit den Waffen kam er in die Volksversammlungen. Mit den Waffen umgehen zu lernen, war der einzige Unterricht, den der Vater seinem Sohne gab, und um in dem Sohne eine recht starke Neigung zum Kriege zu erwecken, lehrte der Vater ihm, daß Muth und Tapferkeit die vorzüglichsten Eigenschaften des Mannes sey, daß er durch sie sich nicht nur die Achtung anderer Menschen in diesem Leben erwerben könne, sondern daß auch vorzügliche Ehre nach dem Tode sein gewisser Lohn seyn werde, wenn er im Kampf gegen die Feinde das Leben verlöhre. Statt daß jetzt bey uns kluge und rechtschaffene Eltern ihren Kindern allerley Geschichtchen von guten redlichen Menschen erzählen, damit die Kinder das Gute lieben und nachahmen lernen, erzählten damals unsere alten Vorfahren ihren Kindern die großen Kriegsthaten ihrer Voraltern, erzählten ihnen, wie viel Kriegen sie beygewohnt, wie viel Feinde sie erlegt, wie viel Beute sie gemacht hätten. Dieser kriegerische Geist herrschte aber nicht nur unter den Männern, sondern auch unter den Weibern. Die Mütter liebten ihre Söhne, die Bräute ihre Bräutigame, die Schwestern ihre Brüder nie herzlicher, als wenn diese Proben ihres Muthes im Kriege gegen die Feinde abgelegt hatten. Die

Jungfrau, wenn sie einen Jüngling zum Gatten wählte, achtete wenig auf seine übrigen Eigenschaften, wenn er nur den Ruf einer vorzüglichen Tapferkeit hatte. Daß Weiber ihre Männer und Töchter ihre Väter gegen die Feinde begleiteten, und sie zur Tapferkeit durch Schreyen und Heulen ermunterten, davon hat er schon Beyspiele in den Kriegen, welche die Cimbern und König Ehrenvest gegen die Römer führten, gehört. Aber es war auch nichts ungewöhnliches, daß Weiber an der Seite ihrer Männer und Jungfrauen an der Seite ihrer künftigen Gatten gegen den Feind fochten. Wenn die Männer in der Schlacht verwundet wurden, saugten ihnen die Weiber die Wunden aus, verbanden sie und pflegten die Verwundeten; auch reichten sie den durch den Kampf Abgematteten Speise und Tranck zur Erquickung und Stärkung.

W. Was hatten denn aber unsere alten Vorfahren eigentlich für Waffen? Kanonen und Musketen doch wohl nicht? Doch — halt! — jetzt erinnere ich mich, daß er mir schon vor einigen Jahren einmal etwas von den Waffen der alten Deutschen erzählt hat. *)

B. Also weiß er das doch noch? Es war, glaube ich, da, als er auf seinem Acker so son-

*) S. den Jahrg. 1788 Stück 33 und 41.

derbare grüne Dinger gefunden hatte, aus denen er gar nicht klug werden konnte. Nun so laß er doch hören, ob er auch noch alles weiß, was ich ihm damals von den alten Deutschen Waffen erzählt habe!

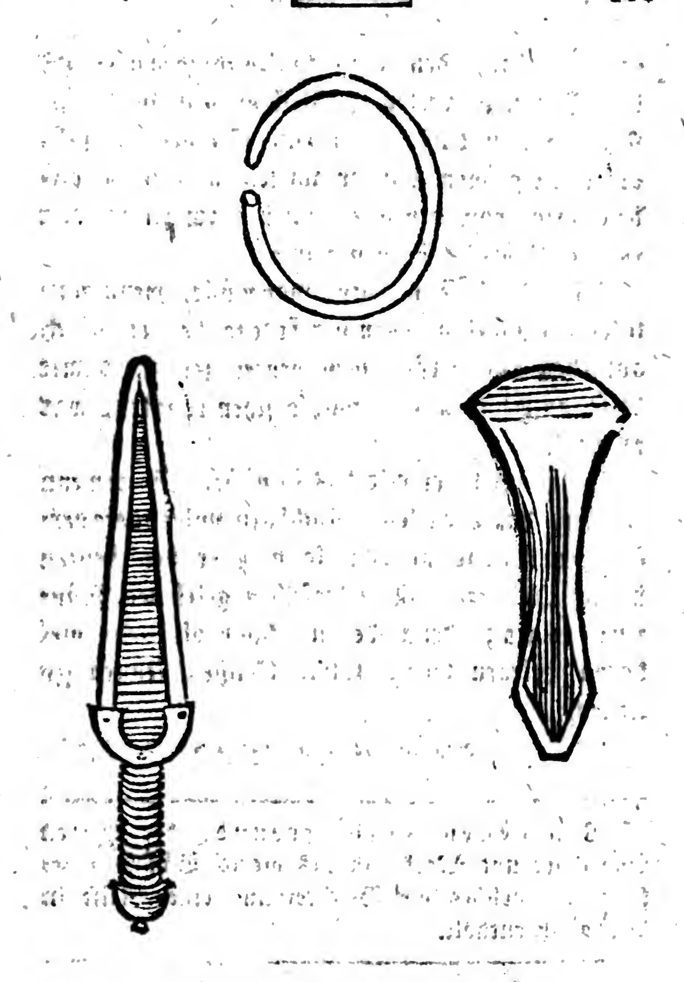
W. Ich denke doch wohl! Er erzählte mir, daß zu der Zeit, als unsere Vorfahren noch nicht feste Wohnplätze hatten, sondern bald hieher, bald dorthin in unserm Vaterlande umherzogen, sie bey ihren Kriegen unter einander, blos steinerne Waffen und vorzüglich sogenannte Streitäxte von Stein hatten, womit sie einander todtschlugen. Er erzählte mir auch, daß noch jetzt zuweilen solche alte Streitäxte in der Erde gefunden und von abergläubischen und schlecht unterrichteten Leuten für sogenannte Donnerkeile gehalten würden. Er sagte mir damals auch, daß nachdem unsere Vorfahren sich festere Wohnplätze wählten und die Bearbeitung des Metalles ein wenig kennen lernten, sie sich Dolche und andere Arten von Waffen aus Metall und zwar aus einer kupferartigen Materie machten.

V. Nun ich sehe doch, daß er wirklich ein gutes Gedächtniß hat! Ich glaubte nicht, daß er das alles noch von so vielen Jahren her wissen würde. Deßhalb nahm ich eine Abbildung von zweyerley Waffen der alten Deutschen von Hause

 mit,

mit, um sie ihm zu zeigen. Gewiß erinnert er sich nun auch, daß ich ihm damals erzählte, wie in Neunheilingen oder Neuenheiligen, einem Dorfe zwey Stunden von Langensalza, im Sächsischen Antheil von Thüringen, ein Bauer vor vielen Jahren allerley Ueberbleibsel von alten Deutschen Waffen auf seinem Acker gefunden habe. Nicht lange nachher fand ein anderer Bauer in der nämlichen Gegend, auch beym Pflügen seines Ackers, Gerippe von zwey Armen, woran mehrere metallene Ringe steckten, welche man Armringe zu nennen pflegt, dergleichen besonders die Vornehmen bey unsern ältesten Vorfahren trugen. Eine solche Art von Armringen trugen vorzüglich auch die tapfersten Männer bey den Katten, den damaligen Bewohnern von Hessen und Thüringen. Sieht er hier das grose runde Ding auf diesem Blatte ist die Abbildung von einem der Armringe, die bey Langensalza gefunden worden sind. Das was darunter hingezeichnet ist, sind die Abbildungen von 2 Stücken alter Deutscher Waffen, welche man ebenfalls dort gefunden hat. Das was hier linker Hand steht ist ein metallener Dolch, und die Zeichnung rechter Hand stellt eine andere Art von Waffen vor, welche unsere alten Stammväter an einen hölzernen Schaft oder Stiel bevestigten und sie brauchten,

ent-



D 4

entweder damit den Feind todtzuschlagen oder aus dem Sattel zu werfen. Weiß er denn auch noch, was ich ihm damals für eine Erinnerung gab, als er die grünen Dinger auf seinem Acker gefunden hatte, von denen es sich hernach zeigte, daß es alte Deutsche Waffen waren?

W. O ja! Er meynte, man müsse, wenn man so etwas unbekanntes in der Erde fände, es hübsch aufheben und verständigen Leuten zeigen, damit diese untersuchen und nachforschen könnten, was es wäre.

B. Vergesse er mir das ja nicht. Auch wenn er hört, daß etwa seine Nachbarn und andere dergleichen Dinge fänden: so muß er den Leuten hübsch zureden, daß sie dieselben gelehrten Männern zeigen; denn denen kann oft sehr viel daran gelegen seyn, solche Sachen kennen zu lernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom neuen Kinderfreunde der Herren Engelhard und Merkel ist das vierte Bändchen erschienen, welches die Beschreibung einer Reise in die Lausitz enthält.

Für die Abgebrannten in Wenigen Lupnitz ist eingegangen aus S. 1 Thlr. 10 gr.

Der Bote
aus
Thüringen.

Funfzehntes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Außer den genannten Waffen hatten unsere Vorfahren auch noch manche andere von Eisen, z. B. Wurfspieße, die sie nach den Feinden warfen und große Spieße, mit welchen sie aufeinander stießen. Zur Vertheidigung bedienten sie sich der sogenannten Schilde, welche sie aus Bretern, aus Baumrinde und aus geflochtenen Weidenzweigen verfertigten und auch wohl mit Leder überzogen. Diese Schilde waren oft so lang, als der Mann, der sie trug, und damit suchten sie den Stoß und Wurf der Feinde abzuhalten. Die Vornehmen pflegten auf die Schilde allerley Figuren, z. B. Thiere zu mahlen, woraus in spätern Zeiten die Wappen der Edelleute entstanden sind. Wenn einer aus der Schlacht sein Schild nicht wieder zurückbrachte: so sahe man dieß als

ein Zeichen seiner Feigheit an. Ein solcher wurde für unehrlich gehalten und verlohr das Recht den Volksversammlungen beyzuwohnen. Statt der in neuern Zeiten bey den Armeen gewöhnlichen Fahnen, hatte jede Völkerschaft und Hausse Bilder von gewissen Thieren, welche, wenn man in den Krieg zog, vor denselben hergetragen wurden. Jede Schlacht wurde mit einem gewaltigen Geschrey angefangen, wie er schon Beyspiele davon gehört hat. Dieß fürchterliche Geschrey und Geheul dauerte während der Schlacht fort. Auch sang man vor und während dem Gefecht gewisse Kriegsgesänge, die besondere Männer, welche die alten Deutschen Barden nannten, verfertigten.

Der Hauptnahrungszweig der alten Deutschen war die Viehzucht. Wer große Heerden von Schafen und Rindvieh hatte, wurde für reich gehalten. Die Geschenke an die Oberhäupter, die Abgaben der Leibeigenen an ihre Herren, die Strafen, welche auf manche Vergehungen gesetzt waren, bestanden daher in Entrichtung einiger Stücke Vieh. Aber ihre Kühe, Schafe, auch die Pferde waren klein und von schlechtem Aussehen, welches vermuthlich von der rauhen und feuchten Witterung herkam, welche damals in Deutschland gewöhnlich war. Bey den Völker-

schaften,

schaften, welche an fischreichen Flüssen, wie z. B. am Rhein, Mayn, Donau, Elbe, Oder u. s. w. und an den Seeküsten wohnten, war auch der Fischfang ein wichtiger Nahrungszweig. Sie verfertigten sich Schiffe von ausgehöhlten Bäumen und fuhren in denselben auf den Flüssen und an den Meeresküsten (den Küsten der Ost- und Nordsee) herum, ja trieben an den letztern wohl Räuberey; indem sie zuweilen am Gebiete ihrer Nachbarn landeten und dort raubten und plünderten. Einiger Handel wurde von den Deutschen damals auch schon getrieben, aber nicht so, wie er bey uns heut zu Tage geschieht, da wir für die Waaren Geld geben; sondern sie tauschten Waaren gegen andere Waaren ein. Handelsartikel der Deutschen waren Gänsefedern, Menschenhaare, Vieh, Thierhäute, auch Sklaven oder Leibeigene. Diese Dinge tauschten sie an ihre Nachbarn die Gallier und an die Römer gegen andere Dinge, z. B. Waffen und allerley Metallarbeiten z. B. Kessel und dergleichen um. Wenn ihm etwa der Handel mit Menschenhaaren curios vorkommen sollte: so erinnere er sich nur an den Gebrauch, den, wie ich ihm schon erzählt habe, die galanten Römer von den Haaren der Deutschen zu machen pflegten.

Nun muß ich ihm doch auch noch etwas von der Religion und einigen andern besondern Gebräuchen und Einrichtungen unserer alten Vorfahren erzählen. So viel wird er von selbst schon wissen können, daß sie Heyden waren. Denn ehe unser Heiland seine vortreflichen Lehren den Menschen verkündigte, hatten alle Völker, die Juden ausgenommen, die Heydnische Religion und verehrten mehrere Götter, ja manche Völker einige tausend. Selbst solche alten Völker, welche in vielen andern Dingen sehr gescheut waren, wie z. B. die alten Römer und Griechen, machten sich so abgeschmackte und lächerliche Vorstellungen von der Gottheit, daß jetzt ein wohlerzogenes und gut unterrichtetes Christenkind das Abgeschmackte ihrer Meynungen einsieht. Wenn nun selbst die gescheutesten alten Völker sich sehr wunderliche Vorstellungen von ihren Göttern machten: so wäre es gar nicht zu verwundern, wenn die Religionsmeynungen unserer alten Urgroßväter, die doch in vielen andern Stücken noch so ganz roh und ungebildet waren, noch viel abgeschmackter gewesen wären. Aber so war es wirklich nicht. So viel man weiß, verehrten sie in den ältesten Zeiten die Sonne, den Mond, das Feuer und die Erde als ihre Götter. Wir beyde sehen freylich sehr wohl ein, daß diese Dinge kei-

ne Götter, sondern daß sie ebenso wohl Geschöpfe wie wir Menschen sind, welche der liebe Gott hervorgebracht hat. Aber daß unsere ununterrichteten Vorfahren diese Dinge selbst für Götter hielten, war doch auch sehr natürlich. Und weiß er denn warum?

W. J das läßt sich ja leicht begreifen! Das mußten sie ja sehen, daß die Sonne ihnen durch ihr Licht und Wärme viel Gutes erzeigte; eben das that der Mond, wann er ihnen zu ihrem Jagen leuchtete und das Feuer, wann sie an demselben bey der kalten Witterung sich erwärmten. Die Erde aber gab ihnen und ihrem Vieh Nahrung, nährte das Wild, das sie jagten und aßen, verschafte ihnen Baumaterialien zu ihren Hütten und brachte allerley hervor, woraus sie sich Waffen zum Kampf gegen ihre Feinde verfertigen konnten.

V. Die Erde verehrten sie als eine ihrer Gottheiten unter dem Namen Hertha. Diese Hertha wurde vorzüglich auf der Insel Rügen in Schwedisch Pommern verehrt. Dort war ihr ein heiliger Hain (Wald) gewidmet, in welchem ein Wagen stand, der zu gewissen Zeiten, wann die Priester dieser Gottheit es für nöthig fanden, mit Kühen bespannt und mit einer Decke behängt auf der Insel herumgeführt wurde. Die Prie-

ster gaben dann vor, die Hertha befinde sich auf demselben, und während dieser Zeit wurde von den Bewohnern der Insel kein Krieg geführt. Noch heut zu Tage zeigt man auf dieser Inse einen Wald, und in diesem einen tiefen mit uralten Bäumen bewachsenen Platz, den man für den ehemaligen der Hertha geheiligten Hain hält. Es ist auch sehr warscheinlich, daß nicht alle Völkerschaften gerade immer die nämlichen Götter verehrten, sondern einige sahen diese, andere jene für ihre Götter an, und gaben ihnen allerley Namen. Den von ihren Göttern, der nach ihrer Meynung den Donner hervorbrachte, nannten sie Thor d. i. Donnergott. Außer den schon genannten Göttern erzeigten sie auch eine Art von göttlicher Verehrung manchen von ihren berühmten alten Helden und Vorfahren, als ihren vorgeblichen Stammvätern. Solche alten Vorfahren und Helden, die sie göttlich verehrten, waren Tuisto und sein Sohn Mann, ferner Odin (Othin) oder Wodan und dessen Gemahlin Freya. Von zwey Göttern unserer alten Vorfahren sind noch die Benennungen von 2 Wochentagen bis auf den heutigen Tag übrig geblieben, nämlich: Donnerstag vom Gott Thor und Freytag von der Göttin Freya. Die Dänen und Engländer, welche auch Deutscher Herkunft sind, benennen auch

jetzt

jetzt noch die Mittwoch vom Gott Wodan. So wie unsere alten Vorfahren selbst nichts als immer Krieg und Jagd im Kopf hatten: so legten sie auch ihren Göttern, besonders denen, welche nach ihrer Meynung gleichsam als ihre Stammväter einst hier auf der Erde gelebt hatten, nur vorzüglich kriegerische Eigenschaften bey, nämlich Muth und Tapferkeit. Uebrigens verehrten sie nicht, wie andere Heydnische Völker, ihre Götter in Tempeln, sondern unter freyem Himmel und zwar in den dunkelsten und schauerlichsten Oertern ihrer Wälder, welche sie als diejenigen Plätze ansahen, wo vorzüglich ihre Götter gegenwärtig wären und wohneten. Diese Oerter sahen sie für so heilig an, daß man bey manchen Völkerschaften in dieselben nicht anders als gefesselt ging, um dadurch seine Demuth und Erniedrigung vor der Macht der Götter zu erkennen zu geben. In diesen heiligen Plätzen der Wälder wurden die Feldzeichen oder Thierfiguren aufbewahret, welche vor den einzelnen Haufen im Kriege hergetragen wurden, so wie man auch dartnne die den Feinden abgenommenen Feldzeichen als Siegeszeichen aufhing. Einzelne sehr alte, große und dicke Bäume in den heiligen Wäldern wurden auch noch besonders für heilig gehalten. Ihre Götter verehrten unsere Vorfahren, gleich andern heydnischen Völ-

 kern

kern, durch Opfer, und schlachteten ihnen zu Ehren Thiere, aber welches schrecklich ist, auch Menschen. Besonders wurden Kriegsgefangene und Verbrecher zu dergleichen Menschenopfern gebraucht, aber auch zuweilen unschuldige Menschen.

Unsere ältesten Vorfahren glaubten doch auch, ob sie gleich Heyden waren, ein anderes Leben nach dem Tode; machten sich aber von diesem künftigen Zustande des Menschen gar sonderbare Begriffe. Ich glaube, ich kann ihn füglich bis über 8 Tage rathen lassen, und er wird doch wohl nicht herausbringen, wie sie sich die ewige Seeligkeit vorstellten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Für die Abgebrannten zu Wenigen Lupnitz ist eingekommen 1/2 Laubthaler von H. R. in E.

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechzehntes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

B. Nun, Herr Gevatter! hat er es wohl herausgebracht, worinne nach der Meynung unserer uralten Groswäter die himmlischen Freuden bestehen sollten?

W. Ich habe hin und her gedacht, aber doch nichts rechts herausbringen können. So viel ist mir aber doch nach der ganzen Beschreibung, die er mir von ihnen gemacht hat, wahrscheinlich, daß es etwas kriegerisches seyn wird.

B. Ganz recht. Sie glaubten, sie würden dort, wenn sie hier auf der Erde recht tapfergekämpft hätten, im Himmel die Ehre haben, mit ihren tapfern Vorfahren, Bier aus den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde zu trinken, und sich mit Fechten und Kämpfen belustigen. Uebrigens dürfen wir es nicht eben unsern alten Urgroßvätern übel

nehmen, oder über sie lachen, daß sie sich solche sonderbare Vorstellungen von der künftigen Seeligkeit machten. Krieg war ihr liebstes Vergnügen, also dachten sie, es müßte im Himmel auch so seyn. Es giebt ja unter uns Christen, die wir doch durch die Lehre Jesu viel bessere Begriffe von unserm Zustande nach dem Tode erlangen können, viele Leute, welche, weil sie in ihrem gegenwärtigen Zustande Nichtsthun für das größte Glück halten, glauben, die künftige Seeligkeit würde darinne bestehen, daß wir frey von aller Arbeit seyn und weiter nichts thun, als uns im Himmel recht lustig machen würden. Die Todten wurden bey den alten Deutschen nicht, wie bey uns, begraben, sondern verbrannt. Die Leichname der Vornehmen z. B. der Anführer im Kriege, verbrannte man mit einer besondern Art wohlriechendem Holze, vielleicht mit Wachholderholz. Mit ihnen zugleich wurden verbrannt ihre Waffen, ihre Armringe, ihr Leibpferd, einige Hunde, zuweilen auch wohl Leibeigene, damit wenn etwa die Verstorbenen auf der Reise nach dem Himmel, oder auch wohl im Himmel selbst, diese Dinge nöthig haben sollten, sie alles gleich bey der Hand hätten. Seit der Zeit da viele Deutschen mit den Römern nähere Bekanntschaft gemacht und allerley Kostbarkeiten, Ringe, silberne Gefäße

Gefäße und Geld kennen gelernt hatten, warf man auch wohl viele solcher Dinge, die dem Verstorbenen gehört hatten, mit in das Feuer, das den Leichnam verzehren sollte. Die Asche des verbrannten Leichnams wurde gesammelt, in Gefäße gethan und unter große Bäume, oder sonst irgendwo unter die Erde gesetzt und mit Rasen bedeckt. Solche alte mit Asche gefüllten Gefäße, die man Urnen oder auch Aschenkrüge nennt u. die meist von Thon sind, findet man zuweilen noch jetzt beym Umackern der Felder und auch manchmal neben ihnen Waffen und Geld. Die Gewohnheit unserer alten Vorfahren, Geld und Kostbarkeiten mit dem Leichnam zugleich ins Feuer zu werfen, ist bey ihren Nachkommen, die Ursache einer abergläubischen Meynung geworden, die wir noch jetzt unter vielen unwissenden Leuten auf den Dörfern und in den Städten finden. Weil man nämlich in spätern Zeiten an solchen Oertern, wo vor Alters unsere Vorfahren Leichname verbrannt hatten, Kohlen, Geld und andere metallene Dinge bey einander fand: so entstand daraus die irrige Meynung, daß da, wo in der Erde Kohlen gefunden würden, auch schlechterdings Schätze liegen müßten. Endlich glaubte man gar, das Geld wäre durch Geister und allerley Zauberey in Kohlen verwandelt worden, und wenn man diese

aufhöbe: so würde wieder Geld daraus. Hier-aus kann er sich zugleich den Ursprung der albernen Schatzgräbergeschichten, die Mährchen von Geistern, welche Schätze bewachen, vom Aufspringen des Feuers an Oertern, wo Schätze vergraben seyn sollen und dergleichen erklären. Betrüger suchen durch dergleichen Erzählungen andere zu hintergehen, und manche einfältige alte Weiber und andere ihnen an Einfalt ähnliche Leute, pflegen Kindern und andern unwissenden Menschen damit die Zeit zu vertreiben, stiften aber dadurch erstaunlich viel Schaden. Suche er es ja zu verhüten, daß seinen Kindern nicht solch albernes Zeug erzählt wird. Denn wenn es einmal im Kopfe ist: so läßt sich es nur schwer wieder herausbringen.

Die alten Deutschen hatten auch, so wie andere heydnische Völker, ihre Priester und Priesterinnen, welche opferten und andere gottesdienstlichen Gebräuche verrichteten. Sie stunden in sehr großem Ansehen und man glaubte, das, was sie sagten und für den Willen der Götter erklärten, wäre auch wirklich der Wille derselben. Von gewissen heiligen Weibern oder Priesterinnen glaubte man, daß sie künftige Dinge vorhersagen könnten. Man nannte sie, wie er schon weiß, Alrunen. Nichts nur einigermaßen wichtiges

tiges wurde unternommen, wenn man sie nicht
erst vorher um Rath gefragt hatte. Sie pfleg-
ten aus gewissen Zeichen Gutes oder Böses vor-
her zu sagen, etwa ohngefähr so, wie die Zigeu-
nerinnen und andere Betrüger heut zu Tage aus
den Caffeetassen, Karten und dergleichen Dingen
künftige Schicksale der Menschen vorhersagen wol-
len, und durch ihr Geschwätz einfältige Leute be-
trügen. Wenn unsere Vorfahren ein solches
blindes abergläubisches Vertrauen auf ihre Alru-
nen setzten: so ist es gar nicht zu verwundern;
denn bey ihnen gab es keine Schulen und andere
dergleichen Anstalten, wo sie hätten eines bessern
belehrt werden können. Aber was soll man denn
dazu sagen, wenn wir jetzt nach mehr als andert-
halb tausend Jahren, (wo wir Schulen und Kir-
chen und allerley gute Schriften zu unserer Beleh-
rung haben) noch überall so viel unwissende Leu-
te unter uns finden, welche sich von Zigeunerin-
nen und andern Betrügern wahrsagen lassen und
allerley andere abergläubische Mittel anwenden,
um ihre künftigen Schicksale zu erfahren? Ist
das nicht Sünd und Schande für unsere Zeiten?
So wenig der unter unsern Vorfahren in man-
chen Stücken gewöhnliche Aberglaube ihnen zur
Ehre gereicht: so sehr verdienen sie doch noch
jetzt unseres Lobes, daß sie Treue und Redlichkeit

 und

und manche andre Tugend sehr liebten. Diese Tugenden rühmen selbst von ihnen ihre Feinde, die Römer. Von Betrug und Diebstahl unter denen, welche in einem Gau oder Bezirk Landes mit einander wohnten, hörte man selten etwas. Was einer dem andern versprach, darauf konnte man sich verlassen. Sie wußten nichts von Schwüren und andern dergleichen Betheurungen, womit man jetzt jemanden von der Wahrheit seiner Aussagen und seines Versprechens noch stärker zu versichern pflegt. Da hieß es noch: ein Wort, ein Mann! Doch hielten sie es eben nicht für Unrecht, List und Verstellung gegen ihre Feinde, wie z. B. gegen die Römer zu brauchen. Die pünctlichste Treue fand auch bey ihnen in der Ehe Statt. Selten hörte man in jenen alten Zeiten etwas von Ehebruche in unserm Vaterlande. Ließ sich indessen ja eine Frau verleiten ihrem Manne untreu zu werden: so wurde sie äußerst hart bestraft. Der Mann prügelte alsdann die Ehebrecherin in Gegenwart ihrer Eltern und Verwandten, nackend und mit abgeschnittenen Haaren von sich weg, und sie wurde allgemein verachtet. Keuschheit gehörte überhaupt vor ihrer nähern Bekanntschaft mit den Römern zu den vorzüglichsten guten Eigenschaften unserer Vorfahren. Jünglinge und Mädchen mußten

erst

erst etliche und zwanzig Jahr alt seyn, ehe sie sich verheyrathen durften; und bey der Heyrath wurde ben so wohl auf gleichen Stand, als auf gleiches Alter gesehen. Der freye Jüngling gab dem Mädchen, das er heyrathen wollte, einige Stück Rindvieh, ein aufgezäumtes Pferd, einen Schild, einen Spieß und ein Schwerd. Waren die Eltern mit diesem Geschenke zufrieden: so war die Verbindung richtig, und die Eltern entliesen nun die Tochter mit der Ermahnung, alle Arbeit und alle Schicksale im Krieg und Frieden treulich mit ihrem Manne zu theilen. Die zum Geschenke erhaltenen Waffen hob die Frau als ein Heiligthum sorgfältig auf, und vermachte sie bey ihrem Tode ihren Töchtern und Schwiegertöchtern. Sie waren ihr im Leben eben so theure Denkmäler ihrer ehelichen Liebe und Verbindung gewesen, als es in unsern Zeiten die goldenen Ringe und Gesangbücher geworden sind, welche Brautleute einander zu schenken pflegen. Der Deutsche Mann betrachtete sein Weib nicht, wie es bey vielen andern alten Völkern Sitte war, als seine Sclavin; sondern als seine Freundin und Gehülfin und begegnete derselben mit großer Achtung. Kinder der Freyen und der Leibeigenen wurden auf gleiche Weise erzogen. Die erste Pflege und Erziehung derselben übernahm die Mutter, so wie auch

auch die Töchter bis zu ihrer Verheyrathung unter der Aufsicht der Mutter blieben. Die Kinder, besonders die Knaben, wurden, wie ich ihm schon einmal etwas davon gesagt habe, an die Ertragung jeder noch so rauhen Witterung gewöhnt, brav abgehärtet und gelenk gemacht durch Schwimmen, Laufen und allerley Waffenübungen, worinne der Vater der Lehrer des Sohnes wurde, wenn dieser groß und stark genug dazu geworden war. Noch einen schönen Zug aus der Denkungsart der alten Deutschen muß ich ihm doch anführen. So kriegerisch gesinnt sie waren: so waren sie doch gegen Fremde sehr gastfrey und freundlich. Alles, was sie in ihrer Hütte hatten, gaben sie willig her, um den Fremden zu erquicken, und wer das nicht gethan hätte, wäre von andern für einen äußerst schlechten Menschen gehalten und verachtet worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Siebzehntes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Ich habe ihm nun, Herr Wirth! gewiß so viel von dem ältesten Zustande und der Beschaffenheit unsers lieben Vaterlandes und seiner Bewohner erzählt, daß er wohl hinlänglich einsehen wird, wie damals meist alles ganz anders war, als wir es jetzt finden. Wie sind nun aber nach und nach aus den rauhen und unfruchtbaren Wäldern, aus den ungeheuer grossen Morästen Deutschlands schöne und fruchtbare Kornfelder und Wiesen, Dörfer und blühende Städte geworden? Wie sind an die Stelle der wilden Bäume und Gesträuche schöne Weinberge und Obstgärten gekommen? Wie haben sich die Verehrer der Sonne und des Mondes, des Wodans, der Hertha und so vieler andern Dinge und Personen, die sie für Götter hielten, in Christen und Verehrer des

des wahren Gottes umgewandelt? Wie sind aus unsern wilden, rohen, kriegerischen, trägen und unwissenden Vorfahren nach und nach gesittete, friedliebende, arbeitsame, gescheute Leute geworden? Wie sind mancherley Handwerke und Gewerbe, Kirchen und Schulen in Deutschland entstanden, nützliche Erfindungen gemacht und allerley Kenntnisse verbreitet worden und bis auf uns gekommen? Solche und noch manche andere Fragen werden uns, wenn wir den jetzigen Zustand unsers Vaterlandes und seiner Bewohner mit dem ehemaligen vergleichen und darüber nachdenken, ganz natürlich einfallen müssen. In meiner folgenden Erzählung wird er hoffentlich auf dergleichen Fragen manche Antwort finden. Zu denjenigen, welche viel zum Anbau einiger Gegenden Deutschlands, und zu manchen großen, zum Theil sehr nützlichen Veränderungen ihrer Einwohner beygetragen haben, gehören die Römer.

W. Wie — die Römer? Diese waren ja Feinde der Deutschen und wollten unser Vaterland erobern. Diese hätten zum Besten Deutschlands etwas beygetragen?

B. Nicht anders, und zwar eben dadurch, daß sie Deutschland erobern wollten. Er glaubt ja eine Vorsehung und da kann es ihm nicht unbekannt

bekannt seyn, daß es des lieben Gottes Weise ist und von jeher war, durch seine gütige Regierung auch aus den bösen Absichten und Handlungen der Menschen am Ende etwas Gutes hervorzubringen. Aus dem Verfolg meiner Erzählung soll er daher sehen, daß die Römer bey manchem Unheil, das sie durch ihre Eroberungssucht den Deutschen zugefügt haben, doch auch durch Gottes weise Regierung für unser Vaterland auf mancherley Weise nützlich geworden sind.

Es wird ihm noch erinnerlich seyn, daß durch die Eroberungen der Römer zwischen diesen und den Deutschen die beyden Flüsse, der Rhein und die Donau, die Gränzen geworden waren, und daß weder die einen noch die andern mit dem, was sie hatten, sich begnügen wollten. Beyden war die nahe Nachbarschaft der andern höchst ungelegen. Die Deutschen thaten immer von Zeit zu Zeit Einfälle über diese Flüsse ins Römische Gebiet, um ihre beschwerlichen Nachbarn weiter zurück zu drängen und zu plündern. Die Römer, um jene Einfälle so viel als möglich zu verhindern und ihre gemachten neuen Eroberungen zu schützen, legten längs der Donau und dem Rhein mehrere Vestungen an. Von diesen aus suchten sie auch diesseits dieser Flüsse weiter ins Deutsche Gebiet einzudringen, die Deutschen immer tiefer

in ihre dicken Wälder zurück zu treiben und sie in ihrem eigenen Lande zu bekriegen. Besonders geschah dieß einige Jahre vor Christi Geburt. Der damalige Römische Kaiser Augustus hatte seinen Stiefsohn Drusus zum Statthalter in den Römischen Provinzen an der linken Seite des Rheins gemacht und ihm das Obercommando über die dasigen Römischen Truppen gegeben. Dieser Drusus war ein junger, kühner, tapferer Herr und wollte sich gern einen grossen Nahmen unter seinem Volke machen. Deßhalb beschloß er die Deutschen, um ihren steten Einfällen in das Römische Gebiet ein Ende zu machen, in Deutschland selbst zu bekriegen und so viel als möglich davon zu erobern. Er unternahm auch wirklich mehrere glückliche Feldzüge gegen sie. Um desto besser und sicherer in das Innere Deutschlands eindringen zu können, kam er auf den Gedanken, den Rhein und die Yssel durch einen Canal, den er graben ließ, zu verbinden. Da ich ihm die Karte von Deutschland immer noch nicht habe mitbringen können: so nehme er unterdessen, um mich besser zu verstehen, die Kriegskarte, die ich ihm am Ende des vorigen Jahres gegeben habe, zur Hand. Sieht er hier an der heutigen Holländischen Gränze beym heutigen Arnheim in Holland fängt dieser Canal aus

dem

dem Rheine an und verbindet nicht gar weit davon bey Doesburg mit dem Rhein die Yssel. Nachdem dieser Canal, welcher der Drususcanal oder die neue Yssel heißt, fertig war seegelte Drusus mit einem Corps Truppen aus dem Rhein in die Yssel, auf dieser in die Nordsee, fuhr an den Küsten der heutigen Provinzen West-friesland und Gröningen (2 Provinzen der Republik der vereinigten Niederlande) hin, und lief an der Ostfriesischen Küste beym heutigen Emden in Ostfriesland in die Ems ein. Auf diese Art kam er in das Deutsche Gebiet. Um weiter ins Innere Deutschlands vorrücken zu können, ließ er Wälder aushauen, Sümpfe und Moräste austrocknen, Straßen anlegen, und an der Ems ein festes Schloß bauen. So groß die Schwierigkeiten und die Mühseeligkeiten waren, mit denen Drusus nebst seiner Armee in mehreren Feldzügen gegen die Deutschen zu kämpfen hatte, so gelang es ihm doch tief in das heutige Westphalen bis in die Gegenden von der Lippe vorzudringen und dort eine Vestung anzulegen. Ja er kam gar bis an die Weser und würde auch gewiß über diese gegangen seyn, wenn ihn nicht endlich Mangel an Lebensmitteln zum Rückzuge genöthigt hätte. Viele Deutschen hatten sich nach ihrer Gewohnheit in ihre dicken Wälder zurückgezogen

134 jenen. Aus diesen fielen sie über die sich zurückziehenden Römer her, thaten ihnen vielen Schaden und verfolgten sie bis an ihre Vestungen. Dies alles aber hielt den Drusus nicht ab noch einen Versuch zu machen. Er drang aufs neue durch das heutige Hessen an die Weser vor, ging über dieselbe, durchzog einen grosen Theil des heutigen Niedersächsischen Kreises und kam sogar bis an die Elbe in der Gegend von Barby nicht gar weit von Magdeburg. Weiter zu gehen, hielt er nicht für rathsam. Vielleicht fürchtete er, die Deutschen möchten ihm den Rückzug abschneiden. Einer der alten Schriftsteller erzählt, daß die Erscheinung eines fürchterlich grosen Weibes ihn zum Rückzuge bewogen habe. Ein erstaunlich groses Weib soll ihm nämlich an der Elbe entgegen gekommen seyn, ihm wegen seiner Eroberungssucht Vorwürfe gemacht und mit seinem nahen Tode gedroht haben. Es ist möglich, daß das Geschichtchen von dieser Erscheinung ganz erdichtet ist. Aber es kann auch wahr seyn, und dann ist es mit der Erscheinung dieses Weibes ganz natürlich zu gegangen. Vielleicht war es eine Alraune, welche sich dem Drusus unerwartet in den Weg stellte, und durch ihre Reden und Drohungen ihn von weitern Fortschritten in ihrem Vaterlande abhalten und zum Rückzuge bewegen wollte.

e. Drusus aber, der wahrscheinlich, wie die
meisten Römer bey allen ihren übrigen Einsichten,
doch auch abergläubisch seyn mochte, hielt diese
Frau vielleicht für ein Gespenst oder sonst et-
was dergleichen. Kurz so viel ist gewiß, Dru-
sus zog sich wieder von der Elbe zurück. Auf
dem Rückmarsche stürzte er mit seinem Pferde
und starb 30 Tage nachher an der dadurch erhal-
tenen Verwundung. Die Deutschen konnten sehr
froh über den Tod dieses Mannes seyn. Denn
wenn er länger am Leben geblieben wäre: so wür-
de er ihnen noch gar viel zu schaffen gemacht ha-
ben. Desto mehr trauerten die Römer über den
Verlust eines so großen Generals und errichteten
ihm mehrere Denkmäler besonders zu Maynz.
Drusus hatte längst dem Rheine hin mehrere Be-
stungen anlegen lassen und unter andern auch
Maynz, das von ihm zur Römischen Hauptve-
stung am Rheine gemacht wurde. Unter den vie-
len Denkmälern, welche die Römer zum Anden-
ken seiner Thaten gegen die Deutschen errichtet
haben, ist noch heut zu Tage eines in dem von ihm
angelegten Maynz zu sehen. Sollte er, so Gott
uns bald den Frieden giebt, etwa einmal nach
Maynz kommen: so frage er nur nach dem soge-
nannten Eichelstein. Es ist dieß ein sehr dicker
und ziemlich hoher Thurm, welchen der Kaiser

Augustus seinem Stiefsohn Drusus zu Ehren hat erbauen lassen, und den man als ein gegen 1800 Jahr altes Gebäude noch bis jetzt zu erhalten gesucht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachricht.

Denen Herren Kantoren, Schulmeistern und andern Gesangsliebhabern, die auf mein bereits vorn Jahre angekündigtes Werkchen: Versuch von Uebungs-Exempeln für Schüler, die zum sogenannten Notentreffen angeleitet werden sollen, mit erläuterten Anmerkungen ꝛc. pränumeriret oder subscribiret haben, vermelde ich hierdurch: daß selbiges zur Ostermesse d. J., und zwar im Breitkopfischen Verlage, gewiß erscheinen werde. Es können dahero dieselbigen ihre bestellte Exemplarien entweder bey mir oder in besagter Handlung gegen freye Einsendung des Pränumerationspreißes a 16 Gr. alsdann abfordern lassen. Auch stehen noch einige mir bedungene Exemplarien dafür zu Dienste, weil es wohl künftig theurer kommen möchte. Erfurt im Aprill 1795.

Weimar Musikd.

Der Bote aus [Th]üringen.

Achtzehntes Stück.

1795.

[F]ortsetzung der Geschichte der Deutschen.

[D]ie glücklichen Feldzüge des Drusus diesseits
[des] Rheins reitzten die eroberungssüchtigen Rö-
[mer] neue Versuche gegen die Deutschen zu ma-
[chen], und theils durch Gewalt, theils durch aller-
[lei L]ist gelang es ihnen auch wirklich, sich immer
[mehr] in Deutschland festzusetzen.

[D]iesseits der Donau wollte es ihnen zwar
[nicht] gelingen, eben viel Fortschritte zu machen.
[Hier] regierte ein mächtiger König Namens
[Mar]bod. Er war König der Markomannen,
[eines] Deutschen Volkes, das eine Zeitlang in dem
[jetzi]gen Schwaben, zwischen dem Rhein, Nek-
[ker u]nd der Donau gewohnt hatte. Marbod selbst
[hatte] sich in seiner Jugend mehrere Jahre in Rom
[aufge]halten. Dort hatte er von den Römern die
[römi]sche Kriegskunst besser kennen gelernt. Als

er nun in sein Vaterland wieder zurück kam und eben damals die Römer weiter in Deutschland vorgedrungen, und den Markomannen immer näher gekommen waren: so redete er seinen Landsleuten zu, mit ihm ihre alten Wohnsitze zu verlassen und in einer andern Gegend Deutschlands ein Land zu suchen, wo sie von den Römern weniger zu befürchten hätten. Die Markomannen waren dieß zufrieden, zogen mit ihrem Könige aus, und eroberten das heutige Böhmen. Mit der Zeit wurde Marbod hier so mächtig, daß seine Herrschaft sich über einen Theil des heutigen Bayern und Franken, über Böhmen, Mähren, Schlesien und die Mark Brandenburg erstreckte; denn in allen diesen Ländern waren Deutsche Völkerschaften, welche er sich entweder mit Gewalt unterworfen hatte, oder die doch mit ihm im engsten Bündniß standen. Immer hatte er ein Heer von 70000 Mann auf den Beinen, das sehr gut in den Waffen geübt war. Auf diese Weise war der mächtige König Marbod den Römern im Wege, daß sie von der Donauseite nicht weiter in Deutschland vordringen konnten. Desto besser glückte es ihnen diesseits des Rheins, wo sie immer weiter vordrangen. Vorzüglich hatten sie sich seit den glücklichen Feldzügen des General Drusus auch im heutigen Westphalen festgesetzt. Hier und im heuti-

gen

gen Niedersachsen wußten sie sich durch Geschenke, durch Gastmäler und auf manche andere listige Weise die Fürsten, Anführer und viele Adelichen mehrerer Völkerschaften so sehr zu Freunden zu machen, daß diese mit den Römischen Truppen, n Westphalen und mehrern Gegenden am Rhein, inige Jahre sehr friedlich unter einander lebten. Mancher Deutsche nahm Römische Sitten und Gebräuche an, die Römischen Kaufleute führten en Deutschen Weine und allerley andere ihnen erderbliche Dinge zu, welche, wenn dieß lange o fortgedauert hätte, diese ganz weichlich gemacht aben würden, und dann wäre es den Römern hr leicht geworden, Deutschland sich nach nd nach ganz zu unterwerfen. Viele Adelichen nahmen bey den Römischen Armeen Kriegsdienste, und fochten wohl selbst gelegentlich gegen re eigenen Landesleute; andere reißten nach dem hön angebaueten, fruchtbaren Italien und nach r prächtigen Stadt Rom und hielten sich dort ehrere Jahre lang auf, wo es vielen freylich ohl besser gefallen mochte, als in den rauhen eutschen Wäldern; auch schmeckte ihnen wahrscheinlich der schöne Italiänische Wein, das herrhe Obst und die leckern Speisen bey den Schmausereyen der Römer besser, als das deutsche Bier, Haberbrey, und ihr schlechtzubereitetes Wild

pret. Aber die Verständigen unter den Deutschen sahen doch ein, daß wenn sie so fortführen, sich durch der Römer freundliches Betragen blenden zu lassen, wenn sie an der weichlichen Lebensart der Römer immer mehr Geschmack fänden, und diese immer mehr ihre Herrschaft in Deutschland festsetzten, ihre bisherige Freyheit und Unabhängigkeit bald ganz verlohren gehen und sie völlige Unterthanen der Römer werden würden. Bis jetzt hatten die Römer diejenigen Deutschen Völkerschaften, unter denen sie in Westphalen lebten, gewissermassen noch als Freunde, und nicht als Unterthanen behandelt. Aber nach und nach fingen sie an, ihre Absichten deutlicher merken zu lassen. Besonders that dieß der Römische Stadthalter Varus, welcher mit einer grosen Römischen Armee in Westphalen an der Lippe stand. Dieser wagte es, mehrern Deutschen Völkerschaften dieser Gegenden Abgaben abzufordern, nahm sich es heraus, ihre etwanigen Streitigkeiten nach Römischen Gesetzen, wovon die Deutschen nichts verstanden, zu entscheiden und manchen freyen Deutschen mit Leibesstrafen zu belegen. Dergleichen Dinge waren die alten Deutschen aber gar nicht gewohnt. Ihren eigenen Fürsten gaben sie, wie er weiß, nur freywillige Geschenke, ihre Streitigkeiten unter sich pflegten sie mit den Waffen selbst unter einander auszumachen, und Leibesstrafen hielten sie für das schimpflichste, das nur einem

freyen

freyen Manne begegnen konnte, und womit sie selbst ihre Leibeigenen nur selten bestraften. Nun wollte da auf einmal der Herr Varus, der sich noch dazu nebst seinen Römern für ihren Freund ausgab, alles ganz anders machen. I, dachten viele, das wollen wir nicht leiden, wir wollen die Herren Römer wieder hinjagen, wo sie hergekommen sind! Aber das war nun freylich leichter zu denken, als auszuführen. Es fehlte ihnen anfänglich an einem Manne, der dazu ein so recht gutes Plänchen ersonnen hätte. Bis sich dieser fand, suchten sie ihren Unwillen gegen die bösen Römer, so gut als möglich zu unterdrücken; ließen keinem von diesen etwas von dem, was sie im Herzen dachten, merken, sondern sahen das Wesen ihrer vorgeblichen Freunde noch eine Weile geduldig mit an. Dieses heimliche, immer stärker werdende Misvergnügen seiner Landsleute über die Römer bemerkte indessen zu seiner großen Freude ein junger Fürst der Cherusker, Namens Hermann, oder wie die Römer ihn nannten, Arminius. Die Cherusker wohnten, das weiß er ja wohl noch, zwischen der Weser und Elbe, besonders am Harze, im heutigen Braunschweigischen und Halberstädtischen. Der junge Fürst Hermann hatte mehrere Jahre in Rom gelebt, wohin er mit seinem Bruder,

als beyde kaum die Waffen zu tragen angefangen hatten, gegangen war. Wegen seiner Tapferkeit und andern guten Eigenschaften hatte er sich bey den Römern sehr viele Liebe und Achtung erworben, und hatte mit großem Ruhm unter den Römischen Truppen eine Zeitlang gedient. Sein Bruder hatte so viel Vergnügen an der Lebensart der Römer gefunden, daß er ganz ihre Sitten und Denkungsart annahm. Hermann sah zwar auch ein, daß die Römer in vielen Stücken viel einsichtsvoller und gebildeter als seine Landsleute waren, in der Kriegskunst hatte er ihnen auch gar manches abgelernt; aber das war ihm unausstehlich, daß sie sein Vaterland um seine alte Freyheit und Unabhängigkeit bringen und die Deutschen zu ihren Unterthanen machen wollten. Als er etwa 25 Jahr alt war, war er nach Deutschland zurückgekehrt und sah mit dem tiefsten Unwillen immer deutlicher die Absichten der Römer ein, welche sie bey ihrem äußerlich so freundschaftlichen Betragen hatten. Da er zugleich wahrnahm, wie groß das heimliche Misvergnügen seiner Landsleute über ihre vorgeblichen Freunde war: so faßte er den festen Vorsatz die Deutschen diesseits des Rheins von den Römern zu befreyen. Gleich mehrern andern Deutschen Fürsten und Adelichen, hielt er sich oft in dem Hauptquartiere des Varus auf, der diese

Her-

Herren durch Gastmäler und andere Vergnügungen zu belustigen, und so nach und nach immer mehr zur völligen Unterwerfung unter die Herrschaft der Römer zuzubereiten suchte. Hermann entdeckte einigen seiner vorzüglichen Freunden seinen Vorsatz und fand sie bereit, ihn zu unterstützen. Nach und nach entdeckte er denselben mehrern Fürsten und Adelichen unter den verschiedenen Deutschen Völkerschaften in Hessen, Westphalen und Niedersachsen, und überall bemerkte er den stärksten Eifer zum Kriege gegen die ihnen allen verhaßten Römer. Indessen war es keine leichte Sache, diese Feinde aus Deutschland zu bringen. Das Heer der Römischen Truppen, welche Varus in Westphalen commandirte, war sehr stark; und am Rhein, der von den Römern ebenfalls angelegten Vestung Bonn (im Churfürstenthum Köln) gegenüber, stand ebenfalls noch ein Corps Römer. Hermann aber entwarf nebst den mit ihm verbundenen Fürsten folgenden Plan. Er wollte in einer von der Römischen Armee ziemlich entfernten Gegend an der Weser ein Deutsches Volk zum Aufruhr gegen die Römer aufhetzen. Wenn nun Varus mit dem Römischen Heere dahin abgehen und in die großen Wälder kommen würde, um die Aufrührer zu bekriegen: so wollte Hermann und die übrigen mit ihm verschwornen Fürsten

 mit

mit ihren Völkerschaften auf die Römer auch los= brechen, sie von allen Seiten umgeben und so gänzlich vernichten. So war Hermanns Plan. Nun höre er, wie dieser ausgeführt wurde. Als der Statthalter Varus die schlimme Nachricht von dem an der Weser gegen die Römer ausgebrochenen Aufruhr der Deutschen erhielt, war Hermann nebst mehrern von den mitverschwornen Fürsten eben bey ihm. Varus glaubte nichts weniger als eine solche Nachricht zu hören, da die Deutschen seit einiger Zeit so ganz friedlich gegen die Römer gesinnt gewesen wären. Er erschrack ein wenig, faßte sich doch aber bald wieder, und beschloß diese Empörer recht derb dafür zu bestrafen. Hermann und die übrigen Fürsten stellten sich auch ganz verwundert über diese Nachricht und sprachen dem Varus herzhaft Muth ein, versprachen ihm auch, zu ihren Völkerschaften schleunigst abzureisen und ihm Hülfe zuzuführen. Dem Varus fiel es gar nicht ein, daß die, welche ihm solche freundschaftliche Versprechungen thaten, im Herzen seine bittersten Feinde wären und selbst ihre Hände beym Aufruhr im Spiel hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Neunzehntes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Wenn ihm etwa, Herr Gevatter! die Verstellung Hermanns und der übrigen Fürsten auffällt, weil ich ihm doch erst vor kurzem die alten Deutschen, als sehr treue und aufrichtige Leute beschrieben habe: so denke er zugleich daran, daß ich ihm auch gesagt habe, sie hätten gegen ihre Feinde List und Verstellung für erlaubt gehalten. Vielleicht hatten sie auch diese Kunst den Römern schon ein Bischen abgelernt. Segest, auch ein vornehmer Mann unter den Cheruskern, aber ein großer Feind Herrmanns, hatte von der Verschwörung der Deutschen Fürsten gegen die Römer Nachricht bekommen. Den Herrmann haßte er, unter andern auch deshalb, weil er ihm seine Tochter Thusnelde entführt und wieder seinen Willen geheyrathet hatte. Um sich an seinem Schwiegersohn zu rächen, entdeckte er dem Varus die geheime Verbindung Hermanns, und der

Fürsten, und gab ihm den Rath, die Verschwornen gefangen nehmen zu lassen. Aber Varus trauete dem Hermann eine solche Verstellung nicht zu, kannte auch den unversöhnlichen Haß des Segests gegen dessen tapfern Landsmann und Verwandten, und hielt daher die ihm entdeckte Verbindung für erdichtet. Ruhig ließ er die gegen ihn verschworenen Fürsten zu ihren Völkerschaften abreisen, um ihm, ihrem Versprechen gemäß, Hülfe zu zuführen, und gab ihnen so gar Römische Soldaten zur Bedeckung mit. Als diese Fürsten bey ihren Völkerschaften angekommen waren, ließen sie die ihnen mitgegebene Römische Bedeckung ermorden, boten die Adelichen und die freyen Männer zum Kampf gegen die Römer auf, und fanden sie dazu sehr geneigt. Hermann allein blieb beym Varus zurück, und als dieser mit den Römern gegen die aufrührerische Deutsche Völkerschaft abzog, versprach er ihm bald mit seinen Truppen nachzufolgen. Varus marschirte nun von seinem Lager an der Lippe immer nach der Gegend zu, wo der Aufstand der Deutschen gegen die Römer angefangen hatte. So wie er eine Strecke vorwärts tiefer in die dikken Waldungen eingedrungen war, suchte ihm Hermann den Rückzug unmöglich zu machen, und die Verbindung mit den übrigen Römischen

Truppen,

:uppen, welche am Rhein, Bonn gegen über nden, abzuschneiden. Er ließ daher die zwi en dem Rhein und dem Hauptquartier des Va- s von den Römern mit ungeheurer Mühe ge- ueten Straßen verderben, die Brücken abwer- und Verhaue machen. Aus dem heutigen essen und Niedersachsen, besonders vom irz und der Weser her, näherten sich unterdes- die mit Hermann verbundenen Fürsten nebst en Kriegern dem Varus. Dieser mußte auf iem Marsche mit den größten Schwierigkeiten npfen. Ueberall, wo er hinkam, fehlte es an entlichen, gebahnten Wegen; da fand er nichts, Wälder, Moräste und Sümpfe. Um nur et- s von Zeit zu Zeit weiter zu kommen, mußte Bäume niederhauen und die Graben und Mo- e damit ausfüllen zu lassen. Dabey haußten) noch gewaltige Stürme, und es fiel unaufhör- ein so starker Regen, daß das Fortkommen Armee immer mehr erschwert wurde. Die ppen des Varus wurden durch die schreckli- Beschwerden dieses Marsches so äußerst ab- attet, daß es zu verwundern war, wie sie noch th behielten, weiter zu marschieren. We- sie noch Varus ahndeten, daß ihnen noch schrecklicheres Schicksal bevorstünde. Mit langen warteten sie, daß die Deutschen Für-

 sten

sten versprochenermaßen zu ihnen stoßen und sich mit ihnen vereinigen sollten. Diese, dachten sie, sind des Weges in diesen ungeheuern Wäldern kundig, und werden unsere Führer seyn können. Die Deutschen Fürsten kamen auch wirklich mit ihren Männern herbeygerückt; aber nicht als Freunde, sondern als ihre bittersten, unversöhnlichsten Feinde, voll Begierde sich an den Unterdrückern ihrer von ihren Vätern geerbten Freyheit auf das nachdrücklichste zu rächen. Die Römer sahen sich in fast undurchdringlichen, unwegsamen Wäldern, unerwartet auf allen Seiten von den Deutschen eingeschlossen und auf das wüthendste angegriffen. Hier in ihrer gewohnten Ordnung zu fechten, war ihnen schlechterdings unmöglich. Sie suchten also, unter beständigen Gefechten, einen etwas freyen Platz zu gewinnen, wo sie ein Lager aufschlagen und sich verschanzen könnten. Gegen Anbruch der Nacht erreichten sie auch einen solchen und fiengen sogleich an, sich in der Geschwindigkeit, so gut als möglich, ein wenig zu verschanzen. Doch verließen sie bey Anbruch des Tages ihre Verschanzungen wieder, nachdem sie vorher alles überflüßige Gepäck verbrannt hatten, um desto ungehinderter sich zurückziehen zu können. Unter fortdauernden Gefechten kamen sie am folgenden Tage endlich auf ein großes freyes

eld. Hier wurden sie zwar von den Deutschen
r nicht beunruhigt; aber sie sahen doch ein, daß
hier, wo sie rings umher von ihren Feinden
ngeben waren, unmöglich bleiben konnten, wenn
nicht gar bald aus Mangel an Lebensmitteln
ungers sterben wollten. Sie zogen sich also im-
er mehr zurück, um wo möglich an den Rhein
den übrigen Römischen Truppen zu kommen.
er als sie wieder in den großen Wald kamen,
ederhohlten die Deutschen ihre Angriffe mit
ner Wuth und siegten überall. Noch einmal
suchten die Römer sich zu verschanzen, aber
Deutschen, welche jetzt immer muthiger wur-
, ließen ihnen keine Ruhe mehr. Der Tod
nd der ganzen Römischen Armee unvermeidlich
or. Entweder mußte sie durch die Hand der
utschen sterben, oder vor Hunger umkommen.
Varus, der schwer verwundet war, schlech-
dings keine Rettung mehr sah, erstach er sich
st, um nur nicht seinen Feinden in die Hände
fallen. Seinem Beyspiele folgten viele an-
e vornehme Römer. Die meisten, die vom
mischen Heere den Deutschen in die Hände
en, wurden niedergemacht; die übrigen wur-
gefangen genommen und nur wenige retteten
in den ihnen unbekannten Wäldern durch die
ht, und kamen glücklich an den Rhein. Ei-

nige Römische Soldaten, welche den Leichnam des Varus entdeckt hatten, wollten ihm nach Römischer Sitte die letzte Ehre erzeigen und ihn verbrennen. Aber die wüthenden Deutschen rissen den schon halb verbrannten Leichnam aus den Flammen und hieben ihm den Kopf ab, den sie dem berühmten König Marbod zuschickten, von welchem ihn der Kaiser Augustus erhielt. Eine grose Beute fiel den Siegern in die Hände, welche nach Deutscher Sitte vertheilt wurde. Mehrere vornehme Römische Gefangene wurden von den Deutschen geschlachtet als ein Dankopfer, das sie ihren Göttern für den erfochtenen Sieg brachten. Niemand von den Römern muste jetzt mehr ausstehen, als ihre Advocaten, welche die kleinen Streitigkeiten der Deutschen, auf des Varus Befehl nach Römischen Sitten und Gesetzen, entschieden hatten. Manchen von diesen wurden die Augen ausgerissen, andern die Hände abgehauen, noch andern die Zunge aus dem Halse geschnitten. So schrecklich und grausam rächten sich die Deutschen für das ihnen zugefügte Unrecht. Vielen andern Römischen Gefangenen schenkte man zwar das Leben, aber sie musten Leibeigene ihrer Sieger werden; und mancher vornehme und in seinem Vaterlande vorher reiche Römer, muste itzt als Leibeigener die Schweine und Ochsen seines

nes von ihm sonst verachteten Deutschen Herrn hüten, oder andere niedrige und gemeine Arbeiten verrichten. Die diesseits des Rheins stehenden Römer flohen nach der Nachricht von der schrecklichen Niederlage des Varus über den Rhein, und verließen alle festen Schlösser, welche sie diesseits dieses Stroms zur Behauptung ihrer Herrschaft über die Deutschen angelegt hatten. Diesen wichtigen Sieg über die Römer erfochten die Deutschen im Jahr 9 nach Christi Geburt, in dem damals so genannten Teutoburger Walde, welcher in Westphalen, im heutigen Paderbornischen lag. Als der Römische Kaiser Augustus die traurige Nachricht von der gänzlichen Niederlage des Varus und der Römer erhielt, erschrack er darüber so sehr, daß er wie wahnsinnig mit dem Kopfe gegen die Wand rannte, sich vor Betrübniß mehrere Monate lang Bart und Haare wachsen ließ, und einmal über das andere schrie: Varus, Varus gieb mir meine Legionen*) wieder. Aber der todte Varus wollte nicht hören, und die getödeten Legionen wollten auch nicht wieder lebendig werden. Die Römer fürchteten sogar, die Deutschen würden nun in Italien einfallen

*) Legion war bey den Römern, wie bey uns Regiment, der Name einer Abtheilung von Soldaten, und enthielt etwa 6000 Mann.

und Rom selbst zu erobern suchen. Es wurden daher alle Anstalten zum Widerstande gemacht, viele Truppen geworben und Bettage in Rom anbefohlen. Diese letztern würden nun freylich wohl eben so wenig geholfen haben, als im jetzigen Französischen Kriege die Bettage und Processionen, welche die Spanier hielten, die Franzosen verhindert haben, in Spanien einzudringen. Aber die große Furcht der Römer war, für diesesmal wenigstens, ganz überflüssig. Die Deutschen hatten damals nichts weniger Willens, als Italien und Rom zu erobern. Sie begnügten sich damit, die Römer jenseits des Rheins getrieben zu haben, und zerstörten alle Römischen festen Schlösser diesseits desselben.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Zwanzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Die Freude der Deutschen über ihre Befreyung von der Gefahr, Unterthanen eines fremden Volkes zu werden, war ungemein groß. Hermann wurde als der Retter ihrer Freyheit allgemein verehrt, und Männer und Weiber, Kinder und Greise priesen mit dankbaren Herzen seine großen Thaten und nannten ihn den Befreyer seines Vaterlandes. Aber sein Ruhm erweckte ihm auch manche Feinde und Neider, und mehrere Jahre nach dem großen Siege der Deutschen über die Römer, brachten ihn seine Feinde sogar in den Verdacht, als wolle er sich zum Oberherren von Deutschland machen und die Freyheit seiner Landsleute unterdrücken. Dieß verursachte, daß er späterhin von seinen eigenen Verwandten ermordet wurde. Ob Hermann wirklich solche ehr-

geitzige Absichten gehabt habe, wie seine Feinde ihm Schuld gaben, kann ich ihm nicht sagen. Aber das ist gewiß, daß er auch noch jetzt, nachdem er schon über 1700 Jahr todt ist, verehrt zu werden verdient von jedem Deutschen, dem es nicht einerley ist, ob Deutschland frey von der Herrschaft einer fremden Nation ist, oder nicht.

Wirth. Nach einer solchen schrecklichen Niederlage wird ja wohl den Römern die Lust vergangen seyn, in Deutschland Eroberungen zu machen?

Bote. Das sollte man freylich denken. Aber es geht den Eroberern und eroberungssüchtigen Völkern wie jedem Geitzigen, und jedem andern Menschen, der sich nicht durch seine Vernunft, sondern durch seine Leidenschaften regieren läßt. Dergleichen Leute werden oft auch selbst durch den größten Schaden nicht klug.

Sobald nur der erste Schrecken vorüber war: so machten die Römer auch schon wieder neue Anstalten, in Deutschland Eroberungen zu machen, und sich wegen der erlittenen Niederlage im Teutoburger Walde zu rächen. Sie benutzten dazu die innern Streitigkeiten, welche unter den Deutschen selbst herrschten. Noch viele Jahre hindurch machten sie immer neue Versuche, sich die Herrschaft über die Länder diesseits des Rheins

zu verscheuchen. Manchmal glückte es ihnen auch wohl, wieder tief in das Innere Deutschlands vorzudringen; aber was half ihnen das? Sie mußten entweder aus Mangel an Lebensmitteln, oder wegen des hartnäckigen Widerstandes, den ihnen die Deutschen thaten, oder um anderer Ursachen willen sich immer wieder zurückziehen. Nur in einigen Landstrichen am diesseitigen Rheinufer waren sie im Stande, ob wohl mit vieler Mühe, sich zu behaupten. Doch auch selbst hier würde ihnen dieß schwerlich möglich gewesen seyn, wenn nicht die Deutschen selbst öfters unter einander uneins gewesen wären und sich einander bekriegt hätten. Ja manchmal vereinigten sich sogar Deutsche mit den Römern und fochten gegen ihre eigenen Landsleute. Die Deutschen blieben indessen aber auch nicht ruhig. Bald setzten sie hier, bald dort über die Donau und den Rhein, thaten Einfälle in das Römische Gebiet und zogen nicht selten mit reicher Beute beladen wieder heim. Einmal zerstörten sie sogar, in Verbindung mit mehrern Völkerschaften jenseits des Rheins, fast alle Festungen, welche die Römer, vorzüglich Drusus, am jenseitigen Rheinufer, von den Niederlanden bis in die Schweitz, nach und nach angelegt hatten. In der Folge wurden sie aber von den Römern wieder aufgebauet. Um

 der-

dergleichen Einfälle zu verhindern, verstärkten diese nicht nur ihre jenseits des Rheins liegenden Vestungen; sondern machten auch allerley Befestigungen diesseits desselben, besonders im heutigen Nassauischen, in der Wetterau, im Darmstädtischen, in Schwaben, vorzüglich um den Neckar *) herum. Hier warfen sie Wälle auf, machten Graben, und baueten hin und her veste Schlösser. Von diesen Römischen Vestungswerken sind in jenen Gegenden noch bis auf den heutigen Tag allerley Ueberbleibsel übrig. Sollte er einmal in die Wetterau oder ins Nassauische kommen: so kann er dort in manchen Wäldern und Feldern sich die so genannten Pol- oder Pfalgraben zeigen lassen. Die dasigen Bauern nennen sie auch Holgraben. Diese sind Ueberreste von jenen alten Römischen Bevestigungen am diesseitigen Rheinufer. Ueberhaupt hat man noch allerley Ueberbleibsel von dem ehemaligen Aufenthalte der Römer in den heutigen Deutschen Ländern am rechten und linken Ufer des Rheins, auch an der Donau und am Mayn und Neckar, in neuern Zeiten gefunden. Da hat man gefunden eine Menge alter Römischer Münzen, Grabsteine mit allerley Inschriften, heydnische Altäre; man hat entdeckt Ueberreste von Straßen, von Wasserleitun-

*) Ein Fluß in Schwaben.

tungen und Gebäuden, welche die Römer hier in Deutschland ehemals angelegt hatten und allerley dergleichen Dinge. Besonders hat man viel von solchen Sachen gefunden in der Gegend von Maynz, von Frankfurt am Mayn, in Schwaben, vorzüglich im Herzogthum Würtenberg.

Mehrere jetzt ansehnliche Städte, welche heut zu Tage zu Deutschland gehören, haben von den Römern binnen der Zeit der Kriege, welche sie seit Ehrenvests Zeiten mit den Deutschen einige Jahrhunderte hindurch führten, ihren Ursprung erhalten. Dahin gehören besonders mehrere Städte am linken Rheinufer, Speyer, Worms, Maynz, Koblenz, Andernach, Bonn, Köln, Xanten, auch Trier an der Mosel, von denen allen er in dem jetzigen Französischen Kriege so viel in den Zeitungen gelesen und reden gehört hat. Maynz war unter diesen, wie ich ihm schon gesagt habe, die Hauptvestung, bey welcher die Römer zwey prächtige Straßen angelegt hatten, von welchen die eine durch die Niederlande nach Frankreich, die andere über Worms und Speyer nach der Schweitz und Italien führte. Von diesen Straßen hat man in neuern Zeiten noch Ueberbleibsel gefunden. Bey Maynz und bey Bonn hatten sie auch Brükken über den Rhein gebauet. Auch jenseits der Donau haben mehrere Deutsche Städte den Römern

mern ihre Entstehung zu verdanken z. B. Augsburg Regensburg, Passau, Linz, Wien. Alle diese von den Römern erbaueten Städte wurden nun zwar meist von Römern bewohnt; indessen suchten sie doch auch Deutsche dieser Gegenden durch allerley Kunstgriffe dahin zu locken und sie an das Stadtleben zu gewöhnen; denn gegen die Städte hatten diese, wie er weiß, einen gewaltigen Abscheu und sahen sie für Gefängnisse und ihrer Freyheit gefährlich an. Diese Gegenden jenseits des Rheins und der Donau, wie auch manche Bezirke diesseits derselben, wo sich die Römer festgesetzt hatten, vorzüglich in Schwaben, das heutige Badensche und Würtenbergische, hatten von dem Aufenthalt der Römer noch manchen Vortheil. Es wurde durch sie dort der Ackerbau mehr eingeführt, und das Land also besser angebauet. Auch die ersten Weinstöcke und Obstbäume wurden durch sie am Rhein und an der Mosel angepflanzt. Die Deutschen dieser Gegenden lernten durch diese Nachbarschaft der Römer manches Gute, und ahmten gewiß manches Nützliche nach, das sie bey diesen sahen. Sie trieben nach dem Beyspiel der Römer den Ackerbau fleißiger; lernten ihnen manchen Vortheil bey der Viehzucht und andern Geschäften ab; fingen an, sich nach Römischer Weise Häuser zu bauen, aber

anfänglich wohl nur von Holz und dergleichen. Dieß war alles recht gut. Aber leider nahmen sie auch manche üble Gewohnheiten der Römer an, lernten von ihnen mancherley Laster und Ausschweifungen kennen, und ihre alte Redlichkeit und Aufrichtigkeit nahm merklich ab. Dieß alles gilt doch vorzüglich nur von den Gegenden und ihren Deutschen Einwohnern, wo die Römer sich wirklich festgesetzt hatten, und wo Deutsche und Römer nahe bey und unter einander lebten. Manches Gute und auch manches Böse lernten freylich wohl auch diejenigen Deutschen Völkerschaften von den Römern, welche zunächst an ihrem Gebiete wohnten, besonders da immer Deutsche mit den Römern handelten, und auch sehr viele aus Lust zum Kriege unter den Römischen Armeen dienten, bey denen sie als tapfere und starke Leute stets sehr willkommen waren. Vorzüglich hatten sie in der Kriegskunst manches von den Römern angenommen. Sie bevestigten jetzt eben so wie jene ihre Gränzen und verschanzten sich in ihren Lagern. Da die Deutschen von den Römern manche ihnen vorher ganz unbekannten Dinge kennen lernten: so kamen dadurch auch mehrere Römische oder lateinische Wörter in die Sprache der Deutschen, welche wir noch jetzt in unserer Deutschen Sprache bemerken können. z. B.

Wein, Kirschen, Birnen, Krone, Münze, Wall, und mehrere andere.

Letzthin konnte er es nicht begreiffen, lieber Herr Wirth! wie die Römer als Feinde der Deutschen auch könnten mancherley zum Besten Deutschlands beygetragen haben. Wenn er nun aber ein wenig das überlegt, was ich ihm eben jetzt erzählt habe: so, denke ich, wird er wenigstens doch wohl einiges Gute bemerken, von dem er gestehen muß, daß Deutschland es eigentlich der Eroberungssucht der Römer verdankt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Heinrich August König, Prediger zu Mühlhausen, der uns schon verschiedene musterhafte Predigten geliefert hat, hat wieder zwey Predigten „Ueber den großen Unterschied zwischen wahren Armen und eigentlichen Bettlern" drucken lassen, deren Inhalt von jederman beherzigt zu werden verdient. Sie werden zum Besten einiger Hausarmen verkauft.

Der Bote aus Thüringen.

Ein und zwanzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Durch die Römer, Herr Gevatter! ist auch in den Deutschen Ländern, welche sie ihrer Herrschaft unterworfen hatten, zuerst die christliche Religion bekannt geworden. Es wird ihm bekannt seyn, daß, nach dem Tode unsers Heilandes, seine Jünger oder Apostel sich alle nur erdenkliche Mühe gaben, überall, wo sie nur hinkommen konnten, die Lehren Jesu auszubreiten. Zuerst thaten sie dieß unter den Juden in Palästina oder dem gelobten Lande, das damals, wie er wohl aus seiner Bibel wissen wird, auch unter Römischer Oberherrschaft stand. Nachdem die Apostel, als Leute, welche ihr Vaterland liebten, zuerst unter ihren Landsleuten, die ihnen ja doch die nächsten waren, die Religion Jesu verbreitet hatten: so

stenverfolgungen der Römischen Kaiser waren offenbar etwas sehr böses, und doch dienten sie durch Gottes Vorsehung zur größern Verbreitung der herrlichen Wahrheiten des Christenthums. Nehme er mir es nicht übel Herr Gevatter! daß ich mich hierbey so lange aufgehalten habe. Ich denke aber, daß es einer der vorzüglichsten Vortheile ist, den er von manchen meiner Erzählungen haben kann, wenn er zuweilen so ein Bischen darüber nachdenkt und sich diese und jene gute Lehre daraus zu ziehen sucht.

Wirth. Noch eins, Herr Gevatter! Sage er mir doch aber nur, wie die Römischen Kaiser und ihre Minister auf den närrischen Gedanken kommen konnten, die Christen zu verfolgen.

Bote. Eine Ursache davon wird ja wohl das Geschrey ihrer Pfaffen gewesen seyn. Er weiß ja aus seiner Bibel, daß unter den Juden die Priester, weil sie durch die Religion Jesu ihre Einnahme verlohren, gegen Jesum und seine Anhänger einen gewaltigen Lärm machten, und sie aufs grimmigste verfolgten. Nun bey den Heydnischen Pfaffen war es gewiß der nämliche Fall. Diese sahen nicht etwa, wie unsere rechtschaffenen Geistlichen, darauf, die Leute durch Unterrecht klüger und vernünftiger zu machen; sondern suchten sie vielmehr bey ihren alten Meynungen, wenn sie auch noch so

albern

albern waren, zu erhalten, weil sie dabey ihren Profit hatten. Die heydnischen Pfaffen werden daher gewiß keine Mühe gespart haben, die Römischen Kaiser gegen die Christen aufzuhetzen.

Zu der Zeit, als die Zahl der Christen in allen Provinzen des Römischen Reiches schon ziemlich zugenommen haben mochte, kamen im Jahre 80 nach Christi Geburt Römische Legionen an den Rhein, zur Deckung der Römischen Gränzen gegen die Einfälle der Deutschen. Unter den Römischen Soldaten mochte sich vielleicht auch mancher heimliche Christ befinden. Mit der einen Legion soll nun ein gewisser Christ, Namens Crescens, nach Maynz gekommen, in den jenseitigen Rheingegenden besonders um Maynz und Speyer das Christenthum gelehret haben und sogar der erste Bischof von Maynz gewesen seyn. Unter den Bischöfen der damaligen Zeit muß er sich aber keine solche vornehme reiche Herren denken, wie heut zu Tage die Bischöfe sind; sondern bey den ersten Christen waren die Bischöfe weiter nichts, als Lehrer der christlichen Gemeinen, so wie etwa jetzt bey uns unsere Prediger. In die Moselgegenden, besonders ins Trierische, soll so gar ein gewisser Maternus von dem Apostel Petrus selbst geschickt worden seyn, um dort die Religion Jesu zu predigen. Ob das wahr ist, weiß ich nun

zwar nicht; aber das ist gewiß, daß es schon 200 Jahre nach Christi Geburt christliche Gemeinen in mehrern Römischen Städten jenseits des Rheins und der Donau, die jetzt zu Deutschland gehören, gegeben hat, z. B. in Maynz, Trier, Kölln, Worms, Speyer, Augsburg. Noch mehr aber nahm die Zahl der Christen in diesen Gegenden zu, als 311 nach Christi Geburt der Römische Kaiser Constantinus selbst ein Christ geworden war, und die nachfolgenden Römischen Kaiser zur christlichen Religion sich bekannten. Schon der erste christliche Römische Kaiser Constantinus war so äusserst thätig für die Ausbreitung des Christenthums beschäftigt, daß in kurzer Zeit vielleicht der größte Theil seiner Unterthanen in den Römischen Provinzen, sich zu demselben bekannte, und die oben genannten Deutschen Städte alle ansehnliche Bischöfe hatten. Eben dieser Kaiser trug auch sehr viel zur Verschönerung jener Städte jenseits des Rheins und zur Verbesserung und mehrern Anbau dasiger Gegenden bey. Besonders that er sehr viel für die Stadt Trier, welche durch ihn zu einer der schönsten und prächtigsten Städte des Römischen Reichs gemacht und deßhalb damals das zweyte Rom genannt wurde. Fabriken und Manufacturen waren dort in den blühendsten Zustande, es wurde dort Römisches Geld gepräget und

eine

eine daselbst angelegte Schule war weit und breit im Römischen Reiche berühmt. In den Ländern diesseits des Rheins und der Donau, welche damals eigentlich nur Deutschland ausmachten, waren freylich die Deutschen Völker noch Heyden. Doch kann es sehr wohl seyn, daß auch in den Gegenden, wo die Römer diesseits des Rheins sich festgesetzt hatten, wie z. B. in Schwaben, hier und da ein Deutscher, der unter Römern lebte, das Christenthum angenommen hat. Aber gewiß waren das nur äußerst wenige.

Die vielen Kriege, welche die Deutschen seit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Römern, theils mit diesem Volke, theils unter sich geführt hatten, hatten noch manche andere besondere Veränderung unter den Völkerschaften Deutschlands hervorgebracht. Viele hatten während derselben ihre alten Wohnsitze verändert. Um ihren auswärtigen Feinden, den Römern, zu wiederstehen, und um sich besser gegen ihre eigenen Landsleute vertheidigen zu können, hatten sich die kleinen Deutschen Völkerschaften näher mit einander verbunden. Bey diesen Verbindungen mehrerer kleiner Völkerschaften zu einem Volke, verlohren sich nach und nach manche ihrer alten Namen und ganz neue Benennungen der einzelnen Völker, welche Deutschland bewohnten, kamen auf. Ohngefähr

drittehalbhundert Jahr nach Christi Geburt hörte man in Deutschland nicht viel mehr von Katten, Cheruskern, Chaucen u. s. w. sondern ganz andere Völkernahmen: Gothen, Allemannier, Burgunder, Sachsen, Franken, wurden gewöhnlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Da seit der Herausgabe von Reichards Land und Gartenschatze ungemein viele Verbesserungen bey dem Land- und Gartenbaue erfunden worden sind: so war ein Buch nöthig, welches dazu Anleitung gäbe und dabey die neuesten Entdeckungen enthielte, die durch erfahrne Gärtner und Landwirthe in den letztern Jahren gemacht worden sind. Dieß ist nun da und heißt:

„Handbuch der gesammten Landwirthschaft, zuerst das Buch vom Ackerbau, von Just Ludwig Günther Leopold Prediger zu Appenrode in der Grafschaft Hohnstein. Schnepfenthal im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt."

Dieß nützliche Buch ist nicht nur in Schnepfenthal, sondern auch in allen Buchhandlungen zu haben und kostet 18 Groschen.

Der Bote aus Thüringen.

Zwey und zwanzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bisher, Herr Gevatter! habe ich ihm erzählt, wie unsere lieben Vorfahren diesseits des Rheins und der Donau in großer Gefahr waren, eben so unter die Gewalt der Herren Römer zu kommen, wie die jenseitigen Bewohner des Rheins und der Donau. Er hat aber auch gesehen, wie die unüberwindliche Freyheitsliebe und der unerschütterliche Muth unserer tapfern, braven Urgroßväter diesen unersättlichen Eroberern einen gewaltigen Strich durch ihre Rechnung machte. Bald, bald soll er nun auch sehen, wie sich das Blättchen umgewendet hat; und er wird bemerken können, daß das Sprüchwort: wer den andern eine Grube gräbt, der fällt selbst hinein, doch wenigstens zuweilen eintrifft. Deutsche Völker, welche bisher

in Gefahr gewesen waren, Unterthanen der Römer zu werden, wird er nun bald zu Herren der Römer, zu Eroberern und Zerstörern eines großen Theils des Römischen Reichs werden sehen. Ich werde ihm zwar nicht sehr viel hievon erzählen, weil ich ihm ja nur versprochen habe, zu erzählen, was in Deutschland merkwürdiges seit den alten Zeiten bis jetzt vorgefallen ist. Aber doch einiges davon soll er hören, da ja auch der Zustand Deutschlands dadurch manche große Veränderung erhalten hat. Daß die damals immer noch sehr rohen, ungebildeten Deutschen haben Eroberer und Zerstörer eines großen Theils des Römischen Reiches werden können, da er doch die Römer bisher als ein so kluges, mächtiges und tapferes Volk kennen gelernt hat, wird ihm vielleicht unbegreiflich vorkommen. Aber er muß nur folgendes bedenken. Das Römische Reich war zwar dem äußern Anschein nach sehr mächtig und in blühendem Zustande. Aber der innerliche Zustand desselben war bey allem äußern Glanze schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt nach und nach mislich genug geworden, und mit jedem Jahre hatte er sich verschlimmert. Gewiß hat er schon manche vornehme, reiche und angesehene Familie arm werden und in die elendesten Umstände kommen sehen. Verschwendung, Ungerech-

gerechtigkeiten, Weichlichkeit, Unordnung im Hauswesen, Einfalt des Hausvaters, schlechte Erziehung der Kinder und Niederträchtigkeit des Gesindes können in kurzer Zeit die reichsten und angesehensten Familien an den Bettelstab bringen. So wie es nun mit einzelnen Familien und reichen Leuten geht: so geht es auch mit ganzen Staaten und mächtigen Völkern, und so ging es auch mit dem Römischen Reiche. Je mehr dieses Reich durch Eroberungen an Umfange zunahm, desto schwerer wurde es auch seinen Regenten dasselbe zu regieren. Da entstanden bald hier, bald dort innere Unruhen und Empörungen. Das größte Unglück für dasselbe war, daß bey weiten der größte Theil der Kaiser, welche seit des Kaisers Augustus Zeiten über dasselbe regiert hatten, unverständige, grausame und sonst sehr lasterhafte Menschen waren. Diese Herren verstanden zwar brav zu schmausen, zu zechen und sich lustig zu machen; aber um die Regierung bekümmerten sie sich nicht viel, und ließen alles drunter und drüber gehen. Nun sieht er ja leicht ein, daß wenn der Regent eines Land nicht viel taugt, daß es da schlecht um die Regierung des Landes und um die Unterthanen stehn muß. Durch die vielen Eroberungen, welche die Römer mehrere Jahrhunderte hindurch in Europa, Asien und

Africa gemacht hatten, war erstaunlich viel Geld nach Italien und besonders nach Rom gekommen, wodurch viele Römer sehr reich geworden waren. Da thaten sich diese Leute nun recht gütlich, verschwendeten ungeheure Summen für Essen und Trinken und andere Dinge, und führten ein weichliches Leben. Ausschweifungen der Wollust, Ungerechtigkeit und Betrug nebst andern Lastern hatten unter den Römern so sehr überhand genommen, daß die Schriften, welche von den damaligen Zeiten bis auf uns gekommen sind, nicht groß genug das Verderben und die Lasterhaftigkeit, welche damals unter den Römern herrschten, beschreiben können. An dem harten und mit so vielen Beschwerden verbundenen Soldatenleben fanden damals die Römer auch keinen Geschmack mehr. Soldaten mußten sie ja aber haben, um ihre eroberten Länder zu schützen, und ihr Reich gegen andere Völker zu vertheidigen. Daher mußten sie meistens aus den eroberten Provinzen und aus fremden Ländern Truppen für ihre Armeen anwerben. Besonders nahmen sie viele Deutsche in Sold, unter denen manche sich so sehr durch ihre Tapferkeit und Klugheit auszeichneten, daß sie zuweilen die höchsten Befehlshaberstellen unter den Römischen Armeen bekamen. Die Römischen Armeen aber hatten sich nach und nach so viel Einfluß

zu die Regierung des Reichs zu verschaffen gewußt, daß sie die Herren in den Provinzen, die sie vertheidigen sollten, spielten und die Kaiser nach Belieben ein und absetzten, auch zuweilen gar ermordeten. Ja es geschah auch nicht selten, daß die eine Armee diesen und eine andere jenen zum Kaiser wählte, und daß denn beyde Kaiser (ja manchmal waren ihrer noch mehrere als zwey) mit einander um die Herrschaft über das Reich eine Zeitlang Krieg führten. Er kann nun wohl denken, daß es um die Wohlfahrt eines Reichs, wo es so zugeht, und wo dergleichen Unordnungen vorfallen, schlecht stehen muß. Der elende innere Zustand des Römischen Reichs konnte den Deutschen gar nicht verborgen bleiben. Sie waren ja längs der Donau und dem Rhein hin Nachbaren desselben, hörten auch viel davon sprechen von ihren Landsleuten, welche im Römischen Solde waren, und zuweilen die Römischen Armeen verließen und in ihr Vaterland zurückkehrten. Dergleichen Nachrichten mußten sie gewiß gar sehr reitzen immer öfterer Einfälle in die Römischen Provinzen jenseits des Rheins und der Donau zu versuchen, dort zu plündern und dann mit Beute beladen wieder heim zu kehren. Dieß thaten nun so wohl solche Deutsche Völker, welche im heutigen Deutschland wohnten,

 als

als auch solche, welche in andern, an Deutschland und an das Römische Reich gränzenden Ländern, ihre Wohnsitze hatten. Zu diesen letztern Völkern gehörten vorzüglich die Gothen. Nehme er jetzt einmal die Landkarte zur Hand, auf welcher der Schauplatz des letzten Türkenkrieges vorgestellt ist.*) Sieht er von den Küsten der Ostsee hatten sich die Gothen nach und nach durch Polen bis hieher an die Donau hingezogen, und machten dort durch Einfälle in das Römische Reich den Römern so viel zu schaffen, daß diese sich genöthigt sahen ihnen ein Stück Land abzutreten, wo die Gothen so mächtig wurden, daß sie 350 nach Christi Geburt zwischen der Donau und dem schwarzen Meere ein groses Reich hatten, wozu unter andern ein groses Stück vom heutigen Ungarn, ferner Siebenbürgen, die Moldau, Bessarabien und die Wallachey gehörte. (Auf der Karte sind die zuletzt genannten vier Länder mit No. 1. 3. 4. 5. bezeichnet.) Von diesen Gothen sollen die Thüringer abstammen, von denen ich ihm zu seiner Zeit mehr erzählen werde. Die Gothen sind auch das erste Deutsche Volk, welches die christliche Religion angenommen hat. Mit ihrer Bekehrung zum Christenthume ist es so zugegangen. Bey einem von den Einfällen, welche sie, seitdem sie in die genann-

Y 3

*) S. Thüringer Bote. Jahrg. 1789.

nannten Gegenden gekommen waren, in das Römische Gebiet thaten, hatten sie unter andern einige Christen mit sich gefangen fortgeführt. Diese mußten nun nach Deutscher Sitte Leibeigene werden, suchten aber ihren Herren die Grundsätze der christlichen Religion bekannt zu machen. Mehrere Gothen fanden daran Geschmack und ließen sich taufen. Seit dieser Zeit fing sich an das Christenthum unter ihnen zu verbreiten. Die Zahl der Christen wurde noch größer unter ihnen, als ein christlicher gelehrte Gothe, Namens Ulphilas sich die Mühe nahm, die Bibel in die Gothische Sprache zu übersetzen. Er war so klug, daß er aus seiner Bibelübersetzung die Biblischen Bücher wegließ, welche von den Kriegen der Jüdischen Könige handelten, und weiß er denn, warum? Damit die Neigung der Gothen zum Kriege, durch das Lesen der Geschichte der jüdischen Kriege, nicht etwa noch mehr verstärkt werden möchte. Ulphilas erfand auch für die Gothische Sprache eine ganz eigene Schrift und lehrte wohl auch mehrern Gothen dieselbe lesen; denn sonst würde ihnen seine Bibelübersetzung nichts genutzt haben. Da damals die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war: so ließ er von seiner Bibelübersetzung mehrere Abschriften machen und suchte die Bibel unter den Gothen zu verbreiten.

Von einer Abschrift dieser ältesten Deutschen Bibelübersetzung sind noch Stücke vorhanden. Unter andern findet sich eines davon auf der Herzoglich Braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Vielleicht ist er wohl neugierig zu hören, wie die Gothen, da sie doch ein Deutsches Volk und Stammväter unserer jetzigen Thüringer sind, gesprochen haben. Da seh er einmal her! Hier habe ich ihm einige Zeilen aus dem Gothischen Vaterunser, wie es Ulphilas übersetzt hat, hingeschrieben. Einige Aehnlichkeit zwischen dem damaligen und dem heutigen Deutsch wird er doch wohl in manchen Wörtern finden. Unter jedem Gothischen Worte steht das heutige Deutsche geschrieben.

Atta unsar thu in Himinam,
Vater unser du im Himmel,
weihuai Namo thein.
geweiht (geheiligt werde) der Name dein.
Jah ni briggais uns in Fraistubnjai;
Und nicht bring (führ) uns in Versuchung;
ak lausei uns af thamma Ubilin.
sondern erlöse uns von dem Uebel.

Der Bote aus Thüringen.

Drey und zwanzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Zu den Deutschen Völkern, welche von Deutschland aus zu der Zeit, als es um den innern Zustand des Römischen Reichs so gar schlecht stand, die Römer durch Einfälle am meisten beunruhigten, gehören die Sachsen, die Franken und die Allemannier. Ich muß ihm doch sagen, wo diese Leute damals wohnten. Die Sachsen hatten ihre Wohnsitze an den Küsten der Nordsee; in einem Theile des heutigen Niedersächsischen Kreises, unter andern im Hollsteinischen und verbreiteten sich nach und nach hin bis an den Rhein in Westphalen. Die Franken wohnten von den Holländischen Gränzen, oder vom heutigen Clevischen in Westphalen längs dem rechten Rheinufer bis an den Mayn, also in einem Theile des heutigen Westphalens, des Oberrheinischen Kreises,

bis an den Fränkischen hin; die Allemannier aber wohnten zwischen dem Mayn, dem Neckar und der Donau, nämlich vorzüglich in einem Theile des Fränkischen und Schwäbischen Kreises. Nun wird er sich wohl vorstellen können, in welche Gegenden des Römischen Gebietes diese drey Völker ihre Einfälle werden gethan haben. Die Sachsen als Bewohner der Küsten der Nordsee trieben Seeräuberey, stiegen bald hier, bald da an den heutigen Holländischen, Französischen, und Englischen Küsten, wo überall die Römer ihre Herrschaft ausgebreitet hatten, ans Land und plünderten. Die Franken hingegen fielen mehrmals in großen Haufen über den Rhein in die jenseits desselben gelegenen Römischen Provinzen ein, in den heut zu Tage so genannten Niederrheinischen und Burgundischen Kreis, selbst bis tief in Frankreich, ja sogar bis Spanien. Die Allemannier aber setzten von Zeit zu Zeit über den Rhein und die Donau, zerstörten die Römischen Gränzvestungen, richteten Verwüstungen in Frankreich und Italien an, und trieben nach und nach die Römer aus ihren Besitzungen in Schwaben. Durch diese wiederholten Einfälle wurde den Römern manchmal so heiß gemacht, daß sie sich zuweilen nicht anders zu helfen wußten, als daß sie den Deutschen Geld bezahlen, um nur

wenig-

wenigstens immer wieder auf einige Zeit vor ihnen Ruhe zu haben. Aber weh, weh dem Volke, das erst einem fremden Geld geben muß, wenn es vor seinen Einfällen und Verwüstungen sicher seyn will! Dadurch giebt es ja deutlich genug zu erkennen, daß es zum Widerstande zu ohnmächtig ist. Wurde das Geld nicht richtig und zu gehöriger Zeit bezahlt, oder kam überhaupt den Franken und den Allemanniern die Lust zum Plündern an: dann gingen die Einfälle und Verwüstungen im Römischen Gebiete immer wieder von vorne an. Die Lust zum Plündern und zum Verwüsten aber stellte sich ziemlich häufig bey ihnen ein. Er weiß schon, daß unsere lieben Vorfahren eben nicht große Freunde von der Arbeit waren, wohl aber den Krieg über alles liebten. Leute aber, die so denken, mögen sich lieber das, was sie zu ihrem Unterhalt und Vergnügen brauchen, erplündern und erbeuten, als durch Nachdenken und ordentliche Arbeit erwerben. Die Römer hatten daher bey allem Gelde, das sie den Deutschen bezahlten, doch wenig Ruhe vor ihnen. Wahr ist es aber auch, daß wenn die Römer zuweilen kluge und tapfere Kaiser hatten, daß die Herren Franken und Allemannier bey ihren Einfällen in die Römischen Provinzen tüchtig zurückgeschlagen wurden, und manchmal nur wenige

von

von ihnen wieder in ihr Vaterland zurückkamen. Die Römer suchten dann wohl auch ihre Gränzvestungen an diesen Flüßen wieder herzustellen. Aber dergleichen unglückliche Vorfälle schreckten die Deutschen jezt eben so wenig von neuen Versuchen gegen die Römer ab, als diese sich hatten durch ihren Verlust im Teutoburger Walde von neuen Unternehmungen gegen Deutschland abschrecken lassen. Sie erholten sich immer bald wieder von ihren Niederlagen, und dann fingen sie immer wieder von neuen an. Hatten sie auch davon weiter keinen dauerhaften Vortheil: so gewannen sie doch wenigstens so viel dadurch, daß den Römern der Gedanke endlich ganz verging, diesseits des Rheins und der Donau auf Deutschem Boden Eroberungen zu machen. Diese hatten jezt vollauf zu thun, daß sie nur ihr Gebiet jenseits jener Flüsse noch behaupteten. Mit vieler Mühe und Anstrengung gelang ihnen dieß auch größtentheils bis 400 Jahr nach Christi Geburt. Um diese Zeit aber fiel eine der merkwürdigsten Begebenheiten vor, welche auf der Erde geschehen sind. Man nennt diese Begebenheit gewöhnlich die große Völkerwanderung, und versteht darunter die großen Einfälle, welche viele Deutschen Völker um das Jahr 400, mehr als hundert Jahre hindurch, in einen großen Theil des Römischen

Reichs

Reichs thaten und dort sich festsetzten. Ganze Völker, welche bisher im heutigen Deutschland und in den angränzenden Polen und Ungarn gewohnt hatten, verließen nämlich um diese Zeit ihre alten Wohnsitze, fielen auf mehrern Seiten in die Römischen Provinzen, fast zu gleicher Zeit, ein, blieben dort wohnen, machten die Römer, die bisher dort geherrscht hatten, zu ihren Unterthanen, und stifteten daselbst ganz neue Reiche, welche zum Theil noch bis auf den heutigen Tag fortdauern. Ich kann ihm das freylich nicht umständlich erzählen, denn dieß würde viel zu weitläuftig seyn. Indessen wird er doch vielleicht gern etwas davon hören wollen, und da will ich ihm denn noch eins und das andere hievon mittheilen.

Der Grund zu dieser wichtigen Begebenheit, wodurch nicht nur in Deutschland, sondern fast in ganz Europa alles ganz anders wurde, als es bisher gewesen war, wurde eigentlich weit, weit entfernt von Deutschland und Europa, und viele hundert Jahre vorher, ehe sie geschahe, gelegt. Dieß wird ihm vielleicht sonderbar vorkommen. Aber wenn er zuweilen ein wenig auf seine und anderer Menschen Schicksale aufmerksam gewesen ist und darüber nachgedacht hat: so wird er bemerkt haben, daß von dem einem Schicksale, das uns begegnet, immer der Grund in einer vorhergehenden,

 oft

oft längst vergangenen Begebenheit lag, und daß alle Schicksale, die uns und andere treffen, stets unter einander in einem genauen Zusammenhange stehen. So wie dieß nun bey den Schicksalen einzelner Menschen ist: so ist es auch mit den Begebenheiten und Schicksalen ganzer Völker, Länder, ganzer Erdtheile, ja des ganzen menschlichen Geschlechts. Was jetzt in diesem oder jenem Lande, unter diesem oder jenem Volke, vorgeht, hat früh oder spät, und wenn es auch erst nach Jahrhunderten wäre, oft den wichtigsten Einfluß auf die künftigen Schicksale desselben und auf die Schicksale anderer Länder und Völker. Wenn er das recht überlegt, so wird er einsehen, daß das gar etwas wichtiges ist, und daß wir daraus nicht nur die Weisheit Gottes in der Regierung der Welt erkennen können, sondern daß uns dieß auch bewegen muß, stets bey allem, was wir thun, fein vorsichtig und mit Ueberlegung zu Werke zu gehn.

Ein weit, weit entfernt von Deutschland wohnendes Volk gab eigentlich Veranlassung zur großen Völkerwanderung. Dieses Volk waren die Hunnen. Sie hatten tief in Asien an den Gränzen eines Landes, das Sina oder China heißt und viele 100 Meilen von Deutschland entfernt liegt, viele Jahrhunderte gelebt und sich dort lange mit ihren Nachbaren herumgebalgt. Nach mancher-

ley Kriegen, die sie dort geführt und vielen Veränderungen, die sie dort erlebt hatten, war ein großer Theil derselben durch andere Asiatischen Völker genöthigt worden, ihr altes Vaterland zu verlassen, und so waren sie nach und nach an die Europäischen Gränzen gekommen, ohne daß die Europäer je etwas von ihnen gehört hatten. Vielleicht hat er den Namen Hunnen schon einmal gehört, denn sie sind auch bis nach Deutschland gekommen, wie er schon noch hören soll. Ich muß ihm also wohl diese Bursche ein Bischen näher beschreiben. Nach den Beschreibungen, welche die alten Schriftsteller von ihnen machen, müssen es garstige Kerle gewesen seyn. Horch er nur zu! Von Gesicht und Leibesfarbe waren sie schwarzgelb; sie hatten dicke, breit gepletschte Gesichter, aus denen kleine Augen hervorguckten, etwas platt gedrückte Nasen, lange, schwartze, schmutzige Haare, einen kurzen, dicken Hals und eine breite Brust. Sie waren von mittlerer Statur, (Leibeslänge) hatten aber starke, feste Gliedmaßen. Ihre Geschäfte in ihrem Vaterlande waren Viehzucht, Jagd, Krieg und Räuberey, ihre Nahrung Pferdefleisch und Pferdemilch. Das Fleisch aber kochten sie nicht etwa, sondern legten es auf ihre Pferde, setzten sich darauf, ritten auf demselben so lange herum, bis es etwas mürbe wurde, und

so verzehrten sie es mit dem größten Appetite. Hierinne machten sie es eben so, wie es noch bis auf den heutigen Tage ihre Landsleute, die Tataren in Asien thun. Pferde waren, wie er sieht, ihr größter Reichthum und auf denselben brachten sie fast Tag und Nacht zu. Ihre vorzüglichsten Waffen waren Pfeil und Bogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Vier und zwanzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Wirth. Nach der kleinen Beschreibung, die er mir von den Hunnen gemacht hat, kann ich mir nun wohl so ziemlich vorstellen, wie diese Leute mögen ausgesehen haben. Aber ich begreiffe doch noch nicht, wie sie, die an der Europäische Gränze in Asien wohnten, die Veranlassung zur Völkerwanderung in Europa und zur Zerstörung des Römischen Reichs durch die Deutschen werden konnten.

B. Nur noch ein klein wenig Geduld, Herr Gevatter! und es soll ihm bald begreiflicher werden. Um mich besser zu verstehen, muß er wieder fein auf die Karte vom Schauplatze des letzten Türkenkrieges *) gucken. Hier auf dieser Karte in dem Rothgemalten, das einen Theil des

*) S. Thüringer Bote. Jahrg. 1789.

Europäischen Ruslands vorstellt, wird er ganz nahe an Asien, das hier grau gemahlt ist, eine Stadt hingezeichnet sehen, welche Assow heißt. Bey dieser Stadt fließt ein Fluß, der Don genannt, welcher einen Theil der Gränze zwischen Asien und Europa ausmacht. Ueber diesen Fluß giengen im Jahr 376 nach Christi Geburt viele hundert tausend Hunnen, weil für sie, da wo sie bisher an den Europäischen Gränzen gewohnt hatten, nicht mehr Platz genug war. Auf diese Weise kamen sie nach Europa und zwar, wie er hier auf der Karte sehen kann, in einen Theil des heutigen Europäischen Ruslands. Was ihnen in diesen Gegenden aufstieß mußte sich ihnen unterwerfen. Nun zogen sie sich immer weiter links am schwarzen Meere hin. Da stießen sie auf die Gothen, deren Gebiet, wie er noch wissen wird, sich vom schwarzen Meere, auf der rechten Seite der Donau bis ins heutige Ungarn hinein erstreckte. Die Gothen wollten anfänglich den Hunnen das tiefere Eindringen in Europa verwehren. Aber nach einigem vergeblichen Wiederstande mußten sie sich immer weiter und weiter zurückziehen. Sie waren nun genöthigt ihre bisherigen Wohnsitze, und was sie an Habseeligkeiten nicht mit sich fortschleppen konnten, zu verlassen. Alle die, welche sich den Hunnen nicht unterwerfen wollten,

und

und das war der größte Theil, zogen mit Weib und Kindern fort, um sich neue Wohnplätze zu suchen. Ein großer Theil schickte Gesandten an die Römer und bat um Aufnahme in die Provinzen jenseits der Donau, wo den Römern, wie er weiß, alles gehörte. Die Römer, welche wohl einsahen, daß die Gothen, wenn man ihnen nicht in der Güte ein Stück Land einräumte, Gewalt brauchen würden, hielten es für das Beste, ihre Bitte zu bewilligen, und gaben ihnen jenseits der Donau unter gewissen Bedingungen einen Theil der Provinzen, welche auf der Karte hier mit 11. 12. bezeichnet sind, und damals sehr öde waren, zu Wohnungen ein. Nun waren aber doch die Römer, die so vielen fremden und noch obendrein so kriegerisch gesinnten Gästen gar nicht viel Gutes zutraueten, eben nicht Willens, alle Gothen in ihr Gebiet aufzunehmen. Als daher noch ein anderer großer Hauffen derselben an der Donau ankam, und auch ins Römische Gebiet aufgenommen zu werden wünschte: so schlugen sie es ab. Aber diese machten nicht viel Umstände, sie drangen mit Gewalt über die Donau in die Römischen Provinzen ein; ihre Landsleute, die schon in denselben waren und über ihre neuen Oberherren mancherley zu klagen hatten, schlugen sich zu ihnen, und es entstand daraus ein hef-

tiger Krieg zwischen den Gothen und Römern. Nachdem dieser endlich geendigt war, wohnten die Gothen einige Jahre hindurch ruhig in den ihnen zu neuen Wohnsitzen eingeräumten Provinzen, ja viele von ihnen, die sich durch Fähigkeiten besonders auszeichneten, erhielten wichtige Aemter und ansehnliche Officiersstellen unter den Römischen Armeen. Um diese Zeit ging mit dem ungeheuer großen Römischen Reiche eine große und wichtige Veränderung vor. Es wurde nämlich von dem Römischen Kaiser Theodosius, in zwey Theile getheilt, weil er glaubte, es könnte von seinen Söhnen, die ihm nach seinem Tode in der Regierung folgten, getheilt besser regiert werden. Der eine Theil desselben hieß nun das Abendländische Römische Reich, weil die Provinzen desselben von Rom aus gegen Abend zu lagen und hatte seinen eigenen Kaiser; der andere Theil hieß das Morgenländische Römische Reich, weil die Länder desselben von Rom aus gegen Morgen zu lagen, und hatte auch seinen eigenen Kaiser. In diesem war Constantinopel die Hauptstadt und Residenz des Kaisers; in dem Abendländischen aber, wozu unter andern Italien, Spanien, Portugall, Frankreich und die heutigen Deutschen Provinzen jenseits des Rheins und der Donau gehörten, war Rom die Haupt-

stadt

stadt und Residenz des Kaisers. Die Länder, wo die durch die Hunnen vertriebenen Gothen von den Römern waren aufgenommen worden, standen unter der Herrschaft des Morgenländischen Römischen Kaisers. Der innere Zustand des Römischen Reichs gerieth seit jener Theilung noch mehr in Verfall. Daher kam einige Jahre nach derselben ein großer Theil der Gothen auf den Gedanken in Italien einzufallen. Der Abendländische Kaiser und die Einwohner von Italien geriethen darüber in große Bestürzung. Die Angst wurde, als die Einfälle wirklich geschahen, so groß, daß alle Römische Besatzungen vom Rhein und der Donau zurückgerufen und von dieser Seite die Gränzen des Abendländischen Römischen Reichs von aller Vertheidigung entblößt wurden. Nun was meint er wohl, was jetzt geschahe?

W. Das läßt sich ja leicht denken. Da werden die Deutschen Völker von Deutschland aus in großen Haussen auf die Römischen Provinzen losgestürmt haben.

B. Gut getroffen. Schon viele Jahre her war in den vom Rhein und der Donau etwas entfernten Ländern Deutschlands, wie auch in einem Theile des angränzenden Ungarns und Polens, wo auch zum Theil Deutsche Völker wohn-

ten, alles in Bewegung gewesen, manches Volk hatte das andere aus seinen alten Wohnsitzen verdrängt, und eines das andere genöthigt, immer weiter vorwärts zu rücken. Mit Weib und Kindern drangen jetzt, da die Römer genöthigt waren, ihre Besatzungen vom Rhein und der Donau wegzuziehen, Deutsche Völker über diese Flüsse in die offenen Römischen Provinzen mit so großer Gewalt ein, daß etwa 500 nach Christi Geburt, sie sich Italien, Portugall, Spanien, Frankreich unterworfen, das Abendländische Römische Kaiserthum gänzlich zerstört und in den genannten Ländern ganz neue Reiche gestiftet hatten, die zum Theil noch bis auf den heutigen Tag fortdauern. Doch bey diesen neuen durch Deutsche gestifteten Reichen wollen wir uns weiter nicht aufhalten. Wir bleiben hier blos bey Deutschland stehen, dessen Einwohner allein noch bis jetzt den Namen Deutsche behalten haben.

W. Das bin ich recht gern zufrieden. Vor allen andern aber möchte ich doch wohl wissen, woher unser Vaterland wieder neue Einwohner bekommen hat, wenn die alten alle ausgewandert sind.

H. Ich habe ja nicht gesagt, daß die alten Einwohner alle ausgewandert sind. Manche von den Deutschen Völkern, welche die Römischen

Pro-

Provinzen eroberten, hatten entweder nie im heutigen Deutschland gewohnt, oder hatten doch schon vor der großen Völkerwanderung Deutschland verlassen. Aber auch von denen, welche wirklich noch zu der Zeit in unserm Vaterlande wohnten, waren nicht alle fortgegangen. Manche mochten ganz zurückgeblieben seyn, von andern hatte nur ein Theil Deutschland verlassen. Zu den letztern gehörten unter andern die Sachsen. Von diesen war ein Theil nach dem heutigen England hinübergeschifft. Dieses hatte auch lange unter Römischer Herrschaft gestanden. Als aber die Römer auch von dort ihre Truppen zurückgerufen hatten, wurden die damaligen Einwohner Englands, sehr viel von den Einfällen der Einwohner Schottlands beunruhigt. Deßwegen riefen sie einen Hauffen Sachsen aus Deutschland zu Hülfe. Diese halfen ihnen auch wirklich ihre Feinde besiegen. Nun gefiel es aber den Sachsen so wohl in England, daß sie nicht nur dort blieben; sondern auch mehrere von ihren Landsleuten nachkommen ließen und dort ein eigenes Reich stifteten, welches das noch bis auf den heutigen Tag fortdauernde Königreich England ist. Die übrigen Sachsen blieben in Deutschland zurück. Die Franken und Allemannier hatten ihr Vaterland schon so lieb, daß sie, während dem so viele andere Deutsche Völ-

 ker

ker auswanderten, größtentheils in ihren alten Wohnsitzen blieben. Ja sie suchten anfänglich sogar den übrigen Deutschen Völkern, als diese über den Rhein in die Römischen Provinzen eindringen wollten, den Uebergang über diesen Fluß zu verwehren. Da sie aber zu schwach waren, denselben zu wiederstehen: so mußten sie ihn geschehen lassen. Indessen gingen sie doch bey der Zertrümmerung des Abendländischen Römischen Reichs nicht leer aus. Sie nahmen den Römern etwas von ihren Besitzungen jenseits des Rheins ab. Die Allemannier besetzten das heutige Elsas und ein Stück von der heutigen Schweitz, die Franken aber den heutigen Niederrheinischen und Burgundischen Kreis. Ja die letztern wurden in der Folge sehr mächtig und Herren über einen gar grossen Theil der Länder, die ehemals den Römern gehört hatten. Davon aber ein andermal. Uebrigens ist es wahr, daß Deutschland durch die Völkerwanderung, ohnerachtet nicht alle Einwohner desselben ausgewandert waren, damals doch sehr viel an der Zahl seiner Einwohner verlohr. Aber dieser Verlust wurde ersetzt durch ein ganz anderes Volk, das nicht Deutschen Ursprungs war, und das die durch die Völkerwanderung entblößten Gegenden Deutschlands mit neuen Bewohnern versah. Nächstens soll er mehr von diesem Volke hören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Fünf und zwanzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Er wird sich wohl noch erinnern, Herr Gevatter! daß ich ihm gesagt habe, daß die Hunnen, welche durch ihren Einfall in Europa zur Auswanderung Deutscher Völker aus ihren bisherigen Wohnsitzen Gelegenheit gegeben hatten, auch nach Deutschland gekommen sind. Davon will ich ihm nun jezt etwas erzählen. Während der Zeit, als Deutsche Völker den Römern in ihrem Abendländischen Reiche immer eine Provinz nach der andern wegnahmen, wurden auch die Hunnen zwischen dem Don und der Donau immer mächtiger, und verbreiteten ihre Herrschaft nicht nur tief in Asien hinein, sondern auch in Europa bis nach Ungarn, Polen und Rußland. Besonders mächtig waren sie zu der Zeit, als ihr König Attila

über sie regierte. Dieser war ein gewaltiger kriegerischer Herr, und weil seine Unterthanen auch große Freunde vom Kriege, vom Rauben und Plündern waren: so ward er von ihnen sehr geehrt und geschätzt. Den Hunnen kann man es nun eben nicht übel nehmen, wenn sie ihren König nur deßhalb schätzten und ehrten, weil er ein großer Krieger war. Denn sie waren ja Hunnen, das ist, rohe und wilde Leute. Aber heut zu Tage wissen wir schon besser, wodurch Könige und Fürsten sich bey ihren Unterthanen Verehrung und Hochachtung verschaffen können. Indessen muß der Hunnenkönig Attila doch nicht dumm gewesen seyn, weil es ja keine Kleinigkeit war, so viel verschiedene Völker in seinem großen Reiche in Ruhe und Ordnung zu erhalten. Auch wird von ihm gerühmt, daß er strenge Gerechtigkeit ausgeübt und täglich selbst Gericht unter freyem Himmel gehalten habe, wo sich denn die einstellen konnten, welche Klagen gegen jemanden vorzubringen hatten. Ob gleich viele Hunnen unter seiner Regierung Pracht und Schwelgerey sehr liebten: so lebte er doch für seine eigene Person immer sehr mäßig. Wenn er ein Gastmahl gab, so ließ er seinen Gästen eine Menge der herrlichsten Speisen und Getränke in silbernen und goldenen Gefäßen vorsetzen; er selbst aber begnügte

gnügte sich mit wenigem, aß aus einer hölzernen Schüssel und trank aus einem hölzernen Becher. Uebrigens war er ein äußerst strenger Regent, Wer ihn beleidigte, mußte gar hart büßen. War der, welcher ihm etwas zuwider that, ein fremder Fürst: so machte er weiter nicht viel Umstände, er überzog ihn mit Krieg und nahm ihn auch wohl sein Land weg. Einstens beleidigte ihn der Abendländische Römische Kaiser. Da wurde er auch erschrecklich böse und wenn es ganz so gegangen wäre, wie er dachte: so würde er dem Römischen Kaiser das Reichen, das ihm damals die Deutschen Völker noch übrig gelassen hatten, vollends weggenommen haben. Die Ursache zu diesem Kriege zwischen Attila und dem Kaiser zu Rom war ein wenig possierlich. Ich will sie ihm doch erzählen. Der damalige Kaiser zu Rom hatte eine Schwester, Namens Honoria. Diese hatte ein liederliches und ausschweifendes Leben geführt. Ihrem Bruder, dem Kaiser, wollte das nun gar nicht gefallen, er schickte sie also zu seinem Herrn Amtsbruder nach Konstantinopel, und dort mußte sie sich in einem Kloster aufhalten, um für ihre Sünden zu büßen und sich zu bessern. Aber der Jungfer Honoria wollte das einsame Klosterleben gar nicht schmecken. Was that sie also? Sie hatte in Konstantinopel viel von den Tha-

Thaten des Hunnenkönigs Attila gehört. Da dachte sie, wie wäre es, wenn du den heyrathetest. Das wäre eine schöne Gelegenheit, dich an deinem Bruder zu rächen und Kaiserin von Rom zu werden. Attila war zwar, wie alle Hunnen, gar gewaltig häßlich; aber daraus machte sie sich nichts, oder wußte es vielleicht auch nicht so genau. Genug sie schickte dem garstigen König Attila ein Briefchen und einen gar prächtigen Ring zu, und ließ ihn fragen, ob es ihm wohl gefällig sey, sie zu heyrathen. Seiner Hunnischen Majestät gefiel der Antrag gar nicht übel. Er hielt bey ihrem Bruder, dem Kaiser zu Rom, um die Honoria förmlich an, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Er kann leicht denken, wie aufgebracht hierüber Attila wurde. Er machte fürchterliche Anstalten sich zu rächen. Mit einem gewaltig großen Heere brach er auf. Nun hätte er geradewegs von Ungarn aus nach Italien zu marschieren können; aber mancherley andere Ursachen bewogen ihn einen großen Umweg zu nehmen. Er zog mit seinem Heere längs der Donau hinauf und durch einen großen Theil von Deutschland, nämlich durch das heutige Oestreich, Bayern und Franken. Mehrere Deutsche Völker, auf welche er bey seinem Zuge stieß, riß er mit sich fort und verstärkte dadurch sein

Heer,

Heer, das dadurch an 700000 Mann stark wurde. Im heutigen Oberrheinischen Kreise ging er über den Rhein, und zwar, wie man glaubt, in der Gegend des heutigen Manheim, wo auch ein Hauffen Franken zu seinem Heere stieß. Viele andere Franken und Allemannier aber waren auf der Seite der Römer. Jenseits des Rheins machte der König Attila mit seinen Hunnen schreckliche Wirthschaft. Da wurde überall geplündert und verwüstet, bis tief in Frankreich hinein. Das war nun so die Hunnische Manier im feindlichen Lande. Bey der Französischen Stadt Chalons sur Marne*) (Schalong sür Marne) kamen die Römer im Jahre 452 mit den Hunnen ins Handgemenge, u. beyde Armeen lieferten eine der blutigsten Schlachten, die bekannt sind. Sie fieng mit Anbruch des Tages an und dauerte bis tief in die Nacht hinein. 150000 Menschen sollen auf dem Schlachtfelde geblieben seyn. Die Römer und ihre Bundesgenossen siegten, waren aber so abgemattet und geschwächt, daß sie den König Attila mit den Ueberbleibseln seines Heeres sich ganz ruhig zurückziehen ließen. Attila selbst hatte dieß nicht gedacht und ließ, weil er den Tag nach der Schlacht einen neuen Angriff befürchtete, alle

 Geräth-

*) Siehe die Karte von Frankreich. Thüring. Bote Jahrg. 1792.

Geräthschaften und Kostbarkeiten, die er auf seinem Zuge erbeutet hatte, in seinem Lager auf einen Hauffen zusammenschleppen, in der Absicht, sich mit denselben sogleich zu verbrennen, wenn sein Lager von den Römern angegriffen und bezwungen werden sollte. Aber seine Feinde blieben ganz ruhig, und er zog sich also über den Rhein nach Deutschland und von da weiter in sein Gebiet zurück. In manchen alten Chroniken wird viel davon erzählt, daß der Hunnenkönig Attila, auf seinem Zuge durch Deutschland, auch durch einen Theil von Thüringen gekommen sey, ja sogar eines alten Thüringischen Königs Tochter geheyrathet und bey der heutigen Stadt Eisenach eine große Versammlung der Deutschen Fürsten zusammenberufen, sie herrlich tractirt und große Lustbarkeiten veranstaltet habe. Aber das sind Fabeln, ob es gleich wohl seyn kann, daß Attila auf seinem Zuge durch Deutschland auch in die Gegend des heutigen Thüringens gekommen ist. Durch diesen Durchzug der Hunnen, so wie durch die Völkerwanderung und die dadurch zerstörte Herrschaft der Römer in den heutigen Deutschen Ländern jenseits des Rheins und der Donau, hatte sich in Deutschland gar manches verändert. Die vielen schönen Städte, welche die Römer während ihrer Herrschaft auf der linken

ten Seite des Rheins angelegt hatten, wie z. B. Speyer, Worms, Maynz, Cöln, Trier und andere waren zerstört worden; die schönen Gebäude, Kirchen, Palläste, Landhäuser, über welchen die Römer Jahrhunderte lang mühsam gebauet hatten, lagen zertrümmert da; die Gärten und Felder, die durch ihren Fleiß entstanden waren, lagen wüste, die Gegenden, die sie durch Austrocknen der Sümpfe, durch Aushauen der dicken Waldungen verschönert und fruchtbar gemacht, hatten wieder ein gar trauriges Ansehen bekommen. Auch das Christenthum, das die Römer dort zu verbreiten angefangen hatten, verlohr sich und die Heydnische Religion wurde wieder allgemein. In den diesseitigen Provinzen des Rheins und der Donau hatten die Einwohner, besonders in den diesen Flüssen nahen Gegenden, auch schon angefangen, mehr Ackerbau zu treiben und das Land besser anzubauen. Er kann leicht denken daß bey den Unruhen zur Zeit der Völkerwanderung, da bald hier, bald dort, ein Volk seine bisherigen Wohnsitze verließ und andern in ihr Gebiet einfiel, ja ganze Völker aus Deutschland auswanderten, nicht viel an Ackerbau und dergleichen Dinge wird gedacht worden seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der

Der hundertjährige Kalender, ohne Schnurrpfeipfereien, ein Volksbuch, vom Verfasser des aufrichtigen Kalendermanns, auf welchen schon lange von vielen gehofft wurde, ist nun erschienen, und in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal für 4 Gr. 6 Pf. zu haben.

In der Crazischen Buchhandlung zu Freyberg sind folgende nützliche Schriften zu haben:

Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Ackerbaue und Viehbestande. Von Lüder Herrmann Hans von Engel. 8. 1791.

Landwirthschaftliche Rechenschaft, von meinen sechs letzten Wirtschaftsjahren. Von ebendemselben. 8. ebend. 1794.

Belehrungen wie Feld- und Landwirthschaften sowohl in Städten als auf dem Lande mit großem Nutzen zu verbessern und einzurichten sind. 8. ebend. 1788.

Erfahrungen aus der Feld- und Landwirthschaft, von einer Gesellschaft forschender Oekonomen. 2ter Theil, enthält die Jahre 1785, 86, 87. 8 ebendas. 1788.

Der Bote aus Thüringen.

Sechs und zwanzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Hätte das Aus- und Einwandern der Bewohner unsers Vaterlandes und die öftern Veränderungen ihrer Wohnsitze noch lange fortgedauert: so würde unser vaterländischer Boden gar lange noch eine Wildniß geblieben und unsere Vorfahren noch immer mehr verwildert seyn. Aber glücklicherweise hörten mit dem fünften Jahrhundert nach Christi Geburt*) die Auswanderungen ganzer Völ-

*) Wenn in der folgenden Erzählung Jahrzahlen angegeben werden: so sind darunter immer Jahre nach Christi Geburt zu verstehen. Fünftes Jahrhundert nennt man die Zeit zwischen den Jahren 400 und 500; so wie erstes Jahrhundert die Zeit zwischen 1 und 100, zweytes Jahrhundert die Zeit zwischen 100 und 200 und so weiter, ist. Daher spricht man von unsern Zeiten, wir leben im achtzehnten Jahrhundert d. i. zwischen den Jahren 1700 und 1800.

ker aus Deutschland auf. Die, welche in unserm Vaterlande geblieben waren, blieben nun für immer dort und behielten sogar meistentheils die Wohnsitze, die sie damals hatten. Doch suchten manche von ihnen ihr Gebiet immer mehr gegen ihre Nachbaren hin zu erweitern und sich mehr auszubreiten. An Landstrichen, welche angebauet und zum Bewohnen geschickt gemacht werden konnten, fehlte es in Deutschland noch gar nicht. Denn von den großen dicken Waldungen, von denen ich ihm schon erzählt habe, war noch beynahe der größte Theil da.

Von den nach dem Ende der Völkerwanderung in unserm Vaterlande sich befindlichen Völkern stammen wir heutigen Bewohner desselben größtentheils ab. Es waren folgende: die Allemannier und Schwaben, die Bayern, die Thüringer, die Franken, die Friesen, die Sachsen und die Slaven. Von einigen dieser Völker habe ich ihm schon mancherley erzählt und ihm auch die Gegenden angezeigt, wo sie wohnten. Die Allemannier und Schwaben gehörten eigentlich zu einerley Volke und haben auch in einerley Gegend gewohnt. Der erste Name ist heut zu Tage nicht mehr bey uns gebräuchlich, sondern nur der Name Schwaben, womit man die Einwohner des nach ihnen genannten Schwäbischen Kreises belegt, wo

wo auch die alten Schwaben und ein Theil der Allemannier wohnten. Die Bayern wohnten in dem nach ihnen genannten heutigen Bayerischen Kreise und in einem Theile des angränzenden Oestreichischen. Die Wohnsitze der Franken und Sachsen wird er wohl noch wissen. Von den Friesen habe ich ihm auch schon gesagt, daß sie sich im nördlichen Theile von Westphalen und in Holland aufhielten, wo auch im letztern West- und im erstern Ostfriesland noch von ihnen den Namen führen. Die Thüringer, ein Gothisches und also auch ein Deutsches Volk, waren zur Zeit der Völkerwanderung, und zwar nicht lange nach dem Jahre 400 nach Deutschland gekommen; die eigentliche Zeit ihrer Ankunft weiß man aber so genau nicht anzugeben. Sie waren ein ansehnliches Volk und wurden von mehrern Königen regiert. Das heutige Thüringen hat von ihnen den Namen behalten. Aber sie hatten damals einen weit größern Landesstrich inne, als blos dieses nach ihnen benannte Land. Sie wohnten auch in einem Theile des an das jetzige Thüringen gränzenden Fränkischen Kreises, auch in einem Theile von Hessen, im Magdeburgischen und Halberstädtischen, und gränzten also an der einen Seite an das Gebiet der Sachsen, an der andern aber an das Land der Franken und Allemannier. Alle die genann-

 ten

ten Völker, deren damaligen Wohnsitze in unserm Vaterlande ich ihm eben angezeigt habe, waren Deutsche. Oben aber nannte ich ihm noch ein anderes Volk unter den Bewohnern Deutschlands, nämlich die Slaven. Diese sind nicht Deutscher Herkunft, und sind eben das Volk von dem ich ihm schon einmal gesagt habe, daß es einige von denen Gegenden Deutschlands in Besitz nahm, deren Bewohner bey der Völkerwanderung mit ausgewandert waren. Da ein großer Theil der heutigen Bewohner unsers Vaterlandes von den Slaven abstammt: so muß ich ihm doch auch diese Leute ein wenig beschreiben. Von Körper waren die Slaven gleich den Deutschen groß, stark und sehr gelenk. Ihre Gesichtsfarbe aber war schmuzig braungelb, ihr Haar roth, ihre Augen klein und schwärzlich. In ihren Wohnungen, die anfänglich nur aus schlechten hölzernen Hütten bestanden, sah es gar sehr schmutzig aus. Ueberhaupt waren sie in den ältesten Zeiten keine Freunde von Reinlichkeit und fleißigem Waschen, so wie viele unter ihren Herrn Brüdern in dem heutigen Polen und Rusland, die auch von den Nachkommen der alten Slaven bewohnt werden, es noch bis auf den heutigen Tag nicht sind. Ihr Körper, Wohnung, Kleidung und Hausgeräthe waren daher immer voll Schmutz und der Gestank

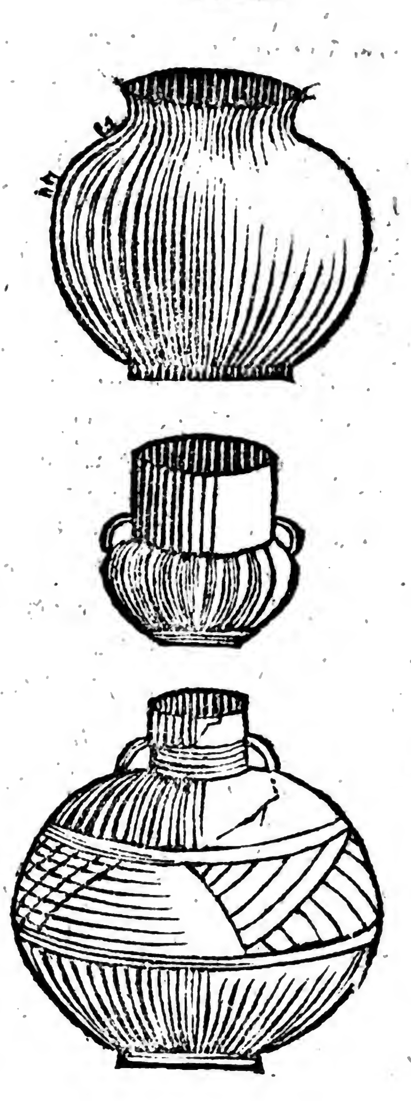
um

um sie für Leute, welche Reinlichkeit lieben, unerträglich. Manche andere ihrer Gewohnheiten waren auch eben nicht löblich. Sie waren äußerst unmäßig im Essen und Trinken; dagegen konnten sie aber auch tüchtig hungern, wenn es nöthig war. Sie hatten einen großen Hang zur Grausamkeit, wie man dieß ja bey vielen andern ungebildeten Völkern und einzelnen Menschen antrifft. Es war gar nicht sehr selten unter ihnen, daß Mütter ihre Kinder, Weiber ihre Männer, und Kinder ihre alten schwachen Eltern ermordeten. Die Frauen wurden sehr hart von ihren Männern behandelt, und dennoch mußten sie sich, nach einer bey ihnen eingeführten Gewohnheit, mit ihren todten Männern verbrennen lassen. Da sie eben so wie die alten Deutschen aus vielen Völkerschaften bestanden: so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie nicht alle gleich rohe und wilde Sitten und Gebräuche hatten. Man rühmt von allen, daß sie sehr gastfrey gewesen sind, eine Gewohnheit, die man bey vielen noch ungesitteten Völkern findet. Sie waren große Freunde der Freyheit und keiner wollte dem andern unterworfen seyn; daher waren bey ihnen keine Leibeigene welche erst durch die Deutschen später hin bey denen in Deutschland entstanden. Doch hatten sie ihre Oberhäupter oder Könige, welche sie Kral nannten. Da sie keine Deutschen

 wa-

so redeten sie auch eine von der Deutschen ganz verschiedene Sprache, welche mit der Pohlnischen und Russischen Aehnlichkeit hat. Ihrer Religion nach waren sie Heyden. Die welche in Deutschland wohnten, beteten ein gutes und ein böses Wesen an. Den guten Gott, von dem nach ihrer Meynung alles Gute herkam, nannten sie Bjesbog d. i. weißer Gott, dem bösen Gott, den sie für den Urheber alles Bösen hielten, gaben sie den Namen Tscherneboq d. i. schwarzer Gott. Jede Slavische Völkerschaft verehrte außerdem noch mehrere andere Götter, von denen man sich allerley fürchterliche und häßliche Bilder, z. B. Figuren mit vielen Köpfen, schnitzte und mahlte. Einer von diesen vielen Göttern, die sie verehrten, hieß Radegast. Die Slaven pflegten eben so wie die Deutschen, ihre Todten zu verbrennen und die Asche der verbrannten Leichname in besondern irdenen Gefäßen aufzubewahren. Ich habe ihm schon damals als ich ihm die Sitten der alten Deutschen beschrieb, gesagt, daß man solche Gefäße, worinne unsere alten Vorfahren die Asche der verbrannten Leichname aufbewahrten, Aschenkrüge oder Urnen nennt, und daß man dergleichen in neuern Zeiten zuweilen in der Erde beym Umackern, gefunden hat und auch wohl noch findet. Man hat ihrer unter andern

auch



auch viele im heutigen Anhalt Dessauischen gefunden, von denen man glaubt, daß sie von einer Slavischen Völkerschaft herrühren, die dort gewohnt hat. Weil mir daran liegt, daß er von allen, was ich ihm erzähle, eine recht deutliche Vorstellung bekomme: so habe ich mir eine Abbildung von 3 Urnen zu verschaffen gesucht, die man im Dessauischen gefunden hat. Hier ist sie. Dergleichen Urnen sind, wie er sieht, von verschiedener Form und Größe. Die, nach welchen diese hier abgezeichnet wurden, sind gräulichbraun und die größte ohngefähr eine halbe Elle hoch und wohl eben so breit. Sollte er einmal nach Wörlitz, einem Lustschlosse des Fürsten von Dessau, kommen: so kann er dort viele Urnen und auch die, nach denen diese hier gezeichnet sind, nebst manchen andern Dingen aus den alten Zeiten, die man nach und nach gefunden hat, sich zeigen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Quittung.

Daß mir durch die Expedition des Botens aus Thüringen sieben Thaler für die Abgebrannten in Wenigen Lupnitz sind überschickt worden, bescheinige ich hiermit.

Vogt
Pfarrer zu Großen Lupnitz.

Der Bote aus Thüringen.

Sieben und zwanzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Da ich in der Folge ihm noch gar mancherley
[zu] erzählen haben werde von den Kriegen, welche
[di]e Deutschen mit denjenigen Slaven geführt ha-
[be]n, welche sich in mehrern Gegenden Deutsch-
[la]nds nach und nach festsetzten: so wird mir das
[au]ch noch Gelegenheit geben, ihm einiges andere
[vo]n diesem Volke zu erzählen. Nur jetzt noch so
[vi]el. Nach Deutschland kamen sie aus Polen,
[R]ußland und einigen Gegenden des heutigen Un-
[ga]rns nicht gar lange nachher, als mehrere Deut-
[sc]he Völker unser Vaterland zur Zeit der Völker-
[w]anderung verlassen hatten, und nahmen nach und
[na]ch in Deutschland folgende Länder in Besitz:
[ei]n Theil des heutigen Oestreichischen Kreises,
[de]r Kärnthen, Krain und Steyermark heißt,
[M]ähren, Böhmen, Schlesien, Lausitz, das heu-

tige Meißnische, Anhaltische, Wittenbergische, die Mark Brandenburg, Pommern und das Meklenburgische. Die Slaven, welche jene genannten Provinzen bevölkerten, nennt man auch Wenden. Sie bestanden aus vielen Völkerschaften, von denen jede ihren besondern Namen hatte. Die Slaven im Meklenburgischen hießen Obotriten, die im Brandenburgischen Haveler und Ukrer, die im Pommern Wilzen, die im Meißnischen Sorben. Manche Länder haben auch noch ihren heutigen Namen von ihren alten Slavischen Bewohnern. So z. B. die Lausitz von der Völkerschaft der Lusitzen, Mähren von den Moravern oder Mähren, Schlesien von den Schlesiern. Die heutigen Bewohner der Deutschen Länder, in welchen Slaven sich damals neue Wohnsitze wählten, sind, wenigstens zum Theil, Nachkommen der Slaven, mit denen sich aber, wie er in der Folge sehen wird, auch Deutsche vermischten. Auch wird noch in manchen dieser Länder die alte Slavensprache gesprochen, wie z. B. in Böhmen, in vielen Schlesischen Dörfern, die an der Polnischen Gränze liegen. Die merkwürdigsten Ueberbleibsel von den Slaven trifft er aber in der Ober- und Niederlausitz an, nämlich die sogenannten Wenden, von denen er ja wohl schon gehört haben wird. Diese spre-

chen

hen nicht nur noch die Sprache ihrer alten Vorahren, sondern haben auch noch manche alten Sitten und Gebräuche derselben beybehalten.

Alle die Deutschen Völker, welche bey der Völkerwanderung in unserm Vaterlande zurückgelieben waren, hatten damals noch meist die alen Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, die 1 frühern Zeiten unter ihnen eingeführt waren. Jedes Volk hatte seine eigenen Fürsten, welche ls die Oberhäupter desselben angesehen wurden, ber im Frieden wenig zu befehlen hatten. Wenn n Volk mit einem andern Krieg führte: so georchte jeder willig dem Oberanführer, welcher erzog genannt wurde, weil er vor seinem Heeherzog. Ein allgemeines Oberhaupt, welches er alle Völker Deutschlands gesetzt gewesen wä, wie etwa heut zu Tage unser Kaiser ist, gab damals noch nicht. Der Adeliche und der eye machte noch immer die Jagd und den Krieg seinem einzigen Geschäfft, und der Leibeigene ißte für den Anbau der Ländereyen, für das eh, für die Kleidung seines Herrn sorgen und n die Waffen zum Kriegen und Jagen und al Geräthschaften, die in der Hauswirthschaft nög waren, verfertigen. Eigentliche Städte gab in den Deutschen Ländern diesseits des Rheins)l noch nicht, gewiß aber schon Dörfer. Da

 die

die großen Waldungen und Sümpfe noch größtentheils da waren: so war auch die Witterung noch immer eben so rauh und kalt, wie in frühern Zeiten. Die Kälte des Winters war noch immer so strenge und anhaltend, daß alle Seen und Flüße unsers Vaterlandes jährlich mehrere Monate lang mit dickem Eis und Wälder und Berge mit tiefem Schnee bedeckt blieben. Am Rhein und an der Mosel, wo die Römer geherrscht, das Land angebauet und die ersten Weinreben und Obst angepflanzt hatten, wurde indessen der Weinbau immer mehr getrieben und wohlschmeckendes Obst gezeugt. Noch waren die Deutschen in unserm Vaterlande eben so stark an Körper, noch eben so abgehärtet gegen alle rauhe Witterung und körperliche Beschwerden, noch eben so rüstige Läufer und Schwimmer, wie ihre ältern Vorfahren. Auch durch ihr goldgelbes Haar und ihr blaues Auge unterschieden sie sich noch immer von andern Völkern.

Wenn nun jedes von den obengenannten Völkern, welche wir als unsere Vorfahren anzusehen haben, sein ruhig sich mit seinen Besitzungen begnügt, sein Eigenthum gehörig benutzt, es recht wohl angebauet und alles um sich her so viel als möglich verbessert hätte: so wäre das freylich sehr schön gewesen. Jedes würde, wenn es alle seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Landes

[d]es, das es einmal besaß, hätte verwenden wollen, [g]enug zu verbessern gefunden haben, und schon [f]rüher hätte dann gewiß Deutschland das schöne [A]nsehen und die große Fruchtbarkeit bekommen, [ü]ber die wir uns heute freuen, und nun kaum be[g]reiffen können, daß es ehemals nicht so gewesen [i]st. Unsere kriegerischen Vorfahren dachten aber [g]anz anders. So viel auch jedes Volk in seinem [E]igenthum hätte finden können, um sich reich und [m]ächtig und angesehen vor den andern zu machen: [s]o richtete doch jedes vielmehr seine Gedanken auf [d]as Eigenthum des andern, und wollte das Land [d]esselben haben und über die andern herrschen. Jetzt da sie ihren fremden Nachbaren, den Rö[m]ern, nichts mehr wegnehmen konnten, suchte je[d]es seinen eigenen Landsleuten das Ihrige zu rau[b]en. Kein Volk aber in unserm Vaterlande war [h]errschsüchtiger und begieriger auf Eroberungen, [a]ls die Franken, welche nicht eher ruheten, als [b]is sie sich die Herrschaft fast über ganz Deutsch[l]and verschafft hatten. Indessen war es gut, daß [d]ieß gerade diesem Volke gelang: denn die Fran[k]en waren unter allen Einwohnern unsers Vater[l]andes gerade die, welche im Ackerbau und andern [n]ützlichen Gewerben schon am weitesten gekommen [w]aren und sich manche Einsichten und Kenntnisse [v]erschafft hatten, welche man bey den übrigen eben

viel nicht antraf. Sie trugen also auch in der Folge gar viel dazu bey, daß unser Vaterland mehr angebauet und seine Bewohner klüger und gesitteter wurden. Daß die Franken es aber in vielen Dingen an Einsichten weiter gebracht hatten, kam daher, weil sie immer nahe Nachbaren der Römer gewesen, und diese im 4ten Jahrhundert einen Theil derselben in ihren Besitzungen jenseits des Rheins aufgenommen und ihnen dort Wohnsitze eingeräumt hatten. Die jenseits des Rheins wohnenden Franken waren aber immer in einer gewissen Verbindung mit ihren diesseits dieses Flusses wohnenden Brüdern geblieben. Wenn er sich nun erinnert, daß die Römer ein sehr kluges Volk waren, und die Franken vieles von ihnen lernen konnten: so wird er sich sehr leicht erklären können, warum die Franken in manchen Stücken weiter waren, als andere Bewohner Deutschlands. Man weiß von ihnen, daß sie im 5ten Jahrhunderte außer dem Getreide, auch schon Rüben, Erbsen, Bohnen, Linsen und Flachs baueten, Baumgärten anlegten, in denen sie Birn und Apfelbäume zogen. Sie mäheten das Heu und setzten es in Schober, brauchten beym Ackerbau eine Art von Pflug, den sie durch Ochsen ziehen ließen; sie hatten schon Scheuren und Mühlen und zäumeten ihre Ländereyen ein. Neben dem Ackerbau trieben sie auch

sehr

hr starke Rindvieh- Schaf- und Schweinezucht; e hatten Ziegen, zahme Gänse, Enten, Hüner und Schwäne in ihrer Wirthschaft. Auch mit der Bienenzucht geben sie sich ab. Bey der Jagd be- ienten sie sich abgerichteter Hunde und Falken und ey der Fischerey der Netze. Ihre Häuser waren war noch schlecht gebauet; aber doch war das In- ere derselben schon in Gemächer abgetheilt. Vie- e Franken wohnten noch in einzelnen abgesonderten Häusern, andere aber in kleinen Dörfern beysam- ien. Das Stadtleben konnten sie, gleich andern Deutschen, ebenfalls noch nicht leiden. Auch unter hnen gab es Adeliche, Freygebohrne und Leibei- ene. Unter den letztern sollen manche schon Gold ind Silberarbeiten gemacht haben. Vermuthlich varen es solche, welche jenseits des Rheins ganz n der Nachbarschaft der Römer gelebt und der- gleichen Arbeiten von diesen gelernt hatten. Durch die Römer wurde auch vielen jenseits des Rheins vohnenden Franken die Schreibekunst bekannt und schon im 5ten Jahrhunderte hat es unter ihnen ge- schriebene Gesetze gegeben, die sich bis auf den heu- tigen Tag erhalten haben, aber nicht in der Spra- che der Franken, sondern in der Römischen oder Lateinischen. Eben so lernten sie von diesem Vol- ke den Gebrauch des Geldes kennen und prägten hernach auch eigene Münzen. Gleich andern Deut-

 schen

schen Völkern wurden die Franken von mehrern Fürsten, die von einander unabhängig waren, regiert. In manchen Stücken hatten diese mehr Gewalt und Ansehen, als bey den übrigen Völkern in Deutschland. So nützlich den Franken jenseits des Rheins in gewisser Rücksicht ihr näherer Umgang und Bekanntschaft mit den Römern gewesen war: so mochten sie doch auch davon manchen großen Nachtheil gehabt haben, an dem die diesseits wohnenden Franken nicht weniger Theil nahmen. Die Schriftsteller der damaligen Zeiten beschreiben nämlich die Franken als ein äußerst treuloses Volk, das sich nicht im mindesten ein Gewissen daraus machte, sein gegebenes Wort zu brechen. Mithin hatte also unter ihnen die Redlichkeit, weswegen die alten Deutschen selbst von den Römern so sehr gerühmt wurden, gar viel gelitten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Acht und zwanzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Nun will ich ihm erzählen, wie die Franken sich nach und nach die Herrschaft über alle übrigen Bewohner unsers Vaterlandes zu verschaffen gesucht haben, und was dadurch für wichtige Veränderungen und Einrichtungen unter unsern Vorfahren und in dem Lande, das wir ihre Nachkommen noch heute bewohnen, entstanden sind.

Die Franken, vorzüglich die, welche jenseits des Rheins wohnten, hatten während dem das abendländische Römische Reich sich seinem Untergange näherte, sich in dem heutigen Niederrheinischen und Burgundischen Kreise, immer weiter ausgebreitet und den Römern gar beträchtliche Strecken Landes abgenommen. Besonders aber waren sie in jenen Gegenden mächtiger geworden, als ein Theil derselben den Römern die berühm-

über einen Theil derselben und zwar über jenseits des Rheins wohnende Franken König gewesen. Sein Sohn und Nachfolger Chlodewig oder Ludewig war kaum 20 Jahr alt, als er zur Regierung kam. So jung er aber war, so hatte er doch großen Muth und sein Kopf war voll herrschsüchtiger Gedanken. Sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, sich und seine Franken durch große Eroberungen berühmt zu machen, und seine ganze Regierungszeit wendete er dazu an, dieß ins Werk zu setzen. Dabey nahm er es nun eben nicht so genau, ob die Mittel, die er dazu brauchte, gerecht oder ungerecht waren, wenn er nur seinen Zweck dadurch erreichte. Als er zur Regierung kam, hatten die Abendländischen Römer von ihrem ganzen großen Reiche nur noch ein Stück in Frankreich (damals hieß es noch Gallien) übrig. Alles übrige war bey der Völkerwanderung in die Hände Deutscher Völker gefallen. Das letzte Restchen nahm ihnen Chlodewig nun vollends weg im Jahr 486, wobey ihn seine Herrn Vettern unterstützten, welche über die übrigen Franken diesseits und jenseits des Rheins regierten. Chlodewig und seine Nachfolger bemächtigten sich in der Folge auch der übrigen Provinzen Frankreichs, wo schon seit mehrern Jahren andere Deutsche Völker sich festgesetzt hatten.

So

So wurde er der Stifter des heutigen Französischen Reiches, das also 1300 Jahr ein Königreich war, jetzt aber seit dem September 1792 eine Republik ist, wie er aus den Zeitungen sich erinnern wird. Nun kann er sich wohl auch erklären, warum dieses Land jetzt nicht mehr Gallien, sondern Frankreich, und seine Bewohner nicht mehr Gallier sondern Franzosen heißen. Doch bey dem was Chlodewig in Frankreich that, wollen wir uns weiter nicht aufhalten; sondern vielmehr auf das sehen, was er und seine Nachfolger in unserm Vaterlande unternahmen. Er legte den Grund zu der Herrschaft, welche die Franken sich nach und nach über die übrigen Völker Deutschlands zu verschaffen wußten.

Während der Zeit Chlodewig mit seinen Franken in Frankreich kriegte, fiel es den Thüringern und Allemanniern ein, die Franken in ihren alten Besitzungen zu beunruhigen. Zuerst fingen die Thüringer an. Diese hatten immer noch nicht die Treulosigkeit des Königs Childerichs und ihrer Landsmännin Basine, als der Eltern des herrsüchtigen Chlodewigs, verschmerzt. Jetzt, da sie glaubten, daß Chlodewig in Frankreich genug zu thun habe, fielen sie aufs neue in das Fränkische Gebirt ein und trieben dort schreckliche Unfug. Sie plünderten viele Franken aus,

 und

und begingen selbst an wehrlosen Kindern die größten Grausamkeiten. Unter andern hingen sie viele Knaben an Bäume auf und brachten über zweyhundert Mädchen auf die abscheulichste Weise ums Leben. Viele der letztern banden sie zwischen Pferde, und liessen sie, indem man die Pferde auseinander trieb, durch dieselben zerreissen. Andere legten sie über Fahrgleise hin, bevestigten sie mit Pfählen an die Erde und liessen dann beladene Wagen über dieselben hinfahren und so ihnen alle Gebeine zerbrechen. Die Haut schaudert einem, wenn man daran denkt. Aber diese Grausamkeit hatte auch die schrecklichsten Folgen für sie und sie mußten dafür schwer büßen. Schon Chlodewig rächte sich an ihnen, in der Folg ging es ihnen aber noch schlimmer. Chlodewig kam, als er die Nachricht von den Verwüstungen der Thüringer erhielt, aus Frankreich herbeygezogen, drang in das Land der Thüringer ein, machte dort ebenfalls gräuliche Verwüstungen und zwang die Thüringer sogar, ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen. Wahrscheinlich bestand dieser Tribut oder Abgabe in Vieh, Getreide und dergleichen, schwerlich aber in Gelde, das damals unter den Thüringern wohl noch gar rar seyn mochte.

Kaum war Chlodewig hier fertig und wieder heimgekehrt mit seinen Kriegern: so gerieth er mit

mit den Allemanniern in Streit. Ein Theil von diesen hatte mit den Franken, die in der Gegend von Cöln wohnten und einen König Namens Siegbert hatten, Krieg angefangen. Sie belagerten die Stadt Cöln und setzten den Franken dort gewaltig zu. Als Chlodewig dieß hörte, eilte er mit einem Heere seinem Vetter Siegbert zu Hülfe. Die Allemannier hoben bey der Nachricht davon schnell die Belagerung von Cöln auf und gingen Chlodewigen entgegen. Bey Zülpich oder Zülch*) geriethen sie mit Chlodewigs Franken an einander, und da gab es denn eine sehr blutige Schlacht. Anfänglich war der Sieg ganz auf der Seite der Allemannier, und dem Könige Chlodewig wurde so angst und bange, daß er, da ihm seine Götter nicht helfen wollten, versprach ein Christ zu werden, wenn ihm der Gott der Christen beystünde. Nun weiß ich zwar nicht, ob der liebe Gott ihm wirklich seines Versprechens wegen den Gefallen erzeigte. Aber das ist wahr, er siegte endlich wirklich über die Allemannier. Der Sieg läßt sich übrigens ganz wohl ohne Wunder erklären, ob es gleich damals vielleicht unter den Christen Leute geben mochte, welche ihn für ein Wunder hielten, das der liebe Gott nach ihrer Meynung darum that,

 weil

*) Diese sehr alte Stadt, liegt in Westphalen, und gehört zum Kurfürstenthume Cöln.

weil Chlodewig ihm versprochen hatte ein Christ zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

In Leipzig ist, unter Leitung des Herrn D. Rosenmüllers, und des Herrn Karl Gottlieb Plato, seit einigen Jahren eine Freyschule entstanden. In dieser werden 500 Kinder, großentheils aus der niedrigsten Menschenclasse, ohne Stock und Ruthe erzogen, und erhalten Unterricht, der nicht blos auf Uebung des Gedächtnisses, durch unverständiges Auswendiglernen, sondern vorzüglich auf Uebung des Verstandes im Nachdenken und Besserung des Herzens abzielt. Voriges Jahr besuchte ich sie, und wurde sehr gerührt, über die Ordnung, Reinlichkeit, Stille und Folgsamkeit, die darinne herrschten, und über die fertigen Antworten, welche die Kinder auf die vorgelegten Fragen gaben.

Diese Schule beweißt, daß rechtschaffne Menschen, für das Beste der Menschheit, die wichtigsten Anstalten zu Stande bringen können, wenn sie dabey nur die nöthige Klugheit, Thätigkeit, Beständigkeit und Treue anwenden. Ohne Zweifel werden die Stifter dieser gemeinnützigen Anstalt durch ihr Exempel auch auf andere Gegenden wirken, und Nachfolger finden.

In dieser Rücksicht empfehle ich denen, die einen deutlichern Begriff von dieser vortreflichen Einrichtung haben wollen, folgendes Büchelchen:

„Katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände in den sonntäglichen Versammlungen in der „Freyschule zu Leipzig gehalten, von M. Joh. Chr. „Dolz. Mit einer Vorrede von dem Hrn. Domhrn. „D. Rosenmüller. Leipzig bey Voß u. Comp. 1795.“

Der Bote
aus
Thüringen.

Neun und zwanzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Mit Chlodewigs Siege über die Allemannier ging es eigentlich so zu. Wibald, Oberanführer oder König der Allemannier, focht in der Schlacht gegen die Franken mit außerordentlicher Tapferkeit, und sein Beyspiel ermunterte sein Heer ein Gleiches zu thun. Als nun schon der Sieg fast ganz auf der Allemannier Seite war, und Chlodewig in der Angst das Gelübde that, ein Christ zu werden, wurde Wibald mitten im Kampfe getödet. Dieser Vorfall benahm den Allemanniern allen Muth, belebte aber die Tapferkeit der Franken aufs neue; diese benutzten die Bestürzung der Allemannier, gingen derb auf sie los, und so siegten sie endlich noch. Die Schlacht bey Zülpich geschah im Jahr 496. Sie hatte wichtige Folgen: denn sie brachte die Allemannier unter die

Oberherrschaft der Franken. Ein Theil derselben im heutigen Schwaben behielt zwar seine eigenen Herzoge; aber diese mußten die Fränkischen Könige für ihre Oberherren erkennen. Ein anderes großes Stück des Allemannischen Landes wurde ganz zum Fränkischen Geb et geschlagen. Dazu gehörte die Gegend von Speyer, Worms, die Pfalz am Rhein, die Wetterau und ein Stück vom heutigen Franken, woher auch noch bis auf den heutigen Tag der Fränkische Kreis seinen Namen führt. Viele Franken zogen nach und nach in diese Gegenden, und mußten bey dieser Gelegenheit über den Mayn setzen. Der Ort, wo dieß geschah, wurde daher Frankenfurt genannt, d. i. Uebergang oder Durchgang der Franken, und die heutige Stadt Frankfurt soll späterhin in dieser Gegend angelegt worden seyn, und daher ihren Namen erhalten haben.

W. Noch einmal auf den König Chlodewig zu kommen, Herr Gevatter! Wie sah es denn aus? hielt er denn, was er in der Angst dem lieben Gott versprochen hatte?

B. Er hielt pünctlich Wort. Schon seit mehrern Jahren war er mit einer christlichen Prinzessin verheyrathet gewesen. Sie hieß Chlotilde, und war die Tochter eines Königs der Burgunder, auch eines Deutschen Volkes, das zur Zeit der

Völ-

Völkerwanderung ein Stück des südlichen Frankreichs an sich gebracht und dort die christliche Religion angenommen hatte. Bald nach ihrer Verheyrathung hatte Chlotilde ihren Herrn Gemahl mehrmals gebeten, er möchte doch ein Christ werden. Aber er schien dazu gar nicht Lust zu haben. Doch lies er es zu, daß, als Chlotilde den ersten Sohn gebahr, dieser getauft werden durfte. Unglücklicherweise starb das Kind bald nach der Taufe. Darüber wurde Chlodewig schrecklich böse und schob die Schuld davon auf die Taufe. Demungeachtet ließ er es zu, daß der zweyte Sohn, den er mit Chlotilden zeugte, auch getauft wurde. Auch dieser wurde bald darauf zum Sterben krank, genas aber doch wieder. Chlodewig selbst war aber, ungeachtet alles Zuredens seiner Frau und eines Bischofs, den er übrigens sehr schätzte, nicht zu bewegen gewesen, ein Christ zu werden, bis ihn endlich die Schlacht bey Zülpich zu dem Gelübde brachte. Bald nach dem glücklichen Ausgange seines Krieges mit den Allemanniern, erinnerte ihn Chlotilde und obenerwähnter Bischof an sein Versprechen, worauf er sich auch zu Rheims, einer Stadt in Frankreich, taufen lies. Als ihm hier in der Kirche vor der Taufe die Leidensgeschichte Jesu verlesen wurde, und er von dem Unrecht hörte, das unserm Erlöser geschehen war,

 rief

rief er voll Unwillen aus: wäre ich nur mit meinen Franken dort gewesen! Vermuthlich wollte er damit sagen, daß er alsdann auf die Feinde Jesu mit seinen Franken brav losgeschlagen haben würde. Chlodewigs Taufe geschah am Weihnachtsfeste, welches darum merkwürdig ist, weil in den ersten Jahrhunderten seit Stiftung des Christenthums, gewöhnlich nur an Ostern und Pfingsten getauft wurde. Da man nun in den ersten Zeiten des Christenthums nur allein an Ostern und Pfingsten taufte: so beweißt dieß, daß damals unter den Christen noch nicht die Meynung eingeführt war, daß ein Christenkind nicht seelig werden könne, wenn es nicht bald nach seiner Geburt getauft würde — eine Meynung die man in spätern Zeiten angenommen hat und auch wohl noch jetzt unter vielen Leuten findet, ob gleich in der Bibel, so weit ich einfältiger Mann sie kenne, nichts davon gefunden wird. Mit dem Könige Chlodewig ließen sich zugleich mehrere tausend Franken taufen, und nach und nach wurde die christliche Religion von den Franken allgemein angenommen. Ein schnurriges Stückchen muß ich ihm doch noch erzählen, das bey der Taufe Chlodewigs vorgefallen seyn soll. Als er nach der Taufe zugleich vom Bischofe zu Rheims als König gesalbt werden sollte, kam eine Taube mit einem

nem Fläschchen voll Oel vom Himmel herabgeflogen und brachte das Salbungsöl herbey. Daß dieß ein Mährchen ist, daran wird er wohl sicher nicht zweifeln. Aber daß dieses Mährchen, das wahrscheinlich erst lange nach Chlodewigs Taufe erfunden worden seyn mag, lange Zeit als Wahrheit geglaubt worden, ist eben so wahr. Noch bis auf den letzten unglücklichen König von Frankreich sind, viele Jahrhunderte hindurch, die französischen Könige mit den vorgeblichen Ueberbleibseln jenes Oels zu Rheims gesalbet worden. Man zeigte dort auch in einer Kirche als ein Heiligthum das Fläschchen, das die Taube bey Chlodewigs Salbung vom Himmel gebracht haben sollte. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution ist es aber, nebst andern Kostbarkeiten, von Rheims nach Paris gebracht worden, und, wenn es wahr ist, was uns die Zeitungsschreiber einmal erzählten, so ist das Wunderfläschchen an die Kaiserin von Rußland verkauft worden.

Der König Chlodewig schien indessen das Christenthum blos mit dem Munde angenommen zu haben, sein Herz mochte dadurch wohl wenig gebessert worden seyn. So kommt mir es wenigstens vor, wenn ich seine Handlungen nach seiner Taufe betrachte; und nach den Handlungen müssen wir ja doch andere beurtheilen, so wie wir

von den Früchten auf die Güte des Baums schließen. Zu seinen Kriegen mit den Thüringern und Allemanniern hatten ihn diese selbst durch ihre Einfälle gereitzt. Wir wollen ihm also dieselben weiter nicht übel nehmen. Aber als Christ hätte er doch eigentlich alle Sucht nach Eroberungen, und alle Herrschbegierde ablegen sollen. Dieß that er nun aber nicht. Mit der größten Ungerechtigkeit und Treulosigkeit brachte er jetzt noch einen großen Theil Frankreich's an sich, wobey wir uns jedoch weiter nicht aufhalten wollen, weil es nicht unser Vaterland betrifft. Aber auch in diesem zeigte er seine unbegränzte Herrschsucht. Er wird sich erinnern, daß ich ihm gesagt habe, daß die Franken von mehrern Fürsten oder Königen regiert wurden Diese waren Chlodewigs Anverwandte. Chlodewig wollte, da er nun Herr in Frankreich war, auch über alle Franken herrschen, und um das zu können, suchte er nach und nach alle übrigen Fränkischen Könige aus dem Wege zu räumen. Da war in Cöln sein Vetter, der König Siegbert, dem er ehemals gegen die Allemannier, wie ich ihm erzählte, beygestanden hatte. Dieser hatte ihm seine Besitzungen in Frankreich erobern helfen. Dennoch ließ er ihn eines Tages auf der Jagd im heutigen Fuldaischen, durch dessen eigenen Sohn, ermorden. Da dieser

ser nun das Gebiet seines Vaters in Besitz nehmen, und abgeredtermaaßen mit Chlodewigen theilen wollte, dieser aber lieber alles für sich allein zu behalten wünschte, wurde jener auf das Anstiften des letztern ebenfalls meuchelmörderisch getödtet. Einen andern Fränkischen Fürsten nebst dessen Sohn, suchte er durch List in seine Gewalt zu bringen, ließ ihnen dann die Haare abschneiden und beyde zu Pfaffen machen, wodurch sie zu allen weltlichen Aemtern untüchtig wurden; ja endlich ließ er sie doch noch ums Leben bringen. Zwey andere seiner Verwandten, auch Vater und Sohn, hatte er ebenfalls mit List gefangen nehmen und sie fesseln lassen. Eines Tages brachte man sie gefesselt vor ihn. Als er sie sah, machte er beyden die bittersten Vorwürfe darüber, daß sie sich als freye Menschen und Adeliche hätten in Fesseln werfen lassen. Darauf hieb er den Vater mit eigener Hand nieder und dann auch den Sohn, weil er, wie Chlodewig sagte, so niederträchtig und feige gewesen und es zugegeben hätte, daß sein Vater gefesselt worden wäre. Ein gleiches Schicksal hatten noch mehrere andere von seinen Anverwandten; ja er ruhte nicht, bis sie alle, nebst mehrern seiner Herrschsucht verdächtigen vornehmen adelichen Franken, bey Seite geschafft waren. Nachdem nun durch seine Schuld

auf solche grausame Weise alle seine Verwandten ums Leben gekommen waren, jammerte er einstens bey einer Versammlung des Volks, daß er keine Verwandten mehr habe. Vielleicht meynt er Herr Gevatter! daß die Reue über seine Grausamkeit ihm dergleichen Klagen auspreßte. Aber er irrt sich. Es war nichts als Heucheley und Verstellung; er wollte nur bey der Gelegenheit hören, ob vielleicht noch irgend ein Verwandter von ihm übrig sey, um ihn auch in die andere Welt schicken zu können. Glaube er nicht etwa, daß ich dem Herrn Chlodewig zu viel thue. Es erzählt dieß ein alter Fränkischer Geschichtschreiber, der ungefähr ein Jahrhundert nach Chlodewig lebte und noch obendrein ein Bischof war, der den König Chlodewig gewaltig herausstreicht. Denn er sagt unter andern von ihm: „Gott ließ täglich „die Feinde Chlodewigs unter seinen Händen fal„len, und vergrößerte sein Reich, weil er mit „rechtschaffenem Herzen vor ihm wandelte und „that was seinen Augen wohlgefiel."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Dreyßigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Was meynt er zu diesem schönen Lobe, ob Chlodewig es, nach seinen Handlungen zu urtheilen, wohl verdient hat? — Freylich mochte wohl Chlodewig selbst sein Betragen nicht für so abscheulich und grausam halten, wie wir. Denn damals war die ganze Denkungsart der Leute noch viel roher als jetzt; und die Pfaffen, welche um Chlodewigen waren, stellten es ihm als etwas sehr verdienstliches vor, wenn er seine heydnischen Verwandten aus dem Wege räumte. Gottlob, daß wir jetzt nicht mehr in solchen Zeiten leben, wo man es für besondere Frömmigkeit hielt, die Andersdenkenden in der Religion zu töden!

Als der König Chlodewig nach einer 30jährigen Regierung im Jahr 511 zu Paris starb, erstreckte sich die Herrschaft der Franken schon

über den größten Theil des heutigen Frankreichs, und über alle Provinzen des heutigen Deutschlands, welche jenseits des Rheins liegen, aber auch dießseits desselben erstreckte sie sich schon ein ziemliches Stück in unser Vaterland hinein. Ueber das Fränkische Reich wurden nun Chlodewigs Söhne die Oberherren. Schon ihr Vater hatte kurz vor seinem Tode jedem sein Erbtheil angewiesen. Das was vom heutigen Deutschland den Franken unterworfen war, bekam sein ältester Sohn Theoderich oder, wie wir heut zu Tage sagen, Dietrich. Zum Unterschied von den übrigen Ländern des Fränkischen Reichs wurde dieser Landstrich, wo Dietrich, so wollen wir ihn nennen, König wurde, Austrasien oder Ostfranken genannt, nämlich das heutige Frankreich. Hingegen der übrige Theil des Fränkischen Reichs, welches Dietrichs Brüder erbten und unter sich theilten, bekam den Namen Neustrien oder Westfranken. Seit der französischen Revolution fängt man auch wieder an die Franzosen Westfranken zu nennen. Beyde Theile des Fränkischen Reiches, Austrasien und Neustrien sind nach Chlodewigs Tode meistentheils von einander getrennt regiert worden, zuweilen aber auch wieder unter einen einzigen Oberherrn vereinigt gewesen. Was übrigens in Neustrien oder Westfranken vorging, das lassen wir dahin gestellt seyn. Nur zuweilen werde ich,

um

um mich ihm verständlicher zu machen, davon etwas erzählen müssen. Eigentlich aber haben wir es in der Geschichte unsers Vaterlandes nur mit Ostfranken oder Austrasien zu thun, wozu seit Chlodewigs Tode binnen etwa dreyhundert Jahren der größte Theil Deutschlands kam, wie er nun weitläuftiger hören soll.

Chlodewigs ältester Sohn Dietrich hatte so ziemlich die eroberungssüchtige und eben nicht sehr redliche Denkungsart seines Vaters geerbt; und unglücklicherweise gaben ihm und seinen Nachfolgern die übrigen Völker Deutschlands auch Gelegenheit genug, die Herrschaft der Franken in unserm Vaterlande immer weiter auszubreiten. Zuerst kam die Reihe an die Thüringer, die Nachbarn der Franken. Ueber sie regierten zu Dietrichs Zeit drey Söhne des obengenannten Thüringischen Königs Basinus. Sie hießen, Hermanfried, Berthar und Baderich, und hatten sich nach dem Tode ihres Vaters in das Reich desselben getheilt. Hermanfried war verheyrathet mit einer gewissen Amelberg, der Schwestertochter eines damals in Italien sehr klugen und mächtigen Königs, welcher auch Dietrich, mit dem Beynamen der Große, hieß. Er war dort König der Ostgothen, eines deutschen Volkes, welches unter ihm, wenige Jahre nach der Zer-

störung des Abendländischen Römischen Reichs, Italien erobert hatte. Seine liebe Nichte, die Frau Königin Amelberg war ein wenig herrschsüchtig und konnte es gar nicht leiden, daß ihr Eheherr, König Hermanfried, Thüringen nicht ganz allein besaß. Lange schon hatte sie ihm in den Ohren gelegen, doch mit guter Manier, ihrer Herren Schwäger Länder an sich zu bringen. Hermanfried war vielleicht anfänglich zu ehrlich dazu. Indessen was vermag ein listiges Weib nicht, wenn man sie zumal ein wenig zu lieb hat. Eines Tages wollte er sich zu Tische setzen und fand denselben nur halb gedeckt. Er stutzte und fragte seine Ehehälfte, was dieß bedeuten solle? I, gab sie ein wenig schnippisch zur Antwort, wer nur ein halber König ist, darf auch nur an einem halbbesetzten Tische essen. Das ging dem Hermanfried im Kopfe herum, und Amelberg schmuntzelte gewaltig darüber, daß das Mittelchen so gut anschlug. Da beschloß nun der Herr Gemahl seiner lieben Amelberg schon den Gefallen zu erzeigen und die ihr anstößigen Brüder bey Seite zu schaffen. Zuerst machte er sich über den Berthar her, und schickte ihn in die andere Welt. Nun war Bruder Baderich noch übrig. Der roch aber Lunten und machte sich zur Gegenwehr fertig. Halt! dachte Hermanfried,

fried, allein wirst du mit dem nicht fertig, du mußt dir einen Gehülfen herbey holen. Er wandte sich also an seinen Herrn Nachbar, den Ostfränkischen König Dietrich, der seine Wohnung in Metz, *) einer Stadt im heutigen Lothringen aufgeschlagen hatte. Schon lange hatte dieser ein Lüstchen nach Thüringen gehabt, aber die Furcht vor seinem mächtigen Namensvetter in Italien, der Königin Amelberg Herrn Ohm (Mutterbruder) hatte ihn zurückgehalten, etwas gegen die Thüringer zu unternehmen. Nun gab ihm aber Hermanfried selbst Gelegenheit, der Erreichung seiner Absichten näher zu rücken; denn dieser versprach ihm für die Hülfleistung gegen Bruder Baderichen die Hälfte des zu erobernden Antheils seines Bruders zu geben. Er war also nicht faul und marschirte flugs mit einem Heere Franken dem Hermanfried zu Hülfe. Baderich wurde mit seinen Leuten geschlagen, und er selbst getödet. Jetzt sollte das eroberte Land getheilt werden. Aber Hermanfried, vermuthlich verleitet durch Frau Amelberg, wollte lieber alles für sich behalten und hatte also nicht Lust sein Versprechen zu erfüllen. Gewalt zu brauchen, hielt Dietrich für dießmal noch nicht räthlich, weil ihm Amelbergs

 Ohm

*) Siehe im Thüringer Boten Jahrg. 1792 die Karte von Frankreich No. 74.

Ohm in Italien im Kopfe steckte, vor dem er sich gewaltig fürchtete. Er kehrte ganz verdrüßlich wieder nach Hause, dachte aber: aufgeschoben ist nicht aufgehoben. So bald nur der mächtige Dietrich in Italien das Zeitliche gesegnet hatte, kam er in Verbindung mit seinem jüngsten Bruder Chlotar oder Lothar mit einem großen Heere daher gezogen, um sich an dem treulosen Hermanfried zu rächen. Die Franken waren an sich kriegerisch genug. Dietrich suchte ihnen dadurch noch mehr Muth einzuflößen, daß er sie an die schrecklichen Grausamkeiten recht lebhaft erinnerte, welche die Thüringer ehemals im Fränkischen Gebiete unter ihren Vorfahren verübt hatten. Die Thüringer sahen das fürchterliche Ungewitter, das sie zu vernichten drohte, sich aufthürmen, und rüsteten sich also auch kräftig genug zur Vertheidigung. Sie machten an den Gränzen ihres Landes tiefe Gruben, die sie wieder so schön mit großen Rasenstücken zudeckten, daß man zwischen diesen Plätzen und dem übrigen Boden keinen Unterschied bemerken konnte. Als nun die Franken in das Thüringische Gebiet eindrangen, stürzten sie in großen Haufen in jene Gruben und ihr Heer wurde dadurch in große Unordnung gebracht. Bald aber erholten sie sich wieder von derselben, wurden jetzt vorsichtiger, umgin-

gingen die Gruben und marschirten dann mit der größten Erbitterung und Wuth auf die Thüringer los. Diese geriethen über ihre verfehlte List in große Bestürzung, und flohen nach einem für sie unglücklichen Gefecht mit ihrem König Hermanfried bis in die Gegend der Unstrut, einem Flusse im heutigen Thüringen. Hier sammelten sie sich wieder, und nun kam es zwischen beyden Heeren zu einer schrecklichen 3 Tage hinter einander dauernden Schlacht, worinn die Franken siegten und unter den Thüringern eine gräuliche Niederlage anrichteten. Der Ort, wo dieß geschah, soll eine nicht weit von der Unstrut gelegene Gegend gewesen seyn, welche jetzt den Namen Ronneberg *) führt, und im heutigen Thüringen Kursächsischen Antheils im Amte Freyburg liegt. Hermanfried zog sich mit einem Haufen seiner Thüringer in seine Burg oder Vestung Scheidingen an der Unstrut.

*) Diese Gegend liegt nicht weit von dem Dorfe und Schlosse Bitzenburg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Candidat Steinbeck zu Gera, der Verfasser des aufrichtigen Kalendermanns, der aufrichtigen deutschen Volkszeitung und anderer nützlichen Schriften mehr, kündigt folgendes Buch an: Chronologischer Handkalender für die Vorzeit und Zukunft, dem ganzen deutschen Publicum, vorzüglich aber den Gerichtshöfen, Archivarien, Geschichtsforschern und Handlungscomtoiren brauchbar. Es soll auf Schreibepapier, mit lateinischen Buchstaben in Folio abgedruckt, 20 — 22 Bogen stark werden, und in der Michaelsmesse herausgekommen. Dann wird es 18 Gr. Sächs. oder 1 Gulden 21 Kr. rheinl. kosten. Wer es aber wohlfeiler haben will, kann darauf mit 12 Gr. Sächs. oder 54 Kr. Rheinl. pränumeriren, und das Geld postfrey einschicken an Herrn Gottlieb Heinrich Illgen in Gera. Wer auf 6 Exemplare pränumerirt erhält das siebente frey.

Herr Dr. Strüve zu Görlitz hat wieder eine Noth- und Hülfstafel, vom tollen Hundsbiß, von Giften, vom Verschlucken, vom Ersticken drucken lassen, in welcher die Mittel angegeben werden, welche man anzuwenden hat, um Personen, die von einem dieser Unglücksfälle betroffen wurden, zu retten. Es ist darauf auch ein toller Hund abgebildet.

Billig sollte in jedem Wirthshause eine solche Tafel angeschlagen werden.

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und dreyßigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Ungeachtet der großen Niederlage, welche die Thüringer schon erlitten hatten, mußte ihre Macht zum Widerstande doch noch groß genug seyn; denn König Dietrich, der doch gern das Thüringische Land gehabt hätte, getrauete sich nicht die Sache allein auszumachen. Er rief vielmehr die Sachsen, welche, wie er weiß, nach Mitternacht hin, Nachbaren der Thüringer waren, zu Hülfe und erbot sich, denselben ein Stück von Thüringen abzutreten, wenn sie es ihm erobern hälfen. Dieser Vorschlag war den kriegerischen, stets zum Kampfe bereiten Sachsen ganz recht. Neun tausend von ihnen eilten den Franken zu Hülfe. Es waren große, kühne Leute, deren langes Haar bis an die Lenden reichte. Ihre Kleidung war ein kurzer Mantel, und ihre Waffen

große Lanzen und große an der Seite herabhängende Streitmesser, die sie Sahs nannten, von welchem Worte der Name Sachsen seinen Ursprung haben soll. Selbst viele Franken, als sie die neun tausend starken und tapfern Sachsen sahen, waren bange, daß dieses Volk ihnen einst in Thüringen ein gefährlicher Nachbar seyn werde. Kaum waren die Sachsen an der Unstrut angekommen: so beschlossen sie die Vestung Scheidingen anzugreiffen. Hermanfried wehrte sich mit seinen Thüringern zwar tapfer genug gegen sie, und that ihnen bey einem Ausfalle beträchtlichen Schaden; aber er sah doch ein, daß er sich in die Länge nicht würde halten können. Er schickte daher einen seiner vertrautesten Leute mit allen seinen Schätzen zu dem Könige Dietrich, und versprach, sich demselben zu ergeben, wenn er ihm das Leben ließe. Es wurde also zwischen beyden an einem heimlichen Vergleiche gearbeitet, wovon die Sachsen nichts erfahren sollten. Doch durch einen besondern Zufall wurde diesen das ganze Geheimniß verrathen. Die Sache wird so erzählt. Die Feindseeligkeiten hatten während jener Unterhandlung aufgehört. Einem Thüringer wurde also die Zeit zu lang, und er kam auf den Gedanken, sie sich ein wenig durch die Jagd zu vertreiben. Er ließ daher seinen zur Jagd abgerichteten

teten Falken auf Raub ausfliegen. Dieser wurde am andern Ufer der Unstrut von einem Sachsen weggefangen. Der Thüringer bat vergeblich, ihm denselben wieder zu geben. Nun mochte der Vogel ein guter Stößer seyn, und der Thüringer hatte ihn also lieb. Da nun kein Bitten und kein Versprechen helfen wollte, und er ihn doch gern wieder zurück gehabt hätte: so ging seine närrische Liebe für den Falken so weit, daß er dem Sachsen für die Rückgabe desselben versprach, ein wichtiges Geheimniß zu entdecken. Dieses Geheimniß war nun kein anderes, als der heimliche Vergleich, der zwischen Dietrichen und Hermanfrieden im Werke war. Der nicht wenig darüber erstaunte Sachse verkündigte den Augenblick alles seinen Landsleuten. Diese waren wie versteinert, als sie von einem solchen Vergleiche hörten und geriethen anfänglich in solche Bestürzung, daß sie gar nicht wußten, was nun wohl weiter zu thun sey. Da trat aber ein ehrwürdiger, und wegen seines Alters eben so sehr, als wegen seiner Tapferkeit von allen Sachsen geschätzter Greis, Namens Hathagast unter ihnen auf, suchte sie zu beruhigen und ihnen wieder Muth einzuflößen. Das einzige, sagte er, was wir jetzt thun können, ist, noch einmal einen Sturm auf die Vestung zu wagen. Er selbst war bereit, sich dabey an ihre

 Spitze

Spitze zu stellen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beyfall bey den Sachsen und wurde bey der Stille der Mitternacht ausgeführt. Sie erstiegen auch die Vestung wirklich und zwar ohne allen Widerstand; denn die Thüringer lagen alle im tiefsten Schlafe, als die Sachsen anrückten, weil ihnen die Verrätherey ihres treulosen Landsmannes ganz unbekannt war. Mit schrecklichem Geschrey fielen nun die Sachsen über die schlaftrunkenen Thüringer her und schlugen grimmig auf sie los. An Gegenwehr war in der allgemeinen Verwirrung, in welche die Thüringer bey diesem Ueberfall gerathen mußten, nicht viel zu denken; es wurde also ein gräuliches Blutbad unter den armen Thüringern angerichtet. Hermanfried hatte schon vor diesem Ueberfalle mit Amelbergen, seinen Kindern und einigen treuen Dienern die Burg verlassen und entkam also für diesesmal noch dem Tode. Aber er bekam doch endlich noch den Lohn für sein häßliches, abscheuliches Betragen gegen seine Brüder, wie er hernach hören soll. Der Tag der Eroberung der Vestung Scheidingen, welche, wie man sagt, am 1sten October des Jahres 528 geschah, war zugleich der Tag des Unterganges des Thüringischen Reiches und der Unabhängigkeit der Thüringer.

Ob alles das buchstäblich wahr ist, was ich ihm, Herr Gevatter! von dem Kriege der Thüringer und Franken erzählt habe, weis ich freylich nicht. Es wird nun einmal so erzählt, und es liegt viel lehrreiches in der Erzählung, das ich indessen seinem eigenen Nachdenken aufzusuchen überlassen will. So viel ist gewiß, daß das Thüringische Königreich um diese Zeit ein Ende nahm, und daß die Franken und Sachsen sich nun in das Land der Thüringer theilten. Die Sachsen bekamen den nördlichen Theil desselben, d. i. alles das, was die Thüringer vorher von der Unstrut und dem Anfange des Harzgebürges an bis in das heutige Braunschweigische besessen hatten. Der südliche Theil des alten Thüringischen Königreichs aber kam unter die Herrschaft der Franken, und hierzu gehörte auch das heutige Thüringen, das allein noch von allen übrigen Besitzungen der alten Thüringer in unserm Vaterlande, den Namen behalten hat. Die Burg oder Vestung Scheidingen blieb in den Händen der Sachsen. Man glaubt, daß dieselbe erst seit jener Theilung des alten Thüringens unter Franken und Sachsen, den Namen erhalten habe, weil sich dort das Gebiet beyder Völker von einander schied. In dem schon obengenannten heutigen Amt Freyburg liegt an der Unstrut ein Dorf, Namens Burgscheidun-

 gen,

gen, da soll ehemals die Thüringische Vestung Scheidingen gelegen haben.

Nun noch etwas vom König Hermanfried. Diesen lockte in der Folge der Ostfränkische König Dietrich unter allerley Freundschaftsversicherungen nach Zülpich*). Hier gingen beyde eines Tages mit einander auf der Stadtmauer oder auf irgend einer andern Mauer spazieren, und wie sie so im besten Reden mit einander waren, plumps! da lag Hermanfried unten und hatte den Hals gebrochen. Vielleicht denkt er etwa, Herr Gevatter! der arme Mann hätte so einen kleinen Fehltritt gethan, und wäre auf diese Weise von der Mauer heruntergepurzelt. Aber nein, das Ding war ganz anders. Der saubere Herr Amtsbruder, König Dietrich, hatte einen von seinen Leuten heimlich angestiftet, dem Hermanfried unversehens von hinten einen rechten derben Stoß zu versetzen und ihn so in die andere Welt zu schicken. Den Kindern, welche Hermanfried mit sich gebracht, ging es nicht viel besser; denn diese wurden erdrosselt. Frau Amelberg aber hatte schon einige Zeit mit einigen andern ihrer Kinder zu ihrem Bruder nach Italien ihre Zuflucht genommen, der dort im Ostgothischen Reiche, das ehemals ihr Ohm regiert hatte, König geworden war. Indessen

*) Siehe auf der Seite 223 die Anmerkung.

dessen hätte ich doch nicht an ihrem Platze seyn mögen. Was hilft denn alles äußere Glück, wenn es in uns nicht recht richtig ist, wenn das Gewissen uns mitten unter den größten Vergnügungen, bey der besten Mahlzeit, bey der größten äußern Ehre, die uns andere erzeigen, keine Ruhe läßt? Und mußte denn das bey der Königin Amelberg nicht wirklich der Fall seyn? Sie war ja eigentlich durch ihren Stolz und Herrschsucht die erste Ursache des Unglücks ihrer Familie, ja die Ursache des Unterganges des Thüringischen Reiches und des Todes vieler tausend Menschen geworden.

Die Franken suchten ihre Herrschaft noch immer weiter auszubreiten, sowohl die im heutigen Frankreich, als die in Deutschland, und nach dem Ende des sechsten Jahrhunderts hatten sie sowohl von Frankreich, als von Deutschland aus dieselbe schon bis in die heutige Schweitz erweitert. In diesem Lande waren die alten Einwohner seit der Völkerwanderung von zwey deutschen Völkern unterdrückt worden, nämlich von den Burgundern und Allemanniern, die sich dort festgesetzt hatten. Beyde waren jetzt ganz unter die Franken gekommen und also auch die Schweitz. Der Theil dieses Landes, welcher an Deutschland gränzt, gehörte zum Ostfränkischen Reiche; in spätern Zeiten wurde aber die ganze Schweitz mit dem deut-

schen Reiche verbunden, und ist auch viele Jahrhunderte mit demselben vereinigt geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und dreyßigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Da auf diese Weise sich die Fränkische Herrschaft immer weiter ausgebreitet hatte: so hatten auch die Bayern dieselbe nach und nach erkennen müssen. Anfänglich gaben sich diese nur, wie es heißt in den Schutz der mächtigern Franken, um gegen ihre Nachbarn, die Longobarden, auch ein Deutsches Volk, das im sechsten Jahrhunderte in Italien ein mächtiges Reich gestiftet und sein Gebiet bis an die Bayern verbreitet hatte, gesichert zu seyn. Die Bayern behielten aber ihre eigenen Herzoge, von denen der erste bekannte Garibald hieß. Sie konnten unter sich Einrichtungen machen, welche sie wollten, wenn sie nur dadurch den Franken nicht zu nahe traten. Aber diese Herren hatten die Gewohnheit, diejenigen, welche einmal von ihnen nur ein kleines Bischen abhängig

waren, immer enger einzuschränken. So machten sie es denn auch mit den Bayern. Daher wurden diese manchmal gewaltig rappelköpfisch und schlugen um sich herum; und da gab es denn zuweilen allerley blutige Auftritte unter den Bayern und Franken. Jetzt waren von denen ihm genannten Deutschen Bewohnern unsers Vaterlandes nur noch zwey Völker übrig, welche sich noch so ziemlich in Unabhängigkeit von den Franken erhalten hatten, nämlich die Friesen und die Sachsen. Aber ganz unabhängig blieben auch sie nicht, nachdem die Franken nun einmal so mächtig geworden waren. Wenigstens ein Theil der Friesen mußte sich ihnen unterwerfen und ein Anführer derselben, Herzog Ratbod mußte ihnen eine jährliche Abgabe bezahlen. Eben so wurde auch ein Theil der Sachsen genöthigt eine Zeitlang einen jährlichen Tribut von 500 Kühen für die Tafel der Fränkischen Könige zu liefern und zu einer andern Zeit 300 Pferde geben. Indessen machten diese beyden Völker besonders die Sachsen den Franken noch gar lange zu schaffen, ehe sie gänzlich von ihnen besiegt wurden, wie ich ihm davon künftig noch mehr erzählen werde.

Auch die übrigen Deutschen Völker ertrugen die Fränkische Oberherrschaft nichts weniger als geduldig; sondern empörten sich, so oft es sich nur

thun

thun ließ gegen ihre sich ihnen aufgedrungene Oberherren. Gelegenheiten dazu waren aber gar nicht rar. Denn manchmal war eine Wirthschaft unter den Ost- und Westfränkischen Königen selbst, daß einem angst und bange dabey wird, wenn man so in den alten Büchern davon liest. Da suchte einer hier, der andere dort den andern eins zu versetzen, da wurden fast unaufhörlich Kriege unter den Nachkommen des Königs Chlodewigs geführt, da suchte ein Bruder den andern, ein Vetter den andern, von seinem Lande zu vertreiben und sich die höchste Gewalt über die Franken zu verschaffen; da wurden die schrecklichsten Grausamkeiten unter den Verwandten der königlichen Familie aus Herrschsucht verübt und gewaltig viel Menschenblut aus Ehrgeitz und Rachsucht vergossen. Dergleichen Unruhen und Kriege, welche die Nachkommen des Königs Chlodewigs unter sich selbst aus Ehrgeitz, Herrschsucht und Rachbegierde so häufig veranlaßten, benutzten denn zuweilen die übrigen ihnen unterworfenen Deutschen Völker und empörten sich gegen die Franken. Freylich half es ihnen immer nicht viel, denn am Ende mußten sie doch wieder die Fränkische Oberherrschaft anerkennen. Wie sehr aber unser Vaterland durch die vielen Kriege zwischen den Franken und den andern Deutschen Völkern, und wieder

 durch

durch die unaufhörlichen blutigen Streitigkeiten unter den Nachkommen des Chlodewigs litt, wie viel tausend Menschen dadurch getödet und wie viele Verwüstungen dadurch überall angerichtet worden sind, das kann er sich leicht vorstellen. Das war aber des Elends noch nicht genug. Viele Gegenden unsers Vaterlandes litten auch gewaltig damals durch die verwüstenden Einfälle zweyer Völker, die nicht Deutsche waren. Das eine Volk wird er schon errathen, das waren die ihm schon bekannten Slaven. Das andere waren die Avaren.

Die Avaren waren Landsleute der Herren Hunnen und mit ihnen so ziemlich von einerley Denkungsart, d. i. auf gut Deutsch: sie hielten viel aufs Rauben, Plündern und Verwüsten. Diese saubern Herren hatten sich aus ihrem Vaterlande, dem nördlichen Asien, nach Europa gezogen und waren immer weiter in demselben vorgerückt, so daß sie im sechsten Jahrhunderte ganz in der Nachbarschaft Deutschlands, in Ungarn, wohnten. Von da aus fielen sie nun verschiedenemal in Deutschland ein, und drangen durch das heutige Mähren und Böhmen mehr als einmal sogar bis in den Theil von Thüringen, der unter Fränkischer Herrschaft stand. Wohin diese Bursche kamen: da ging es an ein Rauben und Plündern,

dern, Sengen und Brennen, daß es zu erbarmen war; und es kostete den Ostfränkischen Königen immer gar viele Mühe, sie wieder aus Deutschland heraus zu bringen.

Nicht weniger machten die Slaven oder die Wenden den Deutschen zu schaffen. Diese waren nun schon in alle die Länder unsers Vaterlandes eingerückt, welche ich ihm als ihre Wohnplätze in demselben schon einmal genannt habe. Aus manchen dieser Gegenden, wo sie sich niedergelassen hatten, beunruhigten sie mehrmals durch verwüstende Einfälle ihre Deutschen Nachbarn. Besonders waren die Thüringischen Länder denselben sehr ausgesetzt, worin die Sorbenwenden zuweilen gar übel hauseten. Deßwegen setzte auch ein Ostfränkischer König, Namens Dagobert einen Herzog über Thüringen, welcher die Gränzen desselben gegen die Einfälle der Sorben vertheidigen sollte. Der erste dieser Thüringischen Herzoge, dessen Name bekannt ist, hieß Radulph oder Rudolph. Dieser schlug auch die Wenden mehr als einmal zurück. Durch dergleichen Siege aber wurde er endlich so angesehen und mächtig in Thüringen, daß er es Anno 640 wagte, den Fränkischen Königen den Gehorsam aufzukündigen. Dieß nahmen nun natürlich die Franken gar übel und schickten eine Armee gegen ihn, die

ihn wieder zum Gehorsam bringen sollte. Der damalige Ostfränkische König hieß Siegbert, d. i. so viel als zum Siege gebohren. Aber dieser Herr war erst 10 Jahr alt, und konnte daher eben noch keine großen Thaten thun. Indessen befand er sich doch bey der Fränkischen Armee, welche gegen den Thüringischen Herzog Radulph auszog. Einige Fränkische Große mußten aber bey seiner Armee das Beste thun. Unter ihrer Anführung rückte diese durch das heutige Fuldaische, wo damals ein großer Buchenwald war, in das Thüringische Gebiet ein. Als Herzog Radulph davon Nachricht erhielt, warf er sich mit einer Menge seiner Anhänger in eine an der Unstrut auf einer Anhöhe gelegenen Vestung, und versah sich mit einem großen Vorrathe an Lebensmitteln. Die Franken rückten vor und machten Anstalt zur Bestürmung der Vestung. Aber nur ein Theil der Armee wurde dazu bestimmt; der übrige Theil sollte zur Beschützung des jungen Königs zurückbleiben. Dieß erfuhr d[illegible] Herzog Radulph und that aus seiner Vestung einen äußerst heftigen Ausfall, der den Franken ganz unerwartet kam. Die Thüringer richteten eine große Niederlage unter ihren Feinden an, und diese wurden dadurch alles Muthes beraubt, den Krieg weiter fortzusetzen. Radulph regierte seit dieser Zeit, so lange er

noch

noch lebte, als ein unabhängiger Fürst und suchte seine Macht durch Bündnisse mit seinen Nachbarn, den Sachsen und Wenden, zu bevestigen. Auch seine Nachfolger behaupteten noch eine Zeitlang ihre Unabhängigkeit, gingen aber in der Folge, mit den Grafen, (welche die Fränkischen Könige seit der Zerstörung des Thüringischen Königreichs als Polizeybeamte und Richter über die Bezirke, in welche Thüringen eingetheilt war, gesetzt hatten) so hart um, daß das Volk einen Aufstand erregte und die Herzoge von Thüringen ganz wieder aufhörten, die Grafen aber statt derselben die Regierungsangelegenheiten im Namen der Ostfränkischen Könige allein besorgten.

Die Nachkommen des Chlodewigs, als des Stifters der Fränkischen Herrschaft so wohl in Deutschland, als in Frankreich, verlohren gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts fast allen Einfluß in die Regierung des Fränkischen Reichs, ja endlich sogar die ganze königliche Würde. Der Ursachen hiervon gab es mancherley; aber ich halte es für überflüßig mich dabey aufzuhalten. Wenn er indessen sich daran erinnert, was ich ihm nur oben ganz kurz von den Nachkommen Chlodewigs gesagt habe: so wird ihm schon manches von diesen Ursachen beyfallen. Kurz, mehrere der letzten Könige, welche von Chlodewigs Nachkom-

menschaft zur königlichen Würde gelangt waren, hatten fast gar nichts mehr in der Regierung zu sagen. Sie führten nur den Namen: Könige, ohne es wirklich zu seyn. Denn die Regierung war eigentlich in den Händen eines Ministers, wie wir heut zu Tage sprechen würden. Dieser Minister hatte den Titel: Oberhofmeister. Ein solcher Oberhofmeister war um das Jahr 680 ein gewisser Pipin von Herstal*), ein eben so tapferer als kluger Mann. Er brachte es durch sein Ansehen, das er sich theils durch glückliche Kriege theils überhaupt wegen seiner guten Regierung im Fränkischen Reiche erwarb, dahin, daß die Würde bey seiner Familie, die grose Güter besas, erblich wurde.

*) Herstal oder Heristal heißt noch heut zu Tage ein Schloß und Flecken an der Maas im heutigen Lüttichischen in Westphalen. Weil Pipin dieses Schloß besaß und sich dort oft aufhielt, hieß er Pipin von Herstal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Drey und dreyßigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Die Macht und das Ansehen eines Oberhofmeisters wurde noch mehr durch Pipins Sohn und Nachfolger in dieser Würde, welcher Karl Martell hieß, vermehrt. Dieser war seinem Vater eben so sehr an Tapferkeit, als an Klugheit ähnlich, und deßhalb bewilligten die Franken sowohl in Frankreich als in Deutschland ihm im Jahre 717 den Namen eines Fürsten und Herzogs aller Franken, wie sie auch diesen Titel schon seinem Vater bewilligt hatten. Als solcher beherrschte er das ganze Fränkische Reich und die Fränkischen Könige, welche noch unter ihm lebten, mußten sich immer mehr mit dem bloßen Namen begnügen. Er war es, der die Oberherrschaft der Franken über die übrigen Deutschen Völker in unserm Vaterlande mehr bevestigte durch Siege, wel-

che er über die Bayern, Schwaben, Thüringer, Friesen und Sachsen erfocht, da diese Völker aufs neue Versuche gemacht hatten, sich der Fränkischen Herrschaft zu entziehen. Die Sachsen waren von den Thüringern, als die Herzoge der letztern die Grafen, wie ich ihm schon gesagt habe, so drückten, zu Hülfe gerufen worden, und seit dieser Zeit hatten die Sachsen sich große Gewalt in Thüringen zu verschaffen gewußt. Das wollte nun Karl Martell nicht leiden und jagte sie aus dem Fränkischen Thüringen heraus, besiegte sie aber auch in ihrem eigenen Lande und zwang sie, so wie auch die Friesen aufs neue zu einem jährlichen Tribute. In dem Lande der Friesen zerstörte er auch die heydnischen Tempel und wollte die Einwohner dadurch mit Gewalt zur Annahme des Christenthums bringen. Das war nun, seine sonstige Klugheit in Ehren, nicht recht; weil kein Mensch ein Recht hat, jemanden mit Gewalt andere Meynungen aufzudringen. Doch aber muß man Karl Martelln das Lob geben, daß er eifrig bemüht war, das Christenthum unter den heydnischen Völkern unsers Vaterlandes auch durch bessere Mittel auszubreiten und daher die Leute, welche die Anhänger der Lehre Jesu in Deutschland zu vermehren suchten, in ihren Bemühungen sehr unterstützte. Nächstens soll er hiervon nochmehr hören.

Zu

Zu der Zeit, als Karl Martell so angesehen und mächtig im Fränkischen Reiche war, bekam dasselbe, so wie das ganze christliche Europa einen schrecklichen Feind, der dem Christenthume sowohl, wie allen von den Deutschen in dem ehemaligen Abendländischen Römischen Reiche gestifteten Staaten das Garaus zu machen drohte. Es waren dieß die Araber, unter denen ein gewisser Muhamed eine neue Religion eingeführt hatte, welche noch bis auf den heutigen Tag in der Europäischen Türkey und in mehrern Ländern Asiens und Afrika's fortdauert. Weil sie im ganzen Türkischen Reiche allgemein verbreitet ist: so pflegen manche Leute sie auch wohl die Türkische Religion zu nennen; aber das ist eben so falsch, als wenn man die christliche Religion die Deutsche oder Französische nennen wollte, weil sie heut zu Tage von den Deutschen und Franzosen allgemein angenommen ist. Man muß jene eigentlich von ihrem Stifter Muhamed die Muhamedanische nennen, so wie man die christliche nach ihrem Stifter Christus die christliche nennt.

W. Will er mir Herr Gevatter! bey dieser Gelegenheit wohl etwas weniges von der Muhamedanischen Religion, von ihrem Ursprunge, ihrer Verbreitung und dergleichen erzählen.

B. Das könnte ich ja wohl thun, ob es gleich

eigentlich nicht zur Geschichte unsers Vaterlandes gehört. Indessen liegt es doch auch nicht ganz außer unserm Wege, da ein Theil unserer Vorfahren wirklich zu Karl Martells Zeit mit Muhamedanern zu thun bekam, und einige Jahrhunderte später unsere Urväter noch viel mehr mit ihnen zu schaffen kriegten. Wenn ich in meiner Erzählung auf das letztere komme, da will ich mich auf das, was ich ihm jetzt von Muhameds Religion und den Arabern erzählen werde, berufen. Merke er sich es also jetzt fein, damit ers nachher weiß.

Das Land Arabien kennt er ja wohl aus der Bibel. Es liegt in Asien und gränzt an das Land Canaan, oder das gelobte Land. Es lag in demselben die Wüste, durch welche die Juden 40 Jahr wandern mußten, ehe sie von Aegypten aus nach dem gelobten Lande kommen konnten; auch liegt darin der Berg, worauf Moses im Namen Gottes den Juden ihre Gesetze gab. In diesem Lande, Arabien, lebte um das Jahr 600 nach Christi Geburt ein Mann, der hieß Muhamed oder Mahomet. Er stammte aus einem Arabischen Fürstenstamme her. Sein Vater hinterließ ihm indessen doch nicht mehr als etwa 5 Kamele und einen Sklaven. Für einen Fürstensohn war das freylich nicht viel. Aber Muhamed hatte mehr, als

als aller Reichthum und hohe Geburt zusammen nicht werth sind; er hatte viel Verstand und übte ihn auch fleißig durch Nachdenken. Mit Verstand aber kann man, wie er weiß, erstaunlich viel, mehr als mit bloßem Gelde ausrichten. Dieß zeigte sich sehr deutlich beym Muhamed. Als Jüngling legte er sich auf die Kaufmannschaft und lernte seine Sachen so gut, daß er nachher zu einer reichen Kaufmannswittwe in Dienste kam, welche mit seinem guten und thätigen Betragen so sehr zufrieden war, daß sie ihn sogar heyrathete. Nun war er ein reicher Mann. Das hatte er seinem Verstande und seiner guten Aufführung zu danken. Mancher andere hätte jetzt an seiner Stelle sich gute Tage gemacht und in träger Ruhe sich Essen und Trinken gut schmecken lassen. Nicht so Muhamed. Dieser fing jetzt erst an recht thätig zu werden. Als Handelsmann hatte er mancherley Reisen gemacht und auf denselben Menschen von allerley Denkungsart und Religionen kennen gelernt, Christen und Juden und Heyden, zu denen letztern der größte Theil seiner Landsleute gehörte. Diese hätte er nun gar zu gerne in der Religion klüger machen mögen, und faßte daher den kühnen Entschluß, eine ganz neue Religion in seinem Vaterlande einzuführen. Er fing also an unter den Arabern zu lehren: Es ist nur ein

einziger Gott und ich, Muhamed, bin sein Prophet, der von Gott bestimmt ist, euch bessere Begriffe von ihm beyzubringen und den Götzendienst unter euch abzuschaffen. Dabey leugnete er auch nicht, daß Moses und andere Propheten der Juden, so wie auch der Stifter der christlichen Religion Jesus, ebenfalls von Gott gesandte Propheten wären. Von sich indessen behauptete er, er sey unter allen der größte Prophet. Er fand auch gleich anfänglich einige Leute, welche ihm glaubten, und seine Lehren annahmen. Je mehr sich aber die Zahl seiner Anhänger vermehrte, desto böser wurden die auf ihn, welche ihm nicht glaubten, und so war er vielen Verfolgungen ausgesetzt. Da sich indessen die Zahl seiner Anhänger immerfort vermehrte: so vertrieb er endlich Gewalt mit Gewalt, und wurde neben dem Religionsstifter zugleich ein weltlicher Eroberer. Wie ganz anders handelte er hierinne als unser Heyland, der nicht nur feyerlich erklärte, sein Reich sey nicht von dieser Welt; sondern auch durch sein ganzes Betragen dieß bewieß. Wer war denn nun wohl ein größerer Prophet, Muhamed oder Christus? Kein Nachdenkender wird wohl, schon um dieses einzigen Punctes willen, daran zweifeln, daß es der letztere war. Muhamed brachte, nachdem er einmal angefangen hatte, Gewalt gegen seine Feinde

de zu brauchen, binnen zehn Jahren ganz Arabien unter seine geistliche und weltliche Herrschaft, und seine Nachfolger in seinem Reiche, welches man gewöhnlich das Chalifat zu nennen pflegt, verbreiteten binnen hundert Jahren Muhameds Religion und die Herrschaft der Araber durch einen grosen Theil von Asien und Afrika, ja selbst bis nach Europa wo schon im Jahre 714 Portugall und Spanien unter der Gewalt der Araber, und Muhameds Religion dort eingeführt war. Es ist wahr, die Religion, welche Muhamed stiftete, ist in Vergleichung mit dem Christenthume sehr unvollkommen; es ist auch wahr, daß Muhamed mit unter sehr schlechte Mittel brauchte, sie auszubreiten. Aber demungeachtet ist er doch für einen grosen Theil des menschlichen Geschlechts ein groser Wohlthäter geworden, indem durch seine Religion die Lehre von einem einzigen Gotte, als dem Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erde unter vielen Millionen Heyden verbreitet, und dadurch der Götzendienst unter diesen Anhängern seiner Religion abgeschaft worden ist. So viel von Muhamed und der Verbreitung seiner Religion.

Ich komme nun wieder auf Karl Martelln zurück, der Gelegenheit fand, den weitern Fortschritten der Araber in Europa damals Gränzen zu setzen. Es war eben zu Karl Martells Zeit, als

die Araber mit ihrer neuen Religion in Spanien angekommen waren, dieses Land erobert und Muhameds Lehre dort verbreitet hatten. Wie er aus der Karte von Europa wissen wird, gränzt Spanien aber an Frankreich. Da kamen denn die Araber auch auf den Gedanken in Frankreich einzudringen und dort Muhameds Religion einzuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Vier und dreyßigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Die Araber waren schon tief in Frankreich vorgedrungen, und hatten schon die grose Französische See- und Handelsstadt Bourdeaux (Burdo*) weggenommen, während Karl Martell in andern Gegenden zu kämpfen gehabt hatte. Da kam an ihn die Nachricht von jenem Vordringen der Araber. Schleunig eilte er mit einem Heere Franken, worunter sich auch sehr viele Ostfranken d. i. solche, welche in Deutschland wohnten, befanden, den bedrängten Gegenden zu Hülfe, und stieß auf die Araber, als diese schon bis Poitiers gekommen und auch dieses weggenommen hatten. Nun gab es zwischen den Franken und Ara-

*) Siehe im Thüringer Boten Jahrg. 1792 die Karte von Frankreich No. 33.

Arabern einen blutigen Kampf. Sechs Tage hinter einander wurde zwischen den Städten Tours und Poitiers*) gefochten, wobey sich die Deutschen Franken besonders auszeichneten. Erst der siebente Tag war entscheidend. An demselben (es war im Jahr 732) erlitten die Araber eine gänzliche Niederlage und die übrig gebliebenen mußten sich zurückziehen. Karl Martell wurde, wegen dieses Sieges über die Araber, damals nicht nur als der Retter des Fränkischen Reichs, sondern als der Retter der ganzen Christenheit verehrt. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die Araber, hätten sie einmal erst Frankreich inne gehabt, auch in Europa noch weiter vorgedrungen seyn würden, und unser Deutschland wäre vielleicht, als ein Theil des Fränkischen Reichs, eines der ersten Länder gewesen, über das sie sich hergemacht hätten. Dann aber wären wir heutigen Bewohner unsers Vaterlandes wahrscheinlich nicht Christen, sondern Muhamedaner. Ich habe einen sehr wichtigen Grund das zu glauben, Herr Gevatter! und weiß er wohl welchen?

W. Der wird, denke ich, nicht schwer zu finden seyn. Hätten die Araber ihre Herrschaft bis nach Deutschland verbreitet; so würden sie auch unsere

*) Siehe die Karte von Frankreich No. 43 und 71.

unsere Vorfahren zu Muhamedanern zu machen gesucht haben. Das würde ihnen aber wohl gelungen seyn. Denn er sagte ja oben, daß überall, wo die Araber Eroberungen gemacht hätten, auch die Muhamedanische Religion verbreitet und angenommen worden wäre. Hätten aber unsere Ururgroßväter sie nach und nach angenommen: so wären unsere Grosväter und Väter auch Muhamedaner geworden, und wir würden es denn natürlicherweise auch seyn. Wir sehen ja das heut zu Tage ganz deutlich. Wo die Väter und Mütter bey uns catholisch oder lutherisch, reformirt oder jüdisch sind, da sind es ihre Kinder auch; und nur selten geschieht der Fall, daß jemand seine vom Vater und Mutter gleichsam angeerbte Religion verläßt.

B. Ganz recht, ganz recht. Daraus kann man denn aber auch sehen, daß es nicht unser eigenes Verdienst ist, wenn wir Christen sind; sondern daß wir es sind, ist ganz des lieben Gottes gütige Schickung, die wir zwar mit Dank erkennen müssen, aber ja nicht diejenigen verachten, oder das Verdammungsurtheil über die aussprechen dürfen, welche, weil es die Vorsehung so wollte, noch nicht mit den vortrefflichen Grundsätzen des Christenthums bekannt gemacht worden sind. Wäre es nicht unverständig, wenn man den Sohn

verachten oder für einen schlechten Menschen erklären wollte, der ohne seine Schuld von seinem Vater ein weniger fruchtbares Stück Land, als seine Brüder geerbt hätte? Vielmehr wollen wir nicht nur die Christen, sondern auch die Muhamedaner, die Juden und die Heyden, als Kinder unsers himmlischen Vaters und als unsere Brüder, lieben, und glauben, daß der liebe Gott nicht mehr von ihnen verlangen wird, als sie nach den Einsichten, welche sie durch seine eigene Schickung erhielten, leisten konnten.

Ich komme nun in meiner Erzählung auf die wichtige Begebenheit der Ausbreitung des Christenthums unter unsern Vorfahren, welche so ziemlich in eben den Zeitpunct fällt, worinne unser Vaterland leicht in die Gefahr hätte kommen können, von den Arabern unterjocht, und unsere Vorfahren statt Christen Muhamedaner zu werden. Es wird ihm, denke ich, angenehm und nützlich seyn, zu erfahren, wie aus unsern Heydnischen Vorfahren Christen wurden, und ich will ihm daher dieß etwas weitläuftiger erzählen.

Ich habe ihm, Herr Gevatter! sonst schon gesagt, daß zur Zeit, als die Römer noch in den heutigen Deutschen Provinzen jenseits des Rheins und der Donau herrschten, durch sie das Christenthum sich in jenen Gegenden zu verbreiten angefan

gefangen hatte; daß es auch schon zu Maynz, Worms, Speyer und mehrern andern Oertern Bischöfe gab, die aber freylich, wie er weiß, damals noch nicht so viel zu bedeuten hatten, wie jetzt. Ferner wird er sich erinnern, daß durch die Völkerwanderung, oder welches einerley ist, durch die Zerstörung des Abendländischen Römischen Reiches das Christenthum in Deutschland jenseits des Rheins und der Donau wieder zu Grunde ging, und die heydnische Religion wieder die Oberhand bekam, bis der Fränkische König Chlodewig, welcher mit seinen Franken das heutige Frankreich eroberte, nicht lange nachher das Christenthum nebst vielen andern Franken annahm. Seit dieser Frankenbekehrung war das Christenthum dort wieder in Aufnahme gekommen, die in der Völkerwanderung zerstörten Bisthümer wurden durch die christlichen Fränkischen Könige wieder hergestellt. Nach und nach hatten nicht nur alle jenseits des Rheines in den Deutschen Provinzen wohnende Franken die christliche Religion angenommen, sondern auch viele diesseits jenes Flusses wohnende. Ja als die Franken sich nach und nach zu Oberherren mehrerer anderer Deutscher Völker in unserm Vaterlande machten: wurde auch unter diesen das Christenthum etwas bekannter. Dennoch aber war unter den Thürin-

 gern,

gern, Allemanniern und Bayern, lange noch immer der bey weitem größte Theil eifrige Anhänger der heydnischen Religion geblieben. Nur erst im siebenten und achten Jahrhunderte nahm die Zahl der Christen unter jenen drey genannten Völkern, doch nur allmählig, mehr zu. Dieß ging so zu. Um diese Zeit kamen viele, um die Ausbreitung der christlichen Religion sehr eifrig bemühte Männer aus entlegenen Gegenden nach Deutschland, und predigten hier unter großen Mühseligkeiten und unter mancherley Lebensgefahren den heydnischen Deutschen das Christenthum, um sie zur Annahme desselben zu bewegen. Diese Männer waren Geistliche, zum Theil Mönche meist aus England, Irland und Schottland, deren Bewohner schon früher, als die Einwohner Deutschlands, die, wie er weiß, Landsleute der Engländer waren, das Christenthum angenommen hatten.

W. Was schwatzt er mir da von Mönchen vor. Sollte es denn damals schon dergleichen Leute gegeben haben?

B. Das sollte ich meynen. Das Mönchswesen ist schon gar alt, kaum drey Jahrhunderte jünger als das Christenthum, und wie alt dieses ist, weiß er schon. Schon im dritten Jahrhunderte nach Christi Geburt hatten einige Leute das Einsiedler- und Mönchsleben aufgebracht. Aus Misverständniß

ständniß mancher Biblischen Stellen hatten nämlich, nicht gar lange nach der Entstehung der christlichen Religion, sich einige Christen freywillig mancherley erlaubter Bequemlichkeiten, Geschäfte und Aemter, ja auch des Ehestandes enthalten, indem sie der Meynung waren, sie könnten durch dergleichen freywillige Aufopferungen einen desto höhern Grad der Tugend und Gott wohlgefälliger Frömmigkeit erhalten. Doch blieben sie noch unter den übrigen Menschen wohnen. Nach und nach fanden sich indessen, etwa um das Jahr 250 nach Christi Geburt und zwar in Aegypten, andere Christen, welche noch strenger gegen sich handeln wollten. Diese trennten sich ganz von aller menschlichen Gesellschaft, begaben sich in einsame, unbewohnte Gegenden, hielten sich in Hölen der Berge oder selbstgebaueten Hütten auf, gingen sehr elend gekleidet, nahmen nur wenige und ganz schlechte Nahrungsmit.el zu sich, und brachten ihre meiste Zeit mit Beten zu. Diese Leute nannte man Einsiedler oder Eremiten, dergleichen man wohl noch hier und da findet. Aus diesen entstanden nun die Mönche und das Mönchsleben. Es begaben sich nämlich nach und nach mehrere solcher Leute, die nichts mehr mit der übrigen menschlichen Gesellschaft zu thun haben wollten, um, wie sie meynten, desto weniger

 der

der Verführung zur Sünde ausgesetzt zu seyn und desto frömmer leben zu können, in kleine Gesellschaften in den Wüsteneyen Aegyptens zusammen, trieben dort ihre eigene Wirthschaft für sich, baueten sich eine gemeinschaftliche Wohnung, legten Gärten in dem Bezirke an, den sie sich zu ihren Wohnsitze gewählt hatten, und baueten das um sie herum liegende wüste Land an, um daraus ihre Lebensmittel zu erhalten. Dabey fasteten sie öfters, beteten und sangen zu bestimmten Zeiten des Tages und auch bey Nacht. Der Aufenthaltsort solcher Leute wurde in lateinischer Sprache Claustrum genannt, woraus das deutsche Wort Closter entstanden ist. Als die Stifter dieser Mönchslebensart giebt man zwey Aegyptische Einsiedler, den Antonius und seinen Schüler Pachomius an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Conrad Kiefers Leben lasse ich besonders abdrucken. Es wird 17 Bogen stark, auf Ostern fertig und 12 gute Groschen kosten. Wer aber darauf pränumeriret erhält es für acht Groschen. Wer auf 6 Exemplare pränumeriret erhält das siebente frey. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt. Das Geld beliebe man zu senden: an die Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

C. G. Salzmann.

Der Bote aus Thüringen.

Fünf und dreyßigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Ich für mein Theil zweifele gar nicht, daß die Christen, welche, um nach ihrer Meynung frömmer leben zu können, sich freywillig gewisse erlaubte Dinge versagten, es wirklich recht gut zu machen meynten; auch glaube ich, daß die ersten Einsiedler und Mönche wirklich gute, ehrliche Leute waren, die es mit dem lieben Gott, und mit der Tugend und Frömmigkeit herzlich gut meynen mochten. Aber daß ihre Meynung gewiß irrig war, das bin ich auch vollkommen überzeugt. Warum ich sie für irrig halte, das gebe ich ihm selbst zu überlegen, weil man es wirklich gar leicht herausfinden kann und er, wie ich wohl weiß, eben nicht auf den Kopf gefallen ist. Vielleicht findet sich auch wohl ein andermal Gelegenheit, noch ein Paar Worte von dieser Sache mit ihm zu spre-

 chen.

chen. Uebrigens fand das Mönchsleben bald gar viele Liebhaber nicht nur in Aegypten, sondern auch in Asien und Europa in allen den Ländern, wo sich das Christenthum verbreitet hatte, so daß es schon im siebenten und achten Jahrhunderte viele tausend Mönche und Nonnen, denn auch die Frauenzimmer fingen das Ding an, in der Christenheit gab. Besonders gab es auch um diese Zeit schon eine große Menge Mönche in England, Schottland und Irland, von denen, wie gesagt, viele, so wie auch andere Geistliche aus jenen Ländern, damals in unser Vaterland kamen und hier das Christenthum auszubreiten suchten, wovon er nun mehr hören soll. Damit er sich die Sache desto deutlicher vorstellen kann, will ich ihm von jedem Volke unsers Vaterlandes es besonders erzählen, wie, und wenn die christliche Religion bey demselben Eingang gefunden hat, und welche Männer dort vorzüglich für die Verbreitung derselben thätig gewesen sind. Zuerst von dem, was in dieser Rücksicht unter den Allemanniern und Schwaben, oder in dem heutigen Schwäbischen Kreise und einem Theile der Schweitz geschah, welches letztere Land damals, wie er schon weiß, auch unter der Oberherrschaft der Fränkischen Könige stand, und von dem ein Theil zu Deutschland gerechnet wurde.

Durch

Durch die Fränkischen Könige war zwar in jenen Gegenden das noch fortdauernde Bisthum Constanz oder Costnitz am Bodensee an der Schweitzergränze sehr blühend gemacht worden; aber demungeachtet war der größte Theil der Allemannier, sowohl in der Schweitz, als im heutigen Schwaben, der heydnischen Religion noch bis ins siebente Jahrhundert hinein eifrig ergeben. Sie verehrten gleich andern Deutschen noch immer den Donnergott Thor und den Wodan, welchem letztern sie an gewissen Tagen große Humpen (Gefäße) Bier opferten. Ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte und Handlungen geschahen in gewissen, ihren Göttern geheiligten Wäldern; doch an manchen Orten auch in Tempeln, oder Kirchen, welche entweder noch von der Zeit, als die Römer dort ihre Herrschaft gehabt hatten, übrig geblieben waren, oder welche die Allemannier in jenen Zeiten von den Römern hatten bauen lernen. Unter diese Bewohner des heutigen Schwabens und eines Theils der Schweitz kamen ungefähr um das Jahr 610 zwey Irländische Geistliche, Columbanus und Gallus, nebst noch einigen andern ihrer Landsleute, um unter ihnen die christliche Religion zu predigen und auszubreiten. Sie zogen von einem Orte zum andern und verkündigten die neue Lehre. Anfänglich schien es eben nicht, als

ob die heydnischen Deutschen jener Gegenden viel Geschmack daran fänden, und manche erklärten geradezu, daß sie mit der ihnen verkündigten neuen Religion nichts zu thun haben wollten. Eines Tages hatte sich auch eine Menge heydnischer Allemannier an einem See versammelt, um dort ihren Göttern zu opfern. Da trat Columbanus und Gallus unter sie, und fingen an ihnen zu predigen von der Entstehung der Welt, vom Falle Adams, und wie die Menschen zwar sehr böse, aber doch durch Christum von Tod und Strafe erlöst worden wären, und durch ihn ewig seelig werden sollten. Hierauf ermahnten sie dieselben sich zu Christo zu bekehren und ihn als ihren Heiland zu verehren. Die Allemannier hörten die Predigt ganz ruhig an. Nachdem sie aber geendigt war, sagten sie: „Unsere alten Götter haben „uns und unsere Väter bis hieher mit Regen und „Wärme und alle dem, was wir nöthig haben, „hinlänglich versehen; wir wollen sie also nicht „verlassen, so lange sie gut regieren." Diese Antwort, welche deutlich genug die Fruchtlosigkeit jener Predigt bewies, jagte die beyden Prediger so in Harnisch, daß sie im höchsten Zorn nach den Opfern, welche die Allemannier eben ihren Göttern bringen wollten, griffen und sie in den See warfen. Damit war nun auch wenig

aus-

ausgerichtet. Die vorher ruhigen Zuhörer wurden vielmehr jetzt gewaltig böse, fielen über die Herren Prediger her, schlugen sie tüchtig durch und jagten sie aus der Gegend fort.

W. Daß das Ding so übel ablief, wundert mich gar nicht; wer wird denn aber auch so unverständig seyn und gewaltthätige Hand an Dinge legen, die andern Menschen heilig sind! Die Herren konnten von Glück sagen, daß sie noch mit dem Leben davon kamen.

B. Ja wohl, Herr Gevatter! Indessen hatten die Prügel sie doch nicht von ihrem Vorhaben abgeschreckt, wahrscheinlich aber klüger gemacht. Sie zogen mit ihren Gehülfen weiter, und fuhren fort am Bodensee und den angränzenden Gegenden das Christenthum zu predigen. Sie fanden auch wirklich nach und nach mit ihren Lehren mehr Eingang, suchten den Leuten zugleich mehr Geschmack am Acker- und Gartenbau beyzubringen, und hatten die Freude hier und da gute Früchte von ihren Bemühungen zu sehen. Nachdem sie eine Zeitlang, bald in dieser bald in einer andern Gegend, den Leuten das Christenthum geprediget hatten: so begab sich Gallus mit einigen seiner Freunde in ein einsames kleines Thal, das mitten in einem Walde lag und von einem kleinen Flüßchen durchwässert wurde. Hier baueten

 sie

sie sich Zellen, um dort in der Einsamkeit zu leben. Doch brachte Gallus und seine Gefährten die Zeit hier nicht müßig zu, sondern sie stifteten vielmehr mancherley Gutes. Der Besitzer jener Gegend hatte ihnen dieselbe geschenkt. Da legten sie sich einen Garten an, hielten sich eine Heerde, baueten das Land in ihrem Bezirk an, und reitzten dadurch andere, eben so wie sie, das noch unangebauete Land, anzubauen. Dabey vergaßen sie auch nicht, immerfort für die Ausbreitung des Christenthums unter den Bewohnern jener Gegenden thätig zu seyn. Gallus selbst erreichte ein sehr hohes Alter und starb erst im 95sten Jahre seines Lebens. Er wurde von der ganzen Gegend ungemein verehrt und geliebt. Wer dort guten Rath, Trost und Belehrung brauchte, der kam zu ihm und fand bey ihm, was er suchte. Als er daher starb, wurde sein Verlust außerordentlich bedauert, und an das Gute, das er der ganzen Gegend gethan hat, erinnern sich noch bis auf den heutigen Tag die Bewohner jener Gegenden mit Dankbarkeit. Etwa funfzig oder sechzig Jahre nach seinem Tode wurde in der Gegend, wo er in der Einsamkeit gelebt hatte, ihm zum Andenken ein Kloster erbauet, das nach ihm den Namen erhielt und noch heute zu Tage da ist. Es ist dieß Kloster die sehr reiche Abtey Sanct Gallen

ken in der Schweitz, nicht gar weit vom Boden-
see. Die ersten Mönche desselben fuhren fort, für
die Verbreitung der christlichen Religion zu arbei-
ten; und da in der Folge noch mehrere Klöster
sowohl in der Schweitz, als auch in Schwaben
angelegt wurden: so wurde das Christenthum im-
mer weiter in jenen Gegenden verbreitet, und end-
lich allgemein dort eingeführt.

Nun laß er uns doch sehen, wie es damit un-
ter den Bayern ging. Auch unter diesen war die
heydnische Religion bis in das siebente Jahrhun-
dert hinein herrschend; so wie überhaupt ihre Sit-
ten noch sehr rauh waren. Um den Anbau ihres
Landes bekümmerten sie sich wenig, und Jagd und
Krieg war noch immer ihre Lieblingsbeschäftigung.
Ihren eigenen Herzogen und den Fränkischen Köni-
gen, seitdem diese mit den Bayern in nähere Ver-
bindung gekommen waren, stand diese Rauheit
gar nicht recht an und sie wünschten dringend,
die Bayern möchten etwas zahmer werden. Da
hielten sie nun das Christenthum für ein gutes Mit-
tel, dieß zu bewirken. Die Bayerschen Herzo-
ge gingen ihren Untergebenen mit einem guten
Beyspiel voran, wurden selbst Christen und such-
ten in die Bayerschen Länder Missionarien*) zu
zie-

*) Missionarien nennt man die Leute, welche den Heyden die christliche Religion predigen und sie unter ihnen auszubreiten suchen.

ziehen, welche dort das Christenthum predigen sollten. Unter den Männern, welche für die Verbreitung des Christenthums unter den Bayern sehr thätig waren, zeichneten sich vorzüglich Emmeran und Ruprecht aus. Emmeran war aus dem heutigen Frankreich gebürtig. Er fand eine besondere Freude daran, recht viele Leute zu Christen zu machen. Deswegen wollte er auch im Jahr 649 in einen Theil des heutigen Oestreichs und Ungarns reisen und den dortigen Heyden das Christenthum predigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechs und dreyßigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Auf seiner Reise nach Ungarn kam er nach Regensburg, der damaligen Residenz der Bayerschen Herzoge. Hier wurde er mit dem Bayerschen Herzog Theodo I. bekannt. Dieser fand, daß Emmeran ein gescheuter, guter Mann war und gewann denselben so lieb, daß er ihm zuredete, die Reise nach Ungarn aufzugeben, bey ihm zu bleiben und unter den Bayern das Christenthum zu predigen. Emmeran, dem es nur darum zu thun war, das Christenthum auszubreiten, ließ sich das gar gerne gefallen. Er durchzog drey Jahre hindurch Bayern und predigte die christliche Lehre. Dabey mußte er nun in manchen sauern Apfel beißen, wurde hin und her verlacht, geschmäht und verspottet. Wenn auch sonst die Lehre, die er den Leuten vortrug, und die mancherley Geschichten,

die er ihnen von Jesu und andern Männern aus der Bibel erzählte, ziemlich wohl gefielen: so stunden ihnen doch seine Ermahnungen nicht an, in denen er verlangte, sie sollten ihren Lebenswandel ändern, ihre Begierden bezähmen, ihren Feinden verzeihen und dergleichen. Emmeran ließ aber den Muth nicht sinken, fuhr fort zu lehren und zu predigen, ging ihnen selbst mit gutem Beyspiele voran, und hatte am Ende doch die Freude, daß er hier und da mit seinen Ermahnungen und Lehren Eingang fand. Sein rechtschaffener Lebenswandel erwarb ihm die Achtung aller derer, die ihn näher kannten, und besonders wurde er ungemein verehrt von dem Herzog und seiner Familie. Endlich kam der Mann auf eine gar besondere Weise ums Leben. Ich weiß zwar nicht, ob das Geschichtchen von seinem Tode wahr ist; indessen will ich es ihm erzählen. Der Herzog Theodo, Emmerans großer Freund hatte eine Tochter, Namens Uta. Diese ließ sich mit einem jungen Edelmann, Sigibald hieß er, in ein heimliches Liebesverständniß ein. Dergleichen heimliche Liebschaften taugen aber gewöhnlich nicht viel. Dieß zeigte sich auch hier. Uta wurde schwanger und nun wurde ihr angst und bange wegen der übeln Folgen, welche dieß für sie und ihren geliebten Sigibald haben würde. Den Eltern ge-

trau-

trauete sie sich nicht, ihre Entehrung zu entdecken. In der größten Angst wandte sie sich also an den von ihr und ihrer ganzen Familie verehrten Emmeran, entdeckte ihm alles ganz offenherzig, zeigte ihm auf die rührendste Weise ihre grossen Besorgnisse wegen des bevorstehenden Schicksals ihres Sigibalds und ihres eigenen, und bat ihn aufs dringendste um seinen guten Rath und Beystand in ihrer Verlegenheit. Emmeran wurde durch ihre Erzählung und durch ihre inständigen Bitte um seinen Rath und Hülfe innigst gerührt. Er wollte gerne helfen und wußte doch nicht wie. Da kam er endlich auf den sonderbaren Gedanken, der unglücklichen Uta den Rath zu geben: sie solle ihn selbst als ihren Verführer den Eltern anzeigen.

W. Dieser Rath mag immer ein Beweis von Emmerans Gutherzigkeit seyn; aber für weise kann ich ihn doch wirklich nicht halten.

B. Halte er ihn meinetwegen wofür er will. Kurz Emmeran gab der Uta diesen Rath und sagte ihr zugleich, daß er eben eine Reise nach Rom unternehmen wolle, und da solle sie nach seiner Abreise von Regensburg den Eltern ihn als ihren Verführer anzeigen. Kaum war der gute Mann von Regensburg abgereist, so platzte sie mit dem guten Rathe bey ihren Eltern heraus. Diese wußten gar nicht, was sie bey dieser unerwarte-

ten Entdeckung denken sollten und konnten sich gar nicht von der Schuld Emmerans überzeugen. Uta aber hatte einen Bruder, Namens Landbert. Dieser wurde schrecklich gegen den armen unschuldigen Emmeran aufgebracht, reiste demselben heimlich nach, holte ihn auch wirklich nicht weit von München ein und ermordete ihn. Der Herzog Theodo wurde gar bald von Emmerans Unschuld völlig überzeugt, bejammerte des unglücklichen Mannes schändliche Ermordung, ließ den Leichnam desselben nach Regensburg bringen und dort in einer Kapelle begraben. Ja er bauete nachher sogar an seinem Begräbnißplatze ein prächtiges Kloster, welches noch bis jezt unter dem Namen des Stifts zu Sanct Emmeran in Regensburg fortdauert. Auch nach Emmerans Tode wurden die Anstalten zur Verbreitung der christlichen Religion unter den Bayern fortgesetzt. Theodo's I. Nachfolger in der herzoglichen Würde berief in dieser Rücksicht den damaligen Bischof von Worms Ruprecht oder Rupert im Jahr 695 nach Regensburg. Dieser legte zu Salzburg, wohin er als erster Bischof gesetzt wurde, eine Kirche, zu Sanct Peter genannt, an, und bey derselben errichtete er eine Art von Schule zur Bildung junger Geistlichen, welche das Christenthum unter den Bayern predigen sollten. Einige Zeit nach Ruprechts

prechts Tode, welcher 717 erfolgte, wurden auch in Passau und Freysingen, zwey Städte im heutigen Bayern, neue Bisthümer errichtet, und dabey ebenfalls Anstalten zum Unterricht und zur Bildung junger Geistlichen angelegt. Auch mehrere Klöster wurden nun unter den Bayern gestiftet, unter andern die Klöster Benedictbeuern, Nieder- und Ober Altaich, Osterhofen, Monsee. Das letztere Kloster liegt zwar in dem Oestreichischen Lande ob der Ens; er wird sich aber noch zu erinnern wissen, daß die Bayern sich auch in einen Theil des heutigen Oestreichischen Kreises ausgebreitet hatten. Diese und andere Klöster wurden auch in der Absicht gestiftet, daß dort Leute zu Predigern für die schon christlichen und für die noch zu bekehrenden heydnischen Bayern gebildet werden sollten. Zur Unterhaltung gab man den darinne befindlichen Mönchen und Geistlichen liegende Gründe zum Anbau. Auch die Bischöfe bekamen zu ihrem Unterhalte Ländereyen. Dieß geschah theils deßhalb, weil damals das Geld noch nicht so gemein war wie jetzt, theils um dadurch den Anbau des Landes zu befördern. Denn da die den Klöstern und Bischöfen geschenkten Ländereyen diesen nun einmal zum Unterhalt angewiesen waren: so mußten sie auch für ihren Anbau die gehörige Sorge tragen. Dadurch wurde aber

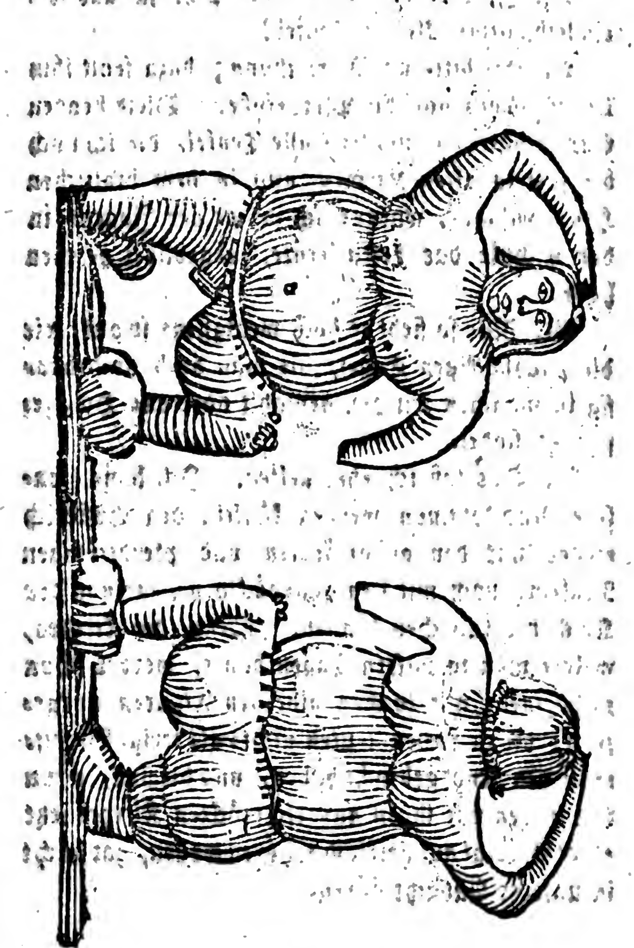
der Acker- und Gartenbau unter den Bayern ungemein befördert. Diese liegenden Gründe wurden den Klöstern und Bischöfen theils von den Herzogen, theils auch von andern adelichen und freyen Leuten geschenkt, doch so, daß diese sich gewisse Rechte über dieselben vorbehielten. Durch alle diese Anstalten kam es endlich nach und nach dahin, daß alle Bayern die christliche Religion annahmen.

W. Das ist alles recht gut, Herr Gevatter! Aber ich bin ein Thüringer, und als solcher möchte ich wohl noch lieber wissen, wie meine und meiner Landsleute Vorfahren, die alten Thüringer zum Christenthum gekommen, als wie die Bayern und Schwaben Christen geworden sind!

B. Er ist, wie es scheint, ein wenig ungeduldiger Complexion, Herr Wirth! Indessen kann ich ihn versichern, daß wir in unserer Erzählung nun eben bis zu ihnen gekommen sind.

Seine Herren Landsleute waren in Ansehung ihrer Religion eben auch nicht klüger, als andere Deutsche Völker, sie verehrten lange Zeit vielerley Götter. Unter mehrern andern, die sie verehrten, sollen sie auch einen Gözen gehabt haben, dem man den Namen Püsterich oder Büsterich gegeben hat. Da guck er einmahl her, wenn er ihn sehen will.

W. J,



W. I, Gott bewahre, der sieht ja aus wie ein leibhaftiger kleiner Teufel!

B. Ich bitte um Verzeihung; dazu fehlt ihm der Schwanz und die Pferdefüße. Diese beyden Stücke hatten wenigstens alle Teufel, die ich noch bis jetzt in alten Kirchen und in dem biblischen Historienbuche, woraus ich in meiner Jugend in der Schule das Lesen lernte, abgebildet gesehen habe.

W. Nun so sieht er doch wenigstens so aus, wie die pausbäckigen Engel, die man auch noch häufig in manchen Kirchen gemahlt oder aus Holz geschnitzt findet.

B. Das laß ich eher gelten. Ich hoffe, unsere Nachkommen werden künftig den Bästerich weder mit den geschwänzten und pferdefüßigen Teufeln, noch mit den pausbäckigen Engeln in den Kirchen vergleichen können. Denn die Kirchen, welche man in unsern Tagen bauet, werden schon nicht mehr mit solchen albernen Figuren ausgeziert, die ja so den Leuten nichts als irrige Begriffe in den Kopf gebracht haben, und die uns, wenn wir in den mit ihnen ausgeschmückten Kirchen jetzt einer Predigt aufmerksam zuhören wollen, gar leicht in unserer Andacht stören.

Der Bote aus Thüringen.

Sieben und dreyßigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

M. Aber, Herr Gevatter! hat denn der Herr Püsterich auch wirklich so ausgesehen, wie er hier auf dieser Zeichnung vorgestellt ist?

B. J das versteht sich. Will er mir's nicht glauben, so gehe er nach Sondershausen;*) da kann er ihn in dem dasigen Kunstkabinette leibhaftig sehen.

M. Das wäre doch viel! Wie ist er denn aber nach Sondershausen gekommen?

B. Das will ich ihm erzählen. Vor einigen hundert Jahren wurde dieses Götzenbild auf einem Berge, wo jetzt noch die Ueberbleibsel des alten Bergschlosses Rotenburg**) zu sehen sind, gefunden.

*) Eine Stadt in der Grafschaft Schwarzburg in Thüringen.

einen fürchterlichen Spektakel in der Gegend, wo er verehrt wurde. Da entstand denn ein gewaltiges Wehklagen und Jammern unter den Leuten, die glaubten, Püsterich, wenn er so lärme und um sich herumtobe, sey zornig auf sie. Die Herren Pfaffen bestärkten auch die armen, erschrockenen Leute fein in dieser Meynung und sagten zu ihnen: wollt ihr daß Püsterich wieder euch gut werden und zu toben aufhören soll: so müßt ihr ihm reichliche Opfer bringen. Da rannten denn von allen Ecken und Enden die Leute herbey und brachten Kühe und Schafe und Geld und was sie nur auftreiben konnten. Da wurde Herr Püsterich wieder ruhig.

W. Waren unsere lieben Vorfahren, mit Erlaubniß zu sagen, nicht rechte Narren, daß sie sich solch Zeug vorschwatzen ließen!

B. Ich glaube immer, Herr Gevatter! hätten wir damals gelebt, wir wären auch solche Narren gewesen. Uebrigens war es aber doch auch wahr, daß der Kerl schwitzte, knallte und Wasser von sich spie.

W. Das mag immer seyn. Aber das ist doch eine Lüge, daß Püsterich deßhalb auf die Leute zornig war. Das schwatzten ihnen nur die Pfaffen so vor, um die Opfer für sich schmausen zu können, welche die erschrockenen Leute zur Versöhnung des Götzen brachten. Indessen begreiffe ich doch

auch wirklich nicht, wie der Püsterich die obenerzählten Streiche machen konnte.

B. Sieht er, Herr Gevatter! das eben begriffen unsere Vorfahren auch nicht. Statt nun aber nachzudenken, ob denn alles das nicht ganz natürlich zugehen könne, dachten sie gleich an übernatürliche Dinge und schrieben dem leblosen Püsterich alle die Possen zu, welche doch eigentlich nur die listigen Pfaffen veranstalteten.

W. Bey alle dem möchte ich doch wohl gern wissen, wie es denn eigentlich mit dem Schwitzen, Knallen und Speyen des Püsterichs zuging?

B. Nachdenkende Leute haben, seitdem dieß Götzenbild im heutigen Schwarzburgischen gefunden worden war, das ganze Ding gar herrlich ausstudirt. Horch er einmal ein wenig aufmerksam zu und nehme er die Zeichnung zur Hand, da soll ihm bald das ganze Geheimniß der Pfaffen offenbar werden. Der Püsterich ist, wie er weiß, hohl. Da füllten ihn nun die listigen Herren mit Wasser an, nachdem sie vorher in die beyden Löcherchen am Kopfe Pflöcke recht fest eingekeilt hatten. Nun wurde der mit Wasser gefüllte Bursche übers Feuer gesetzt, aber natürlich so, daß die Leute zwar wohl den Püsterich, aber nicht das Feuer, sehen konnten. So wie das Wasser in Püsterichs Bauche durch das Feuer anfing heiß zu werden, so

 dehnte

dehnte es sich mehr aus, und weil es in der Höhlung nicht mehr Platz genug fand: so drang es gleich Schweißtropfen durch das metallene Götzenbild an allen Seiten hervor. Da schwitzte also Püsterich. Nun weiter. Je länger er über dem verborgenen Feuer stehen blieb, desto heißer wurde das Wasser; es fing tüchtig an zu kochen, durch das Kochen entstand in Püsterichs Bauche ein gewaltiges Brausen und Rauschen, wie er wohl bemerkt haben wird, wenn das Wasser im Topfe am Feuer recht tüchtig kocht. Das Wasser dehnte sich immer mehr aus und suchte einen neuen Ausweg; mit Gewalt drängte es sich an die Pflöcke in den bewußten Löcherchen an; pautz! flogen diese mit einem entsetzlichen Knalle in die Luft, und das Wasser sprützte mit dem heftigsten Geräusche aus den beyden Löchern heraus.

W. Tausend über die Pfaffen! Die waren aber doch auch wirklich nicht auf den Kopf gefallen!

V. Ja freylich waren sie gescheut. Man hat, seitdem man es durch Nachdenken herausgebracht hat, wie sie es anstellten, um dergleichen Zeug mit dem Püsterich hervorzubringen, in neuern Zeiten mehr als einmal diese Versuche mit dem Götzenbilde gemacht, und hat dadurch sich immer mehr überzeugt, daß die Pfaffen auf die erzählte Weise das Schwitzen und Knallen und Wasserspeyen

des

des Wüsteriches bewerkstelligt haben. Wenn unsere Vorfahren diese Dinge für eine übernatürliche Wirkung hielten: so dürfen wir uns darüber eben nicht wundern; damals waren die Menschen mit manchen Wirkungen der Natur noch sehr unbekannt, und die meisten in gar vielen solchen Dingen ganz unwissend, wovon jetzt selbst wohlunterrichtete Kinder uns allerley zu erzählen wissen. Folgendes ist überhaupt eine wichtige Regel, die er sich bey der Gelegenheit merken kann. Wenn man irgend eine Sache sieht, irgend einen sonderbaren Vorfall hört; wenn uns jemand irgend ein Kunststück zeigt, das wir nicht begreiffen können: so darf man ja nicht gleich an übernatürliche Dinge, an Zaubereyen, an Hexereyen und Geisterwesen denken; sondern kann nur immer steif und fest glauben, daß wenn die Sache wirklich richtig ist, doch alles dabey ganz natürlich zugeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

In dem Städtchen Cölleda in Thüringen brach den 14ten Aug. Abends 11 Uhr ein Feuer aus, wodurch 135 Häuser in die Asche gelegt, 2 Menschen ihres Lebens, und 200 Familien ihrer Güter beraubt wurden. Wer dieß liest, wird herzlich gebeten, zur Unterstützung dieser Nothleidenden etwas beyzutragen, und seine Beyträge zu schicken, entweder an den Herrn Oberpfarrer Müller zu Cölleda, oder an die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Bey Siegfried Lebrecht Crusius zu Leipzig sind folgende Schriften herausgekommen:

Bechsteins, J. M. gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen der Natur, 4r Band, oder Geschichte der Vögel 3r Band, gr. 8. mit illuminirten Kupfern. 5 Rthlr.

—— Ebendieselbe mit schwarzen Kupfern. 3 Rthlr 8 gr.

Busse, F. G. Einleitung in die nöthigsten Kenntnisse des neuern Münzwesens für Deutsche, 1te Abtheilung, gr. 8. 22 gr.

Fabrizius, M. F. D. Religionsunterricht, 1r Theil, 2te verbesserte und vermehrte Aufl. 8. 8 gr.

Greilings, Joh. Christ. Ideen zu einer künftigen Theorie der allgemeinen praktischen Aufklärung, 8. 8. gr.

Henrici, G. Fodern große Tugenden oder große Verbrechen mehr Geisteskraft? Ein philosophisches Gespräch, gr. 8. 1 Rthlr.

Predigtentwürfe, psychologische, ein Versuch von J. F. W. T. 2 Hefte, gr. 8. 10 gr.

Ramanns, S. J. katechetische Erklärung und Unterhaltung über die Sonn- und Festtagsepisteln, 1r Band, 8. 16 gr.

Schulze, Joh. Heinr. Aug. Lehrbuch der Religion nach den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums; hauptsächlich zum Unterrichte in den obern Classen, 2te verbesserte Aufl. gr. 8. 14 gr.

Wagners. Joh. Dan. spanische Sprachlehre mit Uebungen zur Anwendung der Grundsätze, der Wortfügung und der Schreibart der spanischen Sprache, gr. 8. 18 gr.

Der Bote
aus
Thüringen.

Acht und dreyßigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Außer dem Püsterich, der wahrscheinlich nur von den heydnischen Einwohnern des heutigen Thüringens verehrt wurde, hatten die Thüringer, welche, wie er schon sonst gehört hat, sich auch in einem Theile des heutigen Franken und Hessenlandes verbreitet hatten, mancherley andere Götter, von denen ich ihm hernach noch einen und den andern nennen werde. Die heydnischen Pfaffen werden auch keine Mühe gespart haben, sie noch so lange als möglich in dem Glauben an ihre alten Götter zu erhalten, wobey sie selbst ihren Vortheil hatten. Daher fand das Christenthum auch nur spät erst bey den Thüringern rechten Eingang. Die ersten Spuren davon findet man in der Mitte des siebenten Jahrhunderts und zwar im heutigen Franken. Hier als in dem angebauetesten

Theile des alten Thüringens hatten die Thüringischen Herzoge ihren Wohnsitz. Das Schloß oder die Burg, die sie bewohnten, lag auf einem Berge bey der heutigen Stadt Würzburg und zwar, wie man glaubt, auf dem in spätern Zeiten so benannten Frauen oder Marienberge bey erwähnter Stadt. Um jene Zeit regierte über die Thüringer, doch unter Oberherrschaft der Fränkischen Könige, der Herzog Heden der Aeltere. Dieser war zwar selbst ein Heyde, hatte aber eine Christin zur Gemahlin, welche Bilehilde hieß. Diese stammte aus dem Würzburgischen Dorfe Veits Hochheim und war von christlichen Eltern gebohren. Sie selbst zeigte nach den Begriffen der damaligen Zeit ihre christliche Frömmigkeit dadurch, daß sie nach dem Tode ihres heydnischen Gemahls, ihr ganzes Vermögen zum Bau eines Klosters und einer Kirche zu Maynz verwendete. Noch bis auf den heutigen Tag wird sie an ihrem Geburtsorte Veits Hochheim als eine Heilige verehrt. Ob nun gleich damals die Gemahlin des Thüringischen Herzogs eine Christin war: so war demohngeachtet das Christenthum nur wenig noch in jenen Gegenden bekannt. Aber Herzog Heden der Aeltere hinterließ aus seiner ersten Ehe, denn Bilehilde war seine zweyte Gemahlin gewesen, einen Sohn, Namens Gozbert, der auch Herzog der Thüringer wurde.

wurde. Unter diesem nun wurde unter den Thüringern in einem Theile des heutigen Frankens das Christenthum mehr ausgebreitet. Denn damals kamen auch nach Franken mehrere Irländische Geistliche als Missionarien. Der Anführer derselben hieß Kilian, welcher dort mit seinen Gefährten das Christenthum zu predigen anfing. Herzog Gotzbert hörte davon und ließ den Missionar Kilian zu sich kommen. Dieser predigte auch in seiner Gegenwart und Gotzbert wurde durch die Predigt so gerührt, daß er sich sogleich entschloß, ein Christ zu werden und im Jahr 687 wurde er wirklich getaufet. Seinem Beyspiele folgte ein großer Theil der Thüringer in Franken. Das Christenthum breitete sich nun in jenen Gegenden gar sehr aus, und um das Jahr 741 wurde auch schon das noch bestehende Bißthum zu Würzburg gestiftet. Der sich so sehr um diese Gegenden verdient gemachte Kilian wurde aber auf Anstiften der Gemahlin Gotzberts ermordet. Es ging damit so zu. Herzog Gotzbert hatte seines Bruders Frau, Geilane hieß sie, geheyrathet; und da er nun ein Christ geworden war: so glaubte Kilian ganz irrigerweise, daß es für einen Christen unschicklich und unerlaubt sey, seines verstorbenen Bruders Frau zum Weibe zu haben, und ermahnte den Herzog deßhalb die eheliche Verbindung mit Geilanen

lanen aufzuheben. Das war nun ein gar saurer Apfel, in den Herzog Gozbert beissen sollte; denn er liebte Geilanen sehr. Er suchte daher die Trennung von ihr immer von einer Zeit zur andern zu verschieben. Unterdessen wurde er genöthiget bey einem damals ausgebrochenen Kriege ins Feld zu ziehen. Geilane, die auf den Missionar Kilian äußerst aufgebracht war, ließ ihn in der Abwesenheit ihres Gemahls ermorden. Eben dieß Schicksal hatten alle Gefährten Kilians. Um des letztern Andenken recht zu schänden, ließ, wie man erzählt, Geilane auf dem Platze, wo der verdienstvolle Mann ermordet worden war, einen Pferdestall baun. Kaum aber war Gozbert von seinem Feldzuge zurückgekommen: so erfuhr er zu seinem Schrecken das Vorgefallene. Sogleich wurde auf seinen Befehl der Pferdestall wieder niedergerissen, des Ermordeten Gebeine herausgegraben, ordentlich beerdigt und zum Andenken desselben eine Capelle erbauet.

Bey der Verbreitung des Christenthums in Franken ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß dasselbe schon damals auch Anhänger unter den Bewohnern des heutigen Thüringens gefunden habe. Es wird dieß um so wahrscheinlicher, da Gozberts Nachfolger Herzog Heden der Jüngere einem gewissen Missionar Willibrod einige Ländereyen

im

im heutigen Thüringen geschenkt haben soll. Ein Theil dieser Ländereyen lag in der Gegend des heutigen Arnstadt, das damals Arnestati hieß. Außerdem schenkte Heden dem Willibrod auch Leibeigene und Vieh. Man vermuthet Willibrod habe dieses Geschenk bekommen, um dafür Lehrer zu unterhalten, welche das Christenthum unter den Einwohnern des heutigen Thüringens predigen sollten. Recht ausgebreitet aber wurde hier dasselbe erst durch einen gewissen Bonifacius in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts. Dieser Bonifacius war ein Engländer und der Sohn vornehmer Eltern. Sein eigentlicher Name war Winfried. Schon von Jugend auf hatte er einen großen Hang zum Mönchsleben und ging auch, da er erwachsen war, wirklich in ein Englisches Kloster. Das unthätige Klosterleben gefiel ihm aber nicht lange. Als er daher viel erzählen hörte von dem Eifer, mit welchem einige seiner Landsleute unter den Heyden in Deutschland die christliche Religion auszubreiten suchten, entstand auch in ihm ein brennendes Verlangen ein Heydenbelehrer zu werden. Mit unermüdetem Eifer widmete er fast den größten Theil seiner übrigen Lebenszeit diesem Geschäffte. Zuerst begab er sich in das Land der Friesen, wo auch schon andere seiner Landsleute an der Verbreitung der christlichen

chen Religion arbeiteten. Nach einem kurzen Aufenthalte in jenen Gegenden ging er wieder nach England zurück, und begab sich einige Zeit darauf nach Rom, um beym Papste sich Erlaubniß und Rath zur Bekehrung der Deutschen Heyden zu erbitten.

W. Gab es denn damals auch schon einen Papst.

B. O der war schon seit langer Zeit da! Freylich hatte er aber anfänglich nicht die Gewalt und das Ansehen, das er in spätern Zeiten erhielt. Weil wir gerade auf diesen Herrn gekommen sind, und ich seiner in der Folge noch gar manchmal werde erwähnen müssen: so will ich ihm doch einiges davon erzählen, was er in den ältesten Zeiten zu bedeuten hatte, und was schon damals aus ihm geworden war, als Bonifacius ihm zu Rom seine Aufwartung machte.

Als das Christenthum durch die Apostel im ehemaligen Römischen Reiche verbreitet worden war, waren unter den Christen Lehrer, wie heut zu Tage unsre Prediger sind, die sie in der christlichen Religion unterrichteten. Bey jeder christlichen Gemeine hatte einer dieser Lehrer den Namen Bischof. Dieser führte eine Art von Aufsicht über die übrigen Lehrer bey derselben, so wie auch über die ganze Gemeine. Nach und nach bekamen einige dieser Bischöfe, welche bey besonders großen

Ge-

Gemeinen standen, mehr Ansehen als die übrigen. Sie erhielten die Oberaufsicht über andere Bischöfe, welche bey kleinern Gemeinen angestellt waren. Auch gab man den Bischöfen wegen der vorzüglichen Achtung, in der sie, bey den übrigen Lehrern oder Geistlichen, und bey ihrer eigenen und anderen christlichen Gemeinen standen, den Ehrennahmen Väter. Ueberhaupt aber kamen sie und andere christlichen Lehrer in größeres Ansehen, als der ihm schon bekannte Römische Kaiser Constantinus das Christenthum angenommen hatte, und seit dieser Zeit immer christliche Kaiser im Römischen Reiche regierten. Ja als das Abendländische Römische Kaiserthum durch Deutsche Völker zerstört und aus mehreren Provinzen derselben neue Reiche gestiftet worden waren, und die Stifter derselben auch das Christenthum angenommen hatten, wuchs das Ansehen der Bischöfe und der Geistlichkeit noch mehr. Denn unter den Deutschen Völkern in den neuen Reichen waren die christlichen Geistlichen die einzigen Leute, welche einige Kenntnisse hatten, schreiben und lesen konnten. Sie wurden daher häufig von den Königen als kluge Leute bey der Regierung ihrer Länder um Rath gefragt und zu Regierungsgeschäften von ihnen gebraucht. Viele der neubekehrten Christen in den neuen Reichen schenkten auch den Kirchen Lände-

 rey-

reyen und andere Dinge. Die Geistlichen und vorzüglich die Bischöfe, welche die Verwaltung und Aufsicht über diese Kirchengüter übernahmen, bekamen dadurch mehr Einkünfte und wurden reicher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Für die Abgebrannten in Cölleda ist eingekommen 16 gr.

Der Bote
aus
Thüringen.

Neun und dreyßigstes Stück.

1 7 9 5.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Je reicher die Bischöfe wurden, desto herrschsüchtiger und ehrgeitziger wurden sie auch. Nun suchten sie auf allerley Weise ihr Ansehen und Macht immer mehr zu vergrößern, und so wurden sie aus blosen christlichen Lehrern nach und nach regierende weltliche Herren über grose Landesstriche, welche die Kirchen, über die sie gesetzt waren, allmählig geschenkt bekommen hatten. Ja durch Kauf und manche andere Mittel vergrößerten sie auch die Ländereyen ihrer Kirchen immer mehr. Keiner aber verstand die Kunst seine Macht und Ansehen zu vergrößern besser, als der Bischof zu Rom. Dieser hatte es durch allerley Mittel nach und nach dahin gebracht, daß ihn die übrigen Geistlichen, so wie die Christen überhaupt, als den vornehmsten Geistlichen und das Oberhaupt der christlichen Kirche betrachteten.

Zu dieser außerordentlichen Achtung desselben trug auch das sehr viel mit bey, daß man glaubte, der Apostel Petrus sey der erste Bischof zu Rom gewesen. Man sah daher die Römischen Bischöfe für Nachfolger des Apostels in der bischöflichen Würde zu Rom an und glaubte, sie als solche höher als andere Geistlichen schätzen zu müssen, hielt sich deshalb auch späterhin für verbunden, die Anordnungen derselben in geistlichen Sachen zu befolgen. Sollte aber auch der Apostel Petrus wirklich Bischof zu Rom gewesen seyn: so war er doch als solcher zu seiner Zeit weiter nichts, als ein Lehrer des Christenthums gewesen, nicht aber ein solcher in der Christenheit gebietender Herr, wie seine spätern Nachfolger, die Römischen Bischöfe seyn wollten. Diesen überließ man endlich allein den Ehrennamen Vater oder Papst von einem griechischen Worte, welches eben so viel als unser deutsches Vater bedeutete Darum wird auch noch bis auf den heutigen Tag der römische Bischof Papst, auch heiliger Vater, genannt.

W. Der Papst soll sich ja auch, wie ich einmal irgendwo gelesen habe, das Recht angemaßt haben, Fürsten und Könige abzusetzen und ihre Länder an andere zu vergeben?

V. Das ist ganz richtig und in der Folge werde

de ich ihm auch Beyspiele davon erzählen können. Aber zu der Zeit, wovon wir jetzt sprechen, war es noch nicht so weit mit seiner Macht gekommen. Damals erkannte er noch die Könige für seine Oberherren. Indessen stand er doch zu Bonifacius Zeiten in der ganzen Christenheit schon im großen Ansehen, und wurde im ganzen großen Fränkischen Reiche für den vornehmsten Geistlichen gehalten. Nun wird er auch begreifen, warum Bonifacius, als er die Heydenbekehrung in Deutschland unternehmen wollte, erst nach Rom reiste, und beym Römischen Papste sich guten Rath und Erlaubniß erbat.

Der heilige Vater nahm auch den Bonifacius sehr wohl auf, und freute sich über seinen Bekehrungseifer. Nachdem dieser den päpstlichen guten Rath eingeholt hatte: so machte er sich auf den Rückweg und fing das Bekehrungsgeschäft in Deutschland an. Da kam er denn auch zu den Thüringern im Jahre 719, blieb aber dießmal nicht lange bey ihnen: sondern begab sich nach Friesland. Hier arbeitete er eine Zeitlang an der Bekehrung der heydnischen Frisen und kehrte dann wieder in das Land der Thüringer zurück. Es scheint, daß er hier bey seinem ersten Aufenthalte in seinen Bemühungen nicht sehr glücklich gewesen ist; aber bey seiner zweyten Ankunft in diesen

Ge-

Gegenden gieng es besser. Seine Predigten fanden in dem heutigen Hessen so starken Beyfall, daß er dem Papste davon sehr vortheilhafte Nachrichten geben konnte. Auch bat er den Papst um weitern guten Rath bey seinem Geschäfte. Dieser that ihm den Vorschlag, selbst wieder nach Rom zu kommen, weil sich dergleichen Sachen besser mündlich als schriftlich abthun liesen. Bonifacius reiste also wieder nach Rom, und der Papst hatte eine gar herzliche Freude, als er nun aus dem eignen Munde des Bonifacius die besten Nachrichten von dem glücklichen Fortgange der Verbreitung des Christenthums in Deutschland hörte. Indessen war doch dem heiligen Vater nicht bloß daran gelegen, die deutschen Heyden zu Christo zu führen; sondern es lag ihm auch recht sehr am Herzen, dieselben zu sich zu führen, das ist, sie seiner geistlichen Herrschaft zu unterwerfen. Ueber dieses Pünkchen hatte nun der fromme Herr sehr ernsthafte Unterredungen mit dem ihm sehr ergebenen Bonifacius. Dieser mußte jetzt dem Papste mit einem sehr feyerlichen Eide versprechen, daß er nicht nur selbst ihm, als dem Statthalter und Nachfolger des heiligen Apostels Petrus, auf das treulichste anhängen, sondern auch unter den deutschen Christen sein Ansehen möglichst befördern wolle. Hierauf gab der Papst ihm

ihm sowohl Empfehlungsschreiben an vornehme schon christliche Thüringische Familien mit, als auch an den damaligen Oberherrn des großen Fränkischen Reiches, an Karl Martelln. Unter den herzlichsten Segenswünschen des heiligen Vaters trat Bonifacius seine Rückreise an. Auf derselben kam er zu Karl Martelln und empfahl sich in dessen Schutz; erhielt auch von diesem ein Schreiben an alle Herzoge, Grafen, Bischöfe, und übrigen Beamten des Fränkischen Reiches, worinne diese ermahnt wurden, den Bonifacius in seinen Bemühungen auf alle nöthige Weise zu unterstützen und zu schützen. Endlich kam er im Jahre 722 wieder unter den Thüringern an, und machte zuerst weitere Anstalt zur Verbreitung der christlichen Religion unter den Bewohnern des heutigen Hessens. Diese hatten gleich andern Deutschen eine gar große Ehrfurcht gegen gewisse uralte Eichen, unter denen sie opferten und andere gottesdienstliche Gebräuche verrichteten. Vor allen andern stand in sehr großem Ansehen eine solche ungewöhnlich große und alte Eiche bey dem Dorfe Geismar *). Man nannte sie die Donnereiche, weil dort der Gott Thor oder der

*) Ein Dorf im heutigen Niederhessischen Amte Gudensberg.

Donnergott verehrt wurde. Da dachte nun der eifrige Bonifacius, das kürzeste Mittel, in dieser Gegend den Götzendienst auszurotten, sey, wenn er die Eiche niederhiebe. Hierbey hätte es nun dem guten Manne leicht eben so gehen können, wie ehemals den Columbanus und Gallus am Bodensee, als sie die heydnischen Opfer im heiligen Eifer in den See warfen. Die Bewohner jener Gegenden machten auch alle Anstalten, dem Bonifacius ihre schwere Hand fühlen zu lassen. Als sie von seinem Vorhaben hörten, versammelten sie sich in großen Haufen um dem Baum herum. Der Missionar aber hatte Herz; er ließ sich durch den Zulauf des Volkes nicht abschrecken und hieb tüchtig auf die alte Eiche los. Ehe indessen die erbitterten heydnischen Zuschauer Hand an den Bonifacius legten, wollten sie doch erst dem Dinge ein Weilchen zu sehen, weil sie der festen Meynung waren, daß gewiß der Donnergott den Frevel, den Bonifacius an der heiligen Eiche verübte, selbst rächen, daß Feuer aus derselben herausfahren und denselben verzehren würde. Aber das erwartete Feuer kam nicht, und ehe sichs die abergläubischen Leute versahen, lag die Donnereiche zerschmettert auf der Erde. Da sperrten sie die Mäuler und Augen gewaltig weit auf. Statt sich jetzt über den Vertilger ihres

Hei-

Heiligthums herzumachen, staunten sie ihn voll Ehrfurcht an, und wagten es nicht Hand an ihn zu legen. Denn sie glaubten, daß wenn ihr vermeinter Gott selbst nichts gegen ihn habe ausrichten können: so würden sie es noch weniger im Stande seyn. Bonifacius fing nun an mit eben dem Eifer vor ihnen zu predigen, als er auf die heilige Eiche losgehauen hatte, zeigte ihnen das Thörichte ihres bisherigen Götzendienstes, mochte sie wohl auch noch besonders recht aufmerksam machen auf den Punkt, daß ja der vorgebliche Gott, den sie bisher verehrt hätten, nicht einmal im Stande gewesen wäre, zu verhindern, daß er die demselben gewidmete Donnereiche zerstört habe. Seine Predigten fanden vielen Beyfall und da er sie einige Zeit hindurch in jenen Gegenden fortgesetzt hatte: so wurde bald eine große Menge der dasigen Bewohner Christen, und ihre Anzahl nahm immer mehr zu. Aus der niedergehauenen Eiche ließ Bonifacius eine kleine Capelle bauen, und widmete sie dem Apostel Petrus. Nachdem er seine Absichten in diesen Gegenden erreicht hatte, reiste er weiter und kam auf das heutige Eichsfeld *). Hier verehrte man auf einem Ber-

*) Ein jetzt dem Churfürsten von Mainz gehöriger Landesstrich zwischen Thüringen und Hessen an der Niedersächsischen Gränze.

ge den Götzen Stuffo, von welchem jener Berg den Namen Stuffenberg bekommen hat. Gewöhnlich nennt man ihn jetzt den Hülsenberg. Durch die Predigten des Bonifacius hörte auch hier der Götzendienst auf, und auf dem genannten Berg wurde ebenfalls eine Capelle erbaut, nach welcher in der Folge häufige Wallfahrten unternommen wurden. Hierauf fing Bonifacius sein Bekehrungswerk auch in dem heutigen Thüringen selbst an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anzeige für Prediger.

Bey Jacobäer in Leipzig ist erschienen: Predigtentwürfe auf alle Sonn- und Festtage in Sturmischer Manier. (1 Rthl.)

Diese Predigtentwürfe sind aus den einzelnen Sammlungen der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner, wie z. B. Reinhard, Teller, Spalding, Zollikofer, Marezoll, Koppe, Rosenmüller, Hufnagel, Löffler, Morus, Sintenis, Wedag u. m. a. gesammelt, und solche Predigten, die über die Texte gehalten, sind auf Evangelien, denen sie anpassen, übertragen, und der Uebergang aus dem Evangelio zum Thema angezeigt. Man kann diese Predigtentwürfe in jeder Buchhandlung Deutschlands erhalten.

Für die Abgebrannten in Cölleda ist eingegangen 1 Rthlr.

Der Bote,
aus
Thüringen.

Vierzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Seine Vorfahren im heutigen Thüringen, Hr. Gevatter! verehrten außer dem oben beschriebenen Püsterich den Biel, die Lahra und die Jecha. Von letzterer soll eine ehemalige alte Burg im Schwarzburg-Sondershausischen, die sogenannte Jechaburg, die in alten Zeiten sehr berühmt war, den Namen bekommen haben. Uebrigens weiß ich ihm von diesen Göttern seiner Vorfahren und der Art, wie sie verehrt worden sind, nichts zu erzählen, weil weiter keine Nachricht davon auf die spätern Zeiten gekommen ist. Bonifacius reiste nun überall mit seinen Gefährten im heutigen Thüringerlande umher, suchte durch seine Predigten den bisherigen Götzendienst abzuschaffen, und statt desselben das Christenthum unter den Einwohnern zu verbreiten; auch legte er in dieser Rücksicht hier und da Kapellen, Kirchen

und Klöster an. Zu den Kirchen, wozu er hier in Thüringen den ersten Grund legte, gehören die Kirche zu Altenberge *) und eine zu Ohrdruf **). Am ersten Orte bauete Bonifacius anfänglich eine kleine Kapelle auf einem Berge, und widmete sie dem Apostel Johannes. Daraus entstand nach und nach eine ordentliche Kirche, welche den Namen Johanniskirche bekam. Man kann von derselben noch jetzt die Ueberbleibsel sehen, und sie wird für die allerälteste Kirche im heutigen Thüringen gehalten. Bonifacius pflegte während seines Aufenthaltes in dieser Gegend selbst in dieser Kapelle zu predigen. Die Leute aber strömten dahin in so großen Haufen herbey, um ihn zu hören, daß er sich genöthigt sahe, oft unter freyem Himmel zu predigen. Bey dieser Gelegenheit soll sich ein sonderbarer Casus ereignet haben. Die Ratten, Krähen und Dohlen machten einst während der Predigt ein so schreckliches Geschrey, daß Bonifacius und seine Zuhörer in der Andacht gestört wurden. Um diese ihnen lästigen Gesellschafter loszuwerden, fingen sie an den lieben Gott recht herzlich zu bitten, daß

*) Ein Dorf am Thüringerwalde im Herzoglich Gothaischen Amte Reinhardsbrunn.

**) Eine der ältesten Städte im heutigen Thüringen.

daß er ihnen doch die unhöflichen Geschöpfe vom Halse schaffen möchte, und siehe da! das Gebet wirkte, und lange Zeit ließ sich kein solcher Vogel mehr in der Gegend hören. Ist das Geschichtchen nicht ganz und gar ein in spätern Zeiten erfundenes Mährchen, so ist doch wohl so viel gewiß, daß nicht durch das Gebet der Leute, sondern durch die Versammlung derselben jene Vögel aus der Gegend auf eine Zeitlang verscheucht worden sind. Bonifacius wurde in seinen Bemühungen von einigen vornehmen und reichen Thüringern sehr unterstützt. Zwey derselben schenkten ihm in der Gegend des Flüßchens Ohra Ländereyen. Diese wandte er dazu an, daß er zu Ohrdruf eine Kirche erbauete und daselbst den Grund zu einem Kloster legte, welches in der Folge aber wieder eingegangen ist. Die jetzt zu Ohrdruf sich befindliche Hauptkirche oder Michaeliskirche soll diejenige seyn, zu deren Erbauung Bonifacius die erste Veranlassung gegeben hat.

Ungeachtet des großen Beyfalls, welchen Bonifacius mit seinen Predigten unter den Thüringern fand, hatte er doch auch bey seiner Unternehmung manchen Verdruß, manchen Kummer und Sorge. Damals litt Thüringen viel durch die häufigen Einfälle seiner Nachbarn, der kriege-

 rischen

rischen Sachsen, welche dem Heydenthume noch sehr ergeben waren. Diese richteten bey dergleichen Gelegenheiten immer große Verwüstungen in dem Lande der Thüringer an, sengten, brennten und plünderten, wo sie hinkamen. Da sahen viele christlichen Thüringer dieß vielleicht für eine Strafe ihres Abfalls vom Heydenthume an, wurden kleinmüthig und fingen häufig wieder an, ihre alten Götter zu verehren. Hierbey war nun dem eifrigen Bonifacius gar nicht wohl zu Muthe. Indessen stärkte ihn doch der Gedanke, daß er ja schon so manche Schwierigkeit bey seinem Unternehmen glücklich besiegt habe, und dieß gab ihm neuen Muth, mit unveränderter Thätigkeit an dem einmal angefangenen Werke zu arbeiten. Er wanderte nebst seinen treuen Gefährten, öfters mit Todesgefahr und unter Erduldung mancher andern Mühseligkeiten, überall unter den Einwohnern Thüringens umher, ermahnte die neubekehrten Christen zur Geduld und Standhaftigkeit in der Noth, tröstete sie in ihren Trübsalen; und so gelang es ihm, daß die Lehre, die er ihnen gepredigt hatte, nicht nur unter ihnen erhalten wurde, sondern sich auch immer mehr verbreitete.

Ob nun gleich Bonifacius das Land der Thüringer sich bey seinen Bemühungen in Verbreitung des Christenthums zum vorzüglichsten Augen-

merk

merk gewählt hatte: so trug er doch auch zur Ausbreitung und Bevestigung desselben in andern Gegenden Deutschlands, vorzüglich unter den Bayern, sehr viel bey. Durch seine Vermittelung wurden auch einige neue Bisthümer in Deutschland errichtet; im heutigen Fränkischen Kreise das schon oben genannte Bisthum zu Würzburg und das ebenfalls noch fortdauernde Bisthum Eichstett oder Aichstädt. Im heutigen Oberrheinischen Kreise stiftete er nicht weit von der jezzigen Churmainzischen Stadt Fritzlar in einem Flecken, Buraburg genannt, ebenfalls ein Bisthum, und ein anderes zur Bevestigung des Christenthums im heutigen Thüringen zu Erfurt. Diese heut zu Tage so ansehnliche Stadt war schon damals ein ziemlicher Ort und hieß Erphesfurt. Zu der Erbauung der dort sich befindlichen sogenannten Dom- oder Marienkirche soll Bonifacius Veranlassung gegeben haben. Die beyden letztern Bisthümer, sowohl das zu Buraburg, als auch das zu Erfurt sind indessen gar bald wieder eingegangen. Dagegen dauert aber die Abtey Fulda, zu deren Stiftung Bonifacius auch Gelegenheit gab, noch bis auf den heutigen Tag fort. Da sie seinem Vaterlande, Herr Gevatter! so gar nahe liegt, und Bonifacius eine ganz besondere Liebe gegen Fulda hatte: so will ich ihn doch

mit der Stiftung dieser Abtey etwas näher bekannt machen. Ein Deutscher vornehmer Jüngling, Namens Sturm, war von seinen Eltern unter des Bonifacius besondere Aufsicht und Vorsorge gegeben worden. Dieser bemerkte in der Folge bey Sturmen grose Lust zum einsamen Mönchsleben, und gab demselben den Rath, in dem damals sogenannten Buchenwalde oder Buchau sich einen Platz zu seinem Aufenthalte auszusuchen, und dort ein Kloster anzulegen. Diese Landschaft bestand aus einem sehr grosen und rauhen Walde, der noch wenig angebauet war, und in manchen Gegenden mehr den wilden Thieren, als Menschen zur Wohnung diente. Sturm machte sich mit einigen andern auf den Weg, aber Grausen und Entsetzen kam ihm an, als er den wilden Wald durchirrte, nirgends aber ein Plätzchen fand, das ihm gefiel. Zwar hatte er sich im heutigen Hersfeldischen *) einen Ort (wo bald nachher auch noch zu des Bonifacius Zeit eine Abtey errichtet wurde,) einige Zeit zum Aufenthalte mit seinen Gefährten gewählt und sich dort mit ihnen Zellen errichtet; aber Bonifacius glaubte, daß dieser Ort wegen der Einfälle der Sachsen nicht sicher genug sey, und rieth ihm daher sich tief in

die

*) Ein Strich Landes, der jetzt dem Landgrafen von Hessencassel gehört.

die einsamen wilden Gegenden des Buchenwaldes zu begeben. Nachdem Sturm unter mancherley Gefahren, theils von wilden Thieren, theils von Räubern angefallen zu werden, hier und da den Wald durchzogen hatte, kam er endlich zu seiner großen Freude an einen Ort, der ihm zu seiner Absicht sehr bequem schien. Dieser Platz lag an dem Flusse Fulda, und bey demselben gieng die Straße vorbey, auf welcher die Thüringischen Kaufleute nach Mainz zu reisen pflegten. Er gab sogleich von seinem Funde dem Bonifacius Nachricht, und dieser wirkte ihm im Jahr 744 die Erlaubniß aus, dort ein Kloster zu errichten. Nun wurde zur Erbauung desselben bald Anstalt gemacht. Es dauerte nicht lange, so bekam der vormals wilde unangebauete Landesstrich ein ganz anderes Ansehen; mehrere vornehme Adeliche schenkten dem Kloster ansehnliche Strecken Landes, und so entstand nach und nach das reiche Stift Fulda, das jetzt zu den ansehnlichsten in Deutschland gehört. Sturm wurde als der Stifter zum ersten Abte desselben gewählt. Bonifacius hatte immer sehr darauf gesehen, den Männern, die mit ihm zur Verbreitung des Christenthums unter den Deutschen Heyden vorzüglich geschäftig gewesen waren, zu den höchsten geistlichen Würden in den neu gestifteten Bisthümern, Klö-

stern und Kirchen zu verhelfen, sowohl weil sie ihm zu Aufsehern über andere vorzüglich geschickt schienen, als auch um sie für ihre treuen Dienste zu belohnen. Ihn selbst aber ernannte der Papst zum Erzbischof, und nicht lange nachher im Jahr 745 wurde er Bischof zu Mainz, das deshalb zu einem Erzbisthum erhoben wurde. Als Erzbischof bekam er die Oberaufsicht über alle von ihm gestifteten christlichen Gemeinen, Kirchen, Klöster und Bisthümer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Folgende Bücher verdienen empfohlen zu werden:

Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs von Gottfried Christian Cannabich, Superintendent, Kirchen- und Consistorialrath. Zweyter Theil.

Wie dachte und urtheilte Luther über Betteley, und warum dachte und urtheilte er so? Eine Predigt von Heinr. Aug. König, Prediger in Mühlhausen.

Kinderzeitung oder denkwürdige Neuigkeiten für die Jugend. Leipzig bey Friedr. Aug. Leo.

Für die Abgebrannten in Cölleda ist eingegangen aus E.. 1 Rthlr. 4 gr.

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und vierzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Mancher andere würde nun als Erzbischof nach so vielen Arbeiten der Ruhe gepflegt, und sich bey trägem Müßiggange Essen und Trinken haben gut schmecken lassen. So dachte aber Bonifacius nicht. Mit unermüdeter Treue übte er alle die Pflichten aus, welche ihm als Oberaufseher über die seiner geistlichen Aufsicht Uebergebenen oblagen, sorgte für immer größere Bevestigung der neuen Lehre unter den Deutschen, hielt die Herren Bischöfe, die Mönche und andere Geistlichen zu einem feinen sittsamen Leben an, suchte manche Gewohnheiten, die er bey den Deutschen fand und für schädlich und unschicklich hielt, wegzuschaffen, legte aber auch durch seine Anhänglichkeit und Gehorsam gegen den Pabst, den Grund dazu, daß die Deutschen Christen unter die geist-

liche Herrschaft des Römischen Papstes kamen, welche dieser ihnen bald gar schwer fühlen liess, und von welcher sie sich nur erst mit vieler Mühe wieder vor einigen Jahrhunderten losgerissen haben.

Nachdem nun Bonifacius für die Verbreitung und Bevestigung des Christenthums unter den Deutschen lange genug und mit unermüdetem Eifer beschäftigt gewesen war, sehnte er sich doch ein wenig nach Ruhe. Er legte daher sein erzbischöfliches Amt nieder und veranstaltete, daß einer seiner treuen Gehülfen am Bekehrungsgeschäfte, ein gewisser Lullus, zum Erzbischof von Maynz erwählt wurde. Indessen war es doch seinem thätigen Geiste unmöglich, die noch übrigen Tage seines irdischen Lebens in träger Ruhe zu verleben. Vielmehr faßte er noch in seinem hohen Alter den kühnen Entschluß, an der weitern Verbreitung der christlichen Religion unter den Friesen zu arbeiten. Kaum hatte er seinen Nachfolger in der erzbischöflichen Würde, den Lullus, gehörig in sein Amt eingesetzt und ihn den neubekehrten Christen und ihren Geistlichen und Bischöfen aufs beste empfohlen: so trat er in Begleitung einiger treuen Gehülfen die Reise zu den Friesen an. Auch unter diesen fanden anfänglich seine Predigten so vielen Beyfall, daß sich mehrere tau-

send Friesen taufen ließen, und er dort mehrere Kirchen erbauen konnte. Aufgemuntert durch diesen glücklichen Erfolg seiner Bemühungen, wagte er sich noch tiefer in das Land hinein, wo aber die Einwohner dem Heydenthum so eifrig ergeben waren, daß er bey diesen den hartnäckigsten Widerstand fand. Dieser ging so weit, daß ein Haufe derselben ihn sogar eines Tages umringte, in der Absicht, ihn nebst seinen Begleitern zu ermorden. Kaum war dem Bonifacius noch so viel Zeit übrig geblieben, diese letztern zur standhaften und muthigen Erduldung des ihnen bevorstehenden Todes zu ermahnen, als schon der erzürnte Haufe Friesen mit Schwertern und andern Waffen über ihn herfiel und ihn nebst seinen Gehülfen ermordete. Bonifacius soll, als die Friesen so auf ihn loshieben und stachen, den erbitterten Leuten ein Buch, das er in der Hand hatte, vorgeworfen haben, und dieses soll von ihnen durchstochen worden seyn. Ich führe dieß darum an, weil man den Bonifacius manchmal mit einem Schwerte, das ein Buch durchsticht, in alten Kirchen und andern Orten abgebildet findet, und dieß auf das erzählte Geschichtchen zielen soll.

W. Aber wodurch mochten doch wohl die Leute, welche den Bonifacius und seine Gefährten todtschlugen, so aufgebracht worden seyn?

S. B.

B. Ich weiß freylich nicht, worinne es der gute Mann bey seinen Bemühungen, unter ihnen das Christenthum zu verbreiten, etwa versehen haben mochte. Aber gesezt, er wäre auch dabey mit der größten Klugheit zu Werke gegangen: so war das schon hinlänglich, sie, wenn sie eifrig ihrer bisherigen Religion anhingen, gegen sich aufzubringen, daß er ihnen diese durch seine Predigten entreissen wollte. Es ist nun einmal so des Menschen seine Art, daß er sich seinen alten Glauben nicht gern nehmen läßt.

W. Aber der Glaube der Friesen, so wie die Religion unserer heydnischen Vorfahren überhaupt, war doch eine falsche Religion. Sie glaubten ja statt eines Gottes mehrere Götter, und verehrten diese durch allerley abergläubische Gebräuche. Bey diesem Glauben, dächte ich, hätten sie nicht seelig werden können, und da hätten sie ja herzlich froh seyn sollen, daß sich Bonifacius ihrer erbarmte und ihnen eine bessere Religion lehrte.

B. In so fern unsere Vorfahren sich unrichtige Vorstellungen von dem höchsten Wesen machten, und dasselbe unter der Gestalt mehrerer Götter verehrten, hatten sie freylich eine falsche Religion. Ob sie aber bey ihrer bisherigen Religion seelig werden konnten, das ist eine Sache, über welche wir dem lieben Gott die Entscheidung überlassen wollen. Uns armen unverständigen Menschen ge-

gebührt es nicht, andern Leuten, auch wenn sie die blindesten Heyden wären, die Seeligkeit abzusprechen. Vielmehr dürfen wir als Christen, die durch die Lehre Jesu, so wie wir sie in der Bibel aufgezeichnet finden, den lieben Gott als den Vater aller Menschen kennen gelernt haben, es immer dem weisem und gütigen Gotte zutrauen, daß er von unsern heydnischen Vorfahren gewiß keine größern Einsichten und keine bessere Verehrung verlangt haben wird, als sie nach den Umständen, unter welchen sie lebten, haben und ihm erzeigen konnten. So unrichtig nun immer die Religionsbegriffe der Friesen gewesen seyn mögen: so hielten sie selbst dieselben doch für richtig, woraus sich eben ihr Unwille gegen den Bonifacius hinlänglich erklären läßt. Seine Ermordung erfolgte im Jahre 755, nachdem er etliche und dreyßig Jahre für die Verbreitung des Christenthums in Deutschland unermüdet thätig gewesen war. Der Leichnam desselben wurde von den Christen in Friesland aufgesucht und in der Kirche zu Utrecht*) in einer Kapelle beygesetzt. Als aber die Nachricht von des Bonifacius Ermordung nach Maynz kam, erinnerte sich Lullus, der Nachfolger desselben im Erzbisthum von Maynz, daß er dem Bonifacius

 noch

*) Eine Stadt in der heutigen Republik der vereinigten Niederlande.

noch vor seiner Abreise habe versprechen müssen, einst seinen Leichnam im Kloster Fulda begraben zu lassen. Es wurde daher derselbe von Utrecht auf einem Schiffe abgeholt und nach Maynz gebracht. Hier wurden die Eingeweide des frommen Mannes aufbewahrt, und der übrige Körper nach Fulda abgeführt, wo ihm in der Stiftskirche ein eigener Begräbnisplatz zubereitet wurde. Das Wehklagen über des Bonifacius Tod und jämmerliche Ermordung war unter den Deutschen Christen ungemein groß, und die Verehrung und Hochachtung, die man demselben erwies, außerordentlich. Das Kloster Fulda wurde in ganz besondern Ehren gehalten, weil es den Leichnam dieses Wohlthäters der Deutschen aufbewahrte. Mehrere reiche Leute schenkten nun demselben um so mehr ansehnliche Güter und Ländereyen, und der Reichthum desselben nahm immer mehr zu. Viele andere Kirchen, Klöster und Kapellen gaben in der Folge vor, auch Ueberbleibsel von dem Leichname des Bonifacius zu haben, und man hat berechnet, daß wenn man die Reliquien*) sammeln wollte, welche man an mehrern Orten für Ueberbleibsel des Körpers des Bonifacius ausgiebt, man davon mehr als ein

*) Reliquien nennt man die Ueberbleibsel von Heiligen, z. B. Arme, Beine und andere Knochen, auch Kleidungsstücke derselben.

ein Gerippe zusammen setzen könnte. Bonifacius wurde sogar von den Christen unter die Zahl der Heiligen gesetzt, weßwegen man ihn auch zuweilen den heiligen Bonifacius nennt. Auch heißt er gewöhnlich der Apostel der Deutschen, der Apostel der Thüringer. Warum man ihm diese beyden Namen beylegt, wird er von selbst einsehen. Die Ehre der Heiligsprechung wiederfuhr aber nicht dem Bonifacius allein, sondern auch mehrern der Männer, welche sich um die Ausbreitung des Christenthums unter den Deutschen Heyden besonders verdient gemacht hatten, z. B. dem Gallus, dem Emmeran, auch einigen Gehülfen des Bonifacius in dem Bekehrungsgeschäfte.

W. War denn die Heiligenverehrung bey den Christen damals auch schon eingeführt?

V. O freylich, das war schon eine ziemlich alte Gewohnheit unter den Christen. Ueberhaupt muß ich ihm nur bey dieser Gelegenheit sagen, daß die christliche Lehre, welche der heilige Bonifacius und andere Missionarien in Deutschland predigten, nicht mehr so rein und unverfälscht war, wie sie unser Heiland gelehrt hatte, und wie wir sie mit gesunden Augen und gesundem Verstande im neuen Testamente lesen können. Die Verehrung Gottes, welche nach den Grundsätzen Jesu

besonders in einem rechtschaffenen Wandel, in einer Liebe zu Gott, welche sich in Menschenliebe und Erfüllung aller seiner Pflichten thätig beweißt, bestehen soll, wurde von den damaligen Christen vorzüglich in die Beobachtung einer Menge von Gebräuchen gesetzt, welche nach und nach unter ihnen eingeführt worden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Peßler, Pastor in Wetlenstedt und Bechelde, nahe bey Braunschweig, hat eine Dreschmaschine erfunden, welche so viel leistet, als sechs tüchtige Drescher. Er will die Beschreibung davon drucken, und mit Kupferstichen erläutern lassen, und sie denen zuschicken, die ihm vor Ende dieses Jahres, einen Louisd'or, oder 5 Thaler in Golde, vorausbezahlen. Wer auf 5 Exemplare Pränumeration einschickt, erhält das 6te frey. Die Gelder werden frankirt eingeschickt. Eine ausführlichere Beschreibung von dieser nützlichen Erfindung giebt ein Blatt, welches der Verfasser unentgeldlich ausgiebt.

Der Bote aus Thüringen.

Zwey und vierzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Wer das Zeichen des Kreuzes fleißig machte, viel fastete, Kirchen und Klöster reichlich beschenkte, zu den Oertern reiste, wo unser Heiland gelebt, gelehrt, gelitten hatte, gestorben und begraben war, galt in jenen Zeiten für einen besonders frommen Menschen; und man war der Meynung, daß Leute, welche dieß alles thäten, gewiß Vergebung ihrer Sünden von Gott erhalten würden. Man verehrte verstorbene Personen, von denen man glaubte, daß sie sich besonders um andere Menschen verdient gemacht und durch einen rechtschaffenen Wandel und Frömmigkeit ausgezeichnet hätten, nicht etwa vorzüglich dadurch, daß man sich bemühte ihr gutes Beyspiel nachzuahmen: sondern besonders dadurch, daß man ihrer Leichname und anderer Ueberbleibsel von ihnen habhaft zu werden suchte, um sie als

Heiligthümer aufzubewahren; auch pflegte man zu solchen für heilig geachteten Personen zu beten und sie um ihre Fürbitte bey Gott anzuflehen. Man glaubte, daß die entseelten Gebeine mancher heiligen Personen allerley wunderbare Dinge wirken, z. B. Kranke gesund machen könnten. Die Kirchen schmückte man mit Bildern und Statuen von Heiligen aus, und betete bey ihrem Anblick zu den Heiligen, und was dergleichen Dinge mehr waren.

Das angeführte ist hinlänglich, ihm zu zeigen, wie ohngefähr das Christenthum beschaffen war, das Bonifacius und die damaligen Heydenbekehrer unsern Vorfahren lehrten. Uebrigens können wir diesen Leuten darüber keine Vorwürfe machen, daß sie unsern Vorfahren nicht die reine christliche Religion, wie sie aus Jesu eignem Munde gekommen war, lehrten. Sie lehrten, was sie wußten und selbst für wahr hielten. Denn auch hier traf ein, worauf ich ihn schon einmal aufmerksam gemacht habe: daß die Menschen in Religionssachen gewöhnlich das glauben, was ihre Väter geglaubt haben. Das was Bonifacius und seine Gehülfen als christliche Religion unsern Vorfahren lehrten, war ihnen von ihren Lehrern und Eltern auch als christliche Religion gelehrt worden, und also theilten sie dieselbe andern

dern so gut oder so schlecht mit, als sie selbst darin waren unterrichtet worden.

Ob wir nun aber gleiches eben nicht für nöthig halten, den Bonifacius, den Gallus und andere Männer, welche die Deutschen Heyden mit dem Christenthume bekannt machten, als Heilige anzubeten: so waren doch immer unsere Vorfahren jenen Männern großen Dank schuldig, und mit allem Fug und Recht dürfen auch wir sie als unsere und unsers Vaterlandes Wohlthäter ansehen. Dieß will ich ihm noch ein wenig erklären.

Mag das Christenthum, das sie unsern Vorfahren lehrten, auch der reinen Lehre Jesu noch so unähnlich gewesen seyn: so hatte es doch immer vor der heydischen Religion noch beträchtliche Vorzüge. Unsere Vorfahren bekamen dadurch wenigstens etwas richtigere Vorstellungen von Gott und der seiner würdigen Verehrung, als sie bisher hatten. Ein schlechtes Kleid und eine schlechte Wohnung sind doch immer noch besser als gar keine; ein Mensch, der auch nur etwas lesen und schreiben kann, weiß doch immer noch mehr, als dem beydes ganz unbekannt ist. So ist ja wohl also auch eine mangelhafte Kenntniß der christlichen Religion noch besser als gar keine. Ueberdem wurde es, da unsere Vorfahren nur einmal etwas davon gelernt hatten, ih-

nen und nochmehr ihren Nachkommen nun doch möglich gemacht, zu richtigern und bessern Einsichten in derselben zu gelangen. Daß wir, ihre Nachkommen, uns einer bessern Erkenntniß der Religion Jesu rühmen dürfen, ist wohl, so viel ich davon verstehe, gewiß. Würden wir denn aber diese haben, wenn unsere Vorfahren Heyden geblieben wären?

Sehr große Veränderungen in den Sitten und der Denkungsart der Nationen unsers Vaterlandes, unter welchen die christliche Religion Eingang gefunden hatte, brachte diese freylich nicht gleich anfänglich bey ihnen hervor. Aber eben so wie einzelne Menschen, wenn sie zu bessern Einsichten kommen, auch nicht immer gleich denselben gemäß handeln und ihre Fehler nicht sogleich ablegen: so geht es auch bey ganzen Völkern. Nur erst allmählich sieht man die Früchte besserer Einsichten. Indessen ist es doch sehr wahrscheinlich, daß wenigstens einzelne Personen durch die neue Religion, die sie angenommen hatten, in manchen Stücken gebessert worden sind. Dieß wäre doch immer einiger Gewinn gewesen, um so mehr, da dieser ihr Beyspiel auch auf andere gewirkt haben wird.

Die Klöster, Kirchen und Bisthümer, welche durch die Verbreitung des Christenthums unter unsern Vorfahren in unserm Vaterlande entstanden

den und von dem Bonifacius und andern gestiftet worden waren, hatten für die damaligen Zeiten auch manchen wichtigen Vortheil. Außerdem daß sie zur Erhaltung und Befestigung des Christenthums in unserm Vaterlande dienten, trug ihre Errichtung auch viel zum bessern Anbau des Landes bey. Schon oben habe ich ihm erzählt, daß durch die Stiftung des Klosters Fulda die Gegend um dasselbe angebauet wurde. Wie dieß hier geschah, so geschah dieß auch in andern Gegenden, und da, wo man Kirchen, Klöster und Bisthümer angelegt hatte, entstanden nach und nach Flecken und Städte. Die Mönche begaben sich meist immer in solche Gegenden, welche noch wenig oder gar nicht angebauet waren. Dort reuteten sie um ihre Klöster herum die dikken Waldungen aus, legten, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, Gärten an, und schufen die Wälder und Moräste in Ackerland um. Dadurch erwarben sie sich das Verdienst, daß manche Gegenden in Bayern, im heutigen Franken, Hessen, und besonders auch in unserm Thüringen, früher angebauet wurden, als es vielleicht sonst geschehen seyn würde. — Mit dem Christenthume erhielt Deutschland auch die ersten Schulen. Hierbey muß er sich nun freylich nicht vorstellen, als ob nun in allen damaligen Städten und Dörfern

Schulen zum Unterricht für die Jugend angelegt worden wären. So geschwind gieng es hiermit nicht, diese Einrichtung ist erst viel später und nur nach und nach gemacht worden. Die Schulen, wovon hier die Rede ist, wurden in den neugestifteten Klöstern angelegt und anfänglich nur für solche junge Deutschen bestimmt, welche Geistliche werden wollten. Diese wurden hier von den Mönchen unterrichtet in dem, was man damals für einen Geistlichen für nöthig hielt, und trugen hernach zur immer größern Befestigung der christlichen Religion in Deutschland bey. Eine solche Schule wurde zuerst, und zwar noch vom Bonifacius selbst, in dem Kloster Fulda gestiftet, und in der Folge entstanden deren in mehrern Klöstern. Hierdurch wurde Lesen und Schreiben unter unsern Vorfahren zuerst etwas bekannter, aber freylich lernten dieß anfänglich nur die, welche Geistliche werden wollten, und es dauerte immer noch gar viele Jahrhunderte, ehe diese beyden allen Menschen so nöthigen und wichtigen Kenntnisse allgemeiner unter den Deutschen wurden. Es wird ihm bekannt seyn, daß es heut zu Tage mehrere Arten von Mönchsorden giebt. Die, welche sich besonders die genannten Verdienste um unser Vaterland erwarben, gehörten zum Orden der Benedictiner, welche sich in den ältern Zeiten beson-

besonders sehr rühmlich unter den Mönchen auszeichneten, indem sich ein Theil derselben in den Klöstern mit Studiren beschäftigte, ein anderer Theil aber die Aufsicht hatte über den Ackerbau und über das, was sonst zur Wirthschaft und zur Herbeyschaffung der Bedürfnisse für die Mönche gehörte. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Herren Benedictiner den Ruhm behalten, daß es unter ihnen sehr geschickte und gelehrte Leute giebt, und daß sehr viele unter ihnen ihre Zeit auf eine sehr nützliche Weise anwenden. Ist daher auch in spätern Zeiten in Deutschland, wie überhaupt auf der Erde durch die Mönche erstaunlich viel Unheil gestiftet worden, und hat man es deßhalb sogar hier und da, auch in Deutschen Ländern, für nöthig gehalten, die Klöster aufzuheben: so wäre es doch ungerecht, wenn man es nicht erkennen wollte, daß wenigstens in den Zeiten, als das Christenthum unter unsern Vorfahren verbreitet wurde, sie sich ein großes Verdienst um unser Vaterland erworben haben.

Dieß ist etwa das vorzüglichste, was ich ihm, Herr Gevatter! von der Ausbreitung des Christenthums unter den Schwaben, Bayern, Franken, Thüringern und Frisen zu erzählen hatte. Es versteht sich von selbst, daß, nachdem nur einmal ein so fester Grund zur Verbreitung desselben

gelegt war, es sich hierauf immer weiter unter denselben ausbreitete, und daß der Kirchen und Klöster in den Ländern, die sie bewohnten, mit der Zeit immer mehrere wurden. Indessen wäre es überflüssig, mich weiter dabey zu verweilen.

Nur wenn und wie die Sachsen und die Slavischen Völker in Deutschland zur christlichen Religion gebracht worden sind, bleibt mir noch übrig, ihm zu erzählen. Da dieß aber, besonders in Ansehung der Slaven, eine geraume Zeit später geschah: so verschiebe ich die Erzählung hiervon bis auf andere schickliche Gelegenheiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Dr. Collenbusch, Fürstl. Sächsischer Leibarzt zu Eisenberg kündigt zwey sehr nützliche Volksschriften an. Die eine heißt: Krankheitskatechismus, und zeigt in 10 Bogen, wie die Menschen sich vor Krankheiten hüten können, und wie sie sich zu verhalten haben, wenn sie wirklich krank werden. Man kann darauf bis zum ersten December mit 4 Gr. sächs. oder 18 Kr. pränumeriren.

Die andere heißt: Wochenblatt des aufrichtigen Volksarztes. Es wird davon wöchentlich ein Bogen herauskommen, und man pränumerirt auf einen halben Jahrgang mit 1 Rthlr. Sächs. In der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal wird auch Pränumeration angenommen.

Der Bote aus Thüringen.

Drey und vierzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

B. Endlich, Herr Gevatter! kann ich doch sagen, ein ehrlicher Mann hält sein Wort.

W. Ich merk's schon, er kommt heute gewiß mit der längst versprochenen Landkarte herbeygerückt.

B. Nicht anders. Ich muß ihm nur gestehen, daß mir ordentlich ein wenig bange gewesen ist, er möchte denken, ich würde mein Versprechen gar nicht erfüllen.

W. Da hätte er immer ohne Sorgen seyn können; ich weiß ja wohl, daß es nicht immer so geht, wie man gern will. Wollen doch jetzt viele hundert tausend Menschen gern Friede haben, und wird doch immer nicht Friede.

B. Er kennt wohl das Sprüchelchen: was lange währt, wird gut. Wenn man dieß von dem

über lang oder kurz geschlossenen Frieden endlich auch sagen kann: so haben wir nicht zu lange darauf gewartet. Bey meinem Märtchen wenigstens soll, denke ich, das Sprüchelchen zutreffen. Da nehme er es hin und hebe er es fein auf, damit es nöthigen Falls gleich bey der Hand ist. Heute werden wir's nicht nöthig haben. Denn ich will ihm nun einiges erzählen von den Einrichtungen, von der Lebensart, von dem Beschäftigungen u. d. gl., welche man damals im achten Jahrhunderte unter den Bewohnern unsers Vaterlandes fand. Daraus wird er sehen, daß manches doch gar merklich in Deutschland schon verändert geworden war, während der Zeit, als die herrschsüchtigen Franken unaufhörlich dahin gestrebt hatten, die Bewohner unsers Vaterlandes unter ihre Oberherrschaft zu bringen und sie wirklich meist darunter gebracht hatten. Denn die Sachsen und die Slavischen Völkerschaften Deutschlands waren nur noch die einzigen, die ihnen noch nicht unterworfen waren.

Jagd und Krieg waren freylich noch immer die Haupt und Lieblingsbeschäftigungen der Adelichen und der Freygebohrnen. Bey der Jagd bedienten sie sich nicht nur der Hunde zur Aufsuchung und Verfolgung des Wildes, sondern sie hatten auch zur Jagd abgerichtete Hirsche und Bären,

welche

welche ihnen das Wild herbeylocken mußten, das sie dann mit Pfeilen und Wurfspießen erlegten. Auch Raubvögel richteten sie zur Jagd ab und brauchten sie zum Fangen der Kraniche, der wilden Gänse, Enten und anderer Vögel. An Gelegenheit, ihre Neigung zum Kriege zu befriedigen, fehlte es ihnen nicht. Denn theils hatten sie Händel unter einander, theils genug mit den Franken und andern zu kriegen. Das Christenthum brachte in dieser Rücksicht keine Veränderung unter ihnen hervor; ja viele Geistlichen selbst nahmen so eifrigen Antheil am Jagen und Kriegen, daß sie ihre Amtspflichten darüber versäumten. Bonifacius eiferte und machte Verordnungen genug, daß die Bischöfe und andere Geistlichen sich nicht mit dem Kriege und der Jagd abgeben sollten. Beydes unterblieb aber weder zu seiner noch nach seiner Zeit nicht; und nicht selten sah man Bischöfe an der Spitze ihrer Untergebenen gegen den Feind anrücken.

Unterdessen daß die Herren Menschenköpfe absäbelten, und Rehe und Auerochsen u. d. gl. durchstachen und mit ihren Pfeilen erlegten, waren ihre Leibeigenen zu Hause auch nicht faul. Sie machten die Wälder lichte, machte Ackerland daraus, legten Gärten an, ackerten das Land um, säeten und und ernteten, machten Kleider, baue-

ten Häuser, webeten Leinwand, verfertigten Waffen und unzähliche andere nützliche Dinge. Dadurch bekam unser Vaterland ein ganz anderes Ansehen. Vorher hatten Menschen und Thiere in elenden Hütten auch wohl in Höhlen in der Erde gewohnt, und unterirdische Gruben waren die Getreidemagazine und die Kammern gewesen, wo die Bewohner Deutschlands zur Zeit der Geburt Christi allerley aufzuheben pflegten. Jetzt im achten Jahrhunderte sahe es schon ganz anders aus. Da stand das Vieh in Ställen, und die Menschen wohnten in Häusern; da hatten die Deutschen schon besondere Gebäude, welche man Stuben nannte, worin sie sich wärmten, ein besonderes Gebäude, das Saal hieß, worin sie zusammenkamen und ihre Mahlzeiten verzehrten und Gastmäler hielten; sie hatten Keller zur Aufbewahrung der Lebensmittel, Scheuern und Kornböden. Jedes dieser genannten Dinge machte, versteh er mich recht, ein Gebäude für sich aus. Die Stube war ein besonderes, der Saal ein besonderes Gebäude u. s. w. Denn so viel die Deutschen auch schon um jene Zeit an Einsichten im Bauen zugenommen hatten: so waren sie doch noch nicht so weit darin gekommen, daß sie Wohnzimmer, Stuben, Saal, Keller u. s. w. in ein einziges Gebäude, wie es späterhin geschah und

wie

wie wir heut zu Tage thun, hätten zusammen bauen können. Man bauete damals nicht mehr allein von Holz, sondern man bediente sich auch schon der Steine und des Kalks. Alle die genannten Gebäude zusammen waren mit einem Zaune eingeschlossen und wurden ein Hof genannt. Zu jedem solchen Hofe gehörten Felder, Wiesen, Wald, Teiche, und mit dem Hofe zusammen genommen hieß dieses alles ein Weiler. Aus diesen einzelnen Höfen und Weilern sind Dörfer, Flecken, ja selbst viele Städte entstanden. Dörfer hatten dadurch ihren Ursprung genommen, daß die Besitzer der Weiler ihren Leibeigenen Stücke von ihren Ländereyen zum Anbau übergaben, wofür ihnen diese einen jährlichen Zins an Getreide, an Vieh u. d. gl. entrichten, und sich auch verbindlich machen mußten, ihrer Herren übrige Aecker und Ländereyen zu bestellen, Baumaterialien herbey zu führen und beym Bau ihrer Gebäude zu arbeiten u. s. w. woraus die sogenannten Frohndienste entstanden sind. Diese Leibeigenen bekamen nun ihre eigenen Wohnungen und Wirthschaften, konnten ihr Land nach ihrem Belieben benutzen, wenn sie ihren Zins gehörig entrichteten und die verlangten Dienste ihren Herren thaten. Die Herren aber blieben doch nicht nur die Eigenthümer der den Leibeigenen überlassenen Ländereyen, son-

dern auch ihrer Personen, so daß der Herr einen solchen Leibeigenen mit dem Grund und Boden nach Belieben verkaufen, verschenken und vertauschen konnte. Auch den übrigen Leibeigenen, welche sich nicht mit dem Ackerbau beschäftigten, musten ihre Herren Wohnungen und Unterhalt geben. Diese Leibeigenen musten ihren Herren allerley solche Arbeiten verrichten, welche jetzt uns die Handwerksleute für Geld thun. Manche verrichteten die Geschäfte unserer Zimmerleute und Maurer, andere die der Schneider, der Schmiede u. s. w. Andere besorgten das Vieh und andere land und hauswirthschaftlichen Geschäfte. Wenn nun ein Herr viele Leibeigene hatte: so muste um einen solchen Hof sich ziemlich viel Wohnungen und Gebäude befinden. Sowohl die Weiber der Leibeigenen, als die der Freygebohrenen, gaben sich mit Spinnen und Weben ab, und man verfertigte damals schon recht artige Leinwand in Deutschland.

Alles Land, das von den verschiedenen Deutschen Völkern bewohnt wurde, war in gewisse Bezirke eingetheilt, welche Gauen hießen, etwa so wie heut zu Tage die Deutschen Provinzen in Aemter, in Herrschaften u. d. gl. eingetheilt sind. Mehrere Weiler und Dörfer zusammen genommen machten einen solchen Gau aus. Schon bey den alten

alten Deutschen zur Römer Zeit war etwas von dieser Einrichtung da; unter den Fränkischen Königen war aber alles noch mehr und genauer bestimmt geworden, und wurde in der Folge bald noch genauer eingerichtet. Ueber einen jeden solchen Gau war ein Mann gesetzt, der den Namen Graf führte und jedesmal einer aus den Adelichen war. Dieser mußte auf Recht und Gerechtigkeit in dem seiner Aufsicht übergebenen Gaue sehen, mußte Acht darauf haben, daß dem Morden, dem Straßenraube gesteuert, und die Leute, welche sich dieser und anderer Verbrechen schuldig machten, gestraft wurden. Wer da glaubte von jemanden beleidigt und gekränkt geworden zu seyn, konnte sich jetzt an diese Grafen wenden, und diese forderten den Kläger und Beklagten vor sich, und wenn der Beklagte das Vergehen eingestand, wurde er nach den Gesetzen gehörig bestraft. In den ältesten Zeiten, bestand die Strafe in Darbringung einer gewissen Anzahl Kühe, Pferde oder anderer Thiere. Unter der Fränkischen Oberherrschaft und seitdem überhaupt Geld gemeiner unter unsern Vorfahren geworden war, bestanden aber die meisten Strafen in Erlegung einer gewissen Summe Geldes. Die Mordthaten z. B. wurden mit Gelde bestraft und zwar der Mord eines freyen Mannes höher, als der eines Leibeigenen, und die

 Er-

Ermordung eines Bischofs und eines andern Geistlichen höher, als die eines andern Menschen. Aus dem leztern kann er zugleich sehen, daß die Geistlichen schon damals in hohen Ehren von unsern Vorfahren gehalten wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Studiosus Mathfessel, wohnhaft im Baierschen Hause zu Jena, kündigt eine Sammlung Lieder fürs Clavier, mit Gesang, launigten und ernsthaften Innhalts, an, die er auf Pränumeration will drucken lassen. Bis zu Ende des Jahres kann man mit 12 Groschen Sächsisch pränumeriren. Die Erziehungsanstalt in Schnepfenthal nimmt Pränumeration an.

Für die Abgebrannten in Cölleda ist eingegangen 6 Rthlr. 12 Groschen aus Schollenburg.

Der Bote
aus
Thüringen.

Vier und vierzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Wirth. Das kommt mir doch wunderlich vor, daß die Ermordung eines Menschen mit Geld wieder gut gemacht werden konnte.

Bote. Ja, lieber Herr Gevatter! Leute, welche so roh und kriegerisch gesinnt sind, wie es damals noch unsere Vorfahren waren, machen nicht so viel aus dem Leben eines Menschen, wie heut zu Tage vernünftige Leute. Muth und Tapferkeit waren die Eigenschaften, welche man damals am meisten an einem Manne schätzte; und jemanden zu tödten, dazu gehörte freylich zu jener Zeit, wo jeder freye Mann sich nie ohne Waffen öffentlich sehen ließ, und sich also nöthigen Falls wehren konnte, mehr Muth und Tapferkeit, als etwa heut zu Tage, da Mordthaten gewöhnlich hinterlistiger und meuchelmörderischer Weise ge-

schehen.

schehen. Man sahe deßhalb damals die Ermordung eines Menschen als ein Zeichen des Muthes an. Weil man aber doch auch einiges Gefühl von dem Unrecht einer solchen That hatte: so ließ man sie nicht ganz ungestraft geschehen, und ein Theil der Strafe welche der Mörder erlegen mußte, wurde den Verwandten des Ermordeten zur Entschädigung gegeben, im Fall daß die Verwandten klagten. Geschahe dieß aber nicht, so blieb die Mordthat unbestraft, so wie alle Beleidigungen, wenn sich kein Kläger fand. Dieß war nicht selten der Fall, denn die Beleidigten oder ihre Verwandten rächten sich lieber selbst. Die Folge davon war, daß kleine Kriege zwischen einzelnen Familien oder Privatfehden, nicht nur damals, sondern auch noch mehrere Jahrhunderte nachher, häufig geführt wurden und viele Gegenden unsers Vaterlandes verwüsteten.

Wirth. Ich wäre wohl begierig zu wissen, wie hoch die Geldstrafe für eine Mordthat sich belief. Kann er mir darüber nicht etwa Auskunft geben?

Bote. Einiges kann ich ihm davon sagen. Der Preis war, wie gesagt, nicht einerley. Es kam darauf an, wer ermordet worden war. Auch war die Strafe nicht bey allen Deutschen Völkern die nämliche. Bey manchen bezahlte man für

die Ermordung eines Edelmanns 600 Soliden oder Schillinge *); wer einen Freyen tödtete, bezahlte 200 und für einen Knecht nur 30 Schillinge. Auch einzelne Glieder hatten ihren bestimmten Preis; und eben so war es festgesetzt, wie viel man für gewisse Dinge, die man gestohlen hatte, geben mußte. Wer jemanden die Hand abhieb, gab 100 Schillinge und für eine abgehauene Nase 45. Für einen gestohlenen Jagdhund erlegte man bey den Allemanniern 12, für eine mittelmäßige Kuh einen, für einen abgerichteten Falken 3 bis 6 und für ein Pferd auch 6 Schillinge. Wer aber bey den Franken einen Hengst gestohlen hatte, gab dafür 45 und für einen Leibeigenen nur 35. Einen Koch und einen Schweinhirten konnte man bey den Franken um einerley Summe, um 40 Schillinge, todtschlagen.

Etwas muß ich ihm doch auch von der Art und Weise erzählen, wie es bey den gerichtlichen Untersuchungen hergieng. Gericht wurde damals noch unter freyem Himmel gehalten, und gewöhnlich

*) Es gab der Soliden oder Schillinge zweyerley Arten, goldene und silberne. Hier sind silberne zu verstehen, von denen einer nach unserer Geldrechnung beynahe einen Thaler acht Groschen oder einen Conventionsthaler Sächsisch galt.

lich auf einem grünen Platze unter einem schönen hohen Baume. Ein solcher Gerichtsplatz hieß eine Mahl- oder Mallstatt. Hier versammelten sich zu gewissen Zeiten die Leute, die zu einem Gaue gehörten; denn jeder, der wollte, konnte der gerichtlichen Untersuchung beywohnen. Der Graf fand sich ein und die Partheyen wurden angehört. Zuerst nahm der Graf, welches unsern Vorfahren Ehre macht, die Klagen der Witwen und Waisen vor; dann die der Kirchen und hierauf hörte er die Klagen der übrigen an. Wenigstens war es bey den Franken so, und wahrscheinlich wird es bey den Bewohnern diesseits des Rheins auch so gewesen seyn. Der Kläger mußte seine Anklage beweisen, und der Beklagte, wollte er seine Schuld nicht eingestehen, mußte mit mehrern andern, welche die Eideshelfer hießen, seine Unschuld beschwören. Diese Eideshelfer konnte der Angeklagte sich zuweilen selbst wählen, in manchen Fällen aber wurden sie durch die Obrigkeit bestimmt. Man nahm auch, um die Schuld oder Unschuld des Angeklagten herauszubringen, seine Zuflucht zu manchen andern Mitteln, welche gar sonderbar waren. Der Angeklagte mußte nämlich gewisse Dinge vornehmen, wobey man glaubte, daß Gott auf eine besondere Weise zu erkennen geben würde, ob der Angeklagt

geklagte schuldig oder unschuldig sey. Man hieß deshalb dergleichen Untersuchungen Gottesurtheile.

Es gab dieser Gottesurtheile verschiedene Arten, von denen manche schon in frühern Zeiten unter den Deutschen üblich waren, aber noch immer mehrere neue hinzukamen. Eins der gewöhnlichsten war der sogenannte gerichtliche Zweykampf oder Duell. Wer in demselben siegte, wurde für unschuldig und der Besiegte für schuldig gehalten, weil man der Meynung war, Gott müsse jederzeit dem Unschuldigen den Sieg geben. Bey einem solchen gerichtlichen Duelle fanden nun mancherley besondere Gebräuche Statt. Wenn zum Beyspiel zwey mit einander über ein Stück Land, auf welches jeder ein Recht zu haben glaubte, Zank bekamen, und ihre Streitigkeiten vor den Grafen brachten: so gieng der Graf mit ihnen auf das Stück hin, worüber sie mit einander stritten. Hier mußte jeder von einem Baume dieses Bezirks einige Zweige abbrechen und dieselben in den Boden stecken. Hierauf wurde das Stück Erde, worin die Zweige steckten, in einen Sack gethan und dem Grafen übergeben. Dieser versiegelte den Sack, gab ihm einen dritten zur Verwahrung, und die beyden Streitenden mußten versprechen, an einem festgesetzten Tage ihren Streit

 durch

durch den Zweykampf zu entscheiden. Am Tage, an welchem dieser gehalten wurde, legte man, auf dem zum Kampfe bestimmten Platze, den Sack zwischen die beyden Kämpfer; diese berührten ihn mit ihren Schwertern, und riefen dann Gott an, daß er dem Unschuldigen den Sieg verleihen möge. Nun gieng der Kampf an. Der Sieger behielt das bestrittene Stück Land, und der Besiegte, oder war er im Kampfe geblieben, seine Verwandten mußten noch obendrein zwölf Soliden oder Schillinge bezahlen. So sonderbar ihm diese Entscheidung vorkommen mag: so wurden doch nach und nach noch viel sonderbarere Arten solcher Proben oder Gottesurtheile eingeführt. Ich will ihm davon bey einer andern Gelegenheit noch einiges erzählen. Denn es dauerte viele Jahrhunderte, ehe man gescheut genug wurde, das Alberne solcher Gottesurtheile einzusehen und sie abzuschaffen. Ja der gerichtliche Zweykampf wurde sogar erst im sechzehnten Jahrhunderte abgeschafft.

Er wird sich leicht vorstellen können, daß bey Leuten, welche glaubten, daß der liebe Gott auf dergleichen Weise die Schuld oder Unschuld eines Menschen an den Tag legen werde, auch mancher andere Aberglaube gäng und gebe gewesen

seyn

seyn wird. Da hielt man Kometen, Nordscheine, Feuerkugeln und andere ungewöhnliche Naturerscheinungen für Vorboten großer Unglücksfälle, und wenn man im Herbst etwa Bäume blühen sah: so mußte dieß auch eine besonders wichtige zukünftige Begebenheit andeuten. Auf Vorbedeutungen hielten unsere lieben unwissenden Urältervåter überhaupt gar viel. Es war dieß eine Art des Aberglaubens, die sie noch von den ältesten Zeiten her von ihren Vorfahren geerbt hatten, und die bis auf den heutigen Tag selbst unter uns sich noch nicht ganz verlohren hat. Das Geschrey mancher Vögel hielten sie für einen Glücks- oder Unglückspropheten. Fällt ihm hierbey nicht das Geschrey der Todeneule und das Heulen der Hunde ein, woraus noch jetzt abergläubische Leute schließen, daß jemand in der Nachbarschaft sterben werde? Wenn sie aus dem Hause gingen: so gaben sie wohl Achtung, was für ein Thier ihnen zuerst begegnen würde. War es ein Wolf, ein trächtiger Hund, ein Fuchs, ein Wiesel, eine Schlange: ach, dachten sie dann erschrocken, was für ein Unglück wird mir heute begegnen! Gewiß denkt er hierbey an die albernen Leute, welche jetzt noch erschrecken, wenn ihnen beym Austritt aus dem Hause ein altes Weib begegnet, oder wenn ihnen auf ihrem Wege eine

Heerde Schafe oder Schweine aufstößt. Der alte Packesel, der Teufel, der noch jetzt sich so viel Böses auf den Hals schieben lassen muß, hatte es damals noch schlimmer. Da glaubte man, es gäbe Leute, welche durch Hülfe des Teufels Blitz, Sturm und schreckliche Regengüsse hervorbringen und allerley andere, den Menschen nachtheilige Dinge bewirken könnten. Solche Leute hießen Hexen und Zauberer. Wenn Menschen und Vieh besondere Krankheiten bekamen, so hielt man sie für behext und bezaubert; wenn Weiber unfruchtbar waren, so war auch Hexerey daran Schuld.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pränumeranten auf Conrad Kiefers Lebensgeschichte.

Die Durchl. Prinzeßin Victorie von Hessen-Philippsthal 1 Ex.
Herr Peter Scheer in Amt Gehren 1
— Cand. Grosse in Prag 1
— Joh Georg Eberhard, Kirschner in Glen-gen 1
— Rothe in Emmleben 1
— Buchh. Friedr. Korn in Breslau 6
— Wageschreiber Eckhard in Erfurt 1
— D. Clausen das. 1
Die Steinersche Buchhandlung in Winterthur 6
Hr. Dan. Girtanner in St. Gallen 2
Hr Jul. Girtanner in Nürnberg 4
Frau Salzmann in Erfurt 1

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünf und vierzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Um zu verhindern, daß man nicht behext und bezaubert werden sollte, trugen die abergläubischen Leute Bänder um den Hals, woran allerley Figuren hingen. Solche Dingerchen hießen damals Zaubergeschreib und Plech und Plechir. Heut zu Tage nennt man dergleichen Dinge, wodurch man sich vor Bezauberung, Behexung und allerley andern Unglücksfällen verwahren will, Amulethe, und es giebt noch jetzt Gegenden genug, wo man viel auf dergleichen Amulethe hält. Um sein Haus, Hof und Weiler vor Unglücksfällen zu verwahren, zog man unter Aussprechung gewisser Gebete und Beobachtung allerley Ceremonien, eine Furche um dasselbe. Auch der liebe Mond stand damals in gar übelm Rufe. Man glaubte, Zauberer könnten durch Hülfe des Mondes sowohl

den Menschen als auch dem Vieh allerley Schaden zufügen. Ich könnte ihm noch eine Menge dergleichen abergläubischer Meynungen anführen, welche in jenen Zeiten der Unwissenheit ihren Ursprung genommen hatten, und leider! noch bis auf den heutigen Tag so viel Spuren zurückgelassen haben. Aber die angeführten mögen genug seyn, und können ihm zum Beweise dienen, auf was für albernes Zeug die Menschen gerathen, wenn sie nicht zum Nachdenken gewöhnet werden. In wie viel glücklichern Zeiten leben wir jetzt, wo so viele verständige Menschen in Schulen und Kirchen und durch Schriften sich Mühe geben, ihre Mitmenschen von den letzten Ueberbleibseln des durch so viele Jahrhunderte fortgepflanzten und fortgeerbten Aberglaubens zu befreyen, und sie zum Nachdenken über alles zu gewöhnen!

Zu den besondern Sitten und Gewohnheiten unserer Vorfahren damaliger Zeit gehören auch die großen Feyerlichkeiten und Lustbarkeiten, welche sie beym Antritte eines neuen Jahres anstellten; ferner die Schmausereyen, welche bey Begräbnissen gewöhnlich waren, und womit man das Andenken der Verstorbenen zu feyern pflegte. Unsere Vorfahren beschlossen das Jahr mit dem Monate Februar, und fingen das neue mit dem März an. Um diese Zeit nun überließen sie sich ganz der Freude;

da

da wurde weidlich geschmaust und gezecht, getanzt und gesprungen; man trieb allerley Mummereyen und verkleidete sich in Thiere. Da stellte der eine ein Pferd, ein anderer einen Hirsch und andere wieder andere Thiere vor. So schwärmten sie auf den Höfen und Straßen herum und trieben dabey mancherley Muthwillen. Geschmaust wurde auch, wenn jemand gestorben war, und wahrscheinlich sind die Begräbnißmäler, welche in manchen Gegenden unsers Vaterlandes noch üblich sind, Ueberbleibsel jener alten Sitte. Hoffentlich wird auch diese in den Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens ihren Ursprung genommene Gewohnheit bald ganz unter den heutigen Bewohnern unsers Vaterlandes aufhören, nachdem hier und da schon der Anfang zur Abschaffung derselben gemacht worden ist. Vernünftige und Nachdenkende sehen ja ein, daß dergleichen Schmausereyen oder Todtenmäler den Verstorbenen nichts nutzen, wohl aber ihren hinterlassenen Geliebten auf mehr als eine Art schaden, und daß auf alle Fälle das Geld, das sie kosten, weit besser und nützlicher angewendet werden kann.

Schwerlich würde er, Herr Wirth! mit dem Küchenzettel der damaligen Zeit ganz zufrieden gewesen seyn. Man verzehrte damals manche Dinge, die eben heut zu Tage uns nicht sehr zum Appetite

petite reitzen würden. Hätte er wohl Lust ein Gerichtchen Krähen, Raben, Dohlen, einen gebratenen Storch oder Rohrdommel mitzuspeisen? Zu jener Zeit aber waren dieß gewöhnliche Speisen und blieben es noch gar viele Jahre hindurch. Auch Pferdefleisch wurde mit dem größten Appetite von unsern Vorfahren, besonders von den Thüringern, verzehrt. Es hielt auch gewaltig schwer, ehe sie sich von den Pferdebraten und Pferdeschinken und andern der benannten Delicatessen entwöhnen konnten. Der heilige Vater zu Rom hatte es sich zwar in den Kopf gesetzt, daß dergleichen Speisen sich für Christen gar nicht schickten. Der heilige Bonifacius gab auch Verordnungen über Verordnungen dagegen, aber sie wollten immer nicht viel helfen. Die geistlichen Herren damaliger Zeit hatten nämlich die Grille: weil Moses den Juden diese und andere Thiere, als unreine, zu essen verboten hätte, so müßten die Christen sich auch derselben enthalten. Dabey vergaßen sie nun freylich, so wie es auch noch jetzt manche vergessen, daß nicht in Mosis Verordnungen, die er den Juden gab, sondern in den Lehren Jesu die Vorschriften zu suchen und zu finden sind, nach welchen sich die Christen richten sollen. Im neuen Testamente heißt es aber: den Reinen ist alles rein. Uebrigens wollen wir weder die da-

malig

maligen Christen, noch die, welche noch bis jetzt das Gegentheil glauben, um ihrer Meynung willen verketzern und verdammen. Dagegen verlangen wir aber auch, daß die letztern uns ungehindert bey der unsrigen lassen und auch uns nicht verketzern und verdammen sollen.

W. Also meynt er, wir sollten wieder anfangen Krähen und Raben und Pferde zu essen?

B. Das habe ich ja nicht gesagt. Ich meyne nur, wenn wir sonst wollten, so könnten wir es thun, ohne daß wir glauben dürften, gegen die Lehre Jesu zu handeln. Uebrigens können wir jetzt die Pferde wohl besser, als zum Verspeisen brauchen, und zu Krähen und Raben u. s. w. haben wir auch eben nicht nöthig, unsere Zuflucht zu nehmen, da uns Hüner, Gänse, Enten und andere Vögel besser schmecken. Hat er aber zu einem Krähenbraten Appetit, meinetwegen! er kann ihn unbeschadet seiner Seligkeit verzehren. Hasen wollte der Papst anfänglich den Deutschen Christen auch nicht zu essen erlauben. Ich weiß nicht, warum er es endlich doch noch zuließ. Daher haben denn auch noch bis auf den heutigen Tag die Hasen die Ehre, von uns verzehrt zu werden, wenn wir ihrer habhaft werden können. Brod wurde damals schon von unsern Vorfahren gebakken und genossen; und vom Biertrinken waren sie, gleich ihren Urgroßvätern zur Römerzeit, noch im-

mer grosse Freunde. Auch mochte schon mancher Becher Wein in Deutschland getrunken werden; denn um diese Zeit d. i. im 8ten Jahrhunderte gab es nicht nur am Rhein und der Donau, wo schon durch die Römer der erste Anfang dazu gemacht worden war, Weinbau, sondern auch im Würtembergischen und im heutigen Franken.

Dieß ist ungefähr einiges von den Einrichtungen und dem Zustande unseres Vaterlandes und seiner Bewohner aus den damaligen Zeiten, das ich für nützlich hielt, ihm zu erzählen. Bald werde ich nun in meiner Erzählung auf einen Mann kommen, der manche andere grosse und wichtige Veränderung in demselben hervorbrachte, und zu den größten Wohlthätern Deutschlands mit Recht gezählt wird. Ehe ich aber von ihm rede, muß ich ihn noch erst mit einer wichtigen Veränderung bekannt machen, welche im achten Jahrhunderte in dem grossen Fränkischen Reiche vorgegangen war, zu dem, wie ihm noch erinnerlich seyn wird, nicht nur ein grosser Theil Deutschlands, sondern auch ganz Frankreich gehörte. Die alte Königsfamilie, welche von dem Könige Chlodewig, als dem Stifter des grossen Fränkischen Reichs, abstammte, hatte nämlich in dem achten Jahrhunderte die Königswürde verlohren, welche sie seit beynahe dreyhundert Jahren besessen hatte. Hätten wir nicht erst

in neuern Zeiten wieder die Erfahrung machen können, daß auch Könige und Fürsten darin uns andern Menschen gleich sind, daß sie eben so wenig, als wir vor unerwarteten und großen Unglücksfällen gesichert sind: so würde uns die Begebenheit, wodurch Chlodewigs Nachkommenschaft den Fränkischen Thron verlohr, hierüber belehren können. Indessen war dieser Vorfall auch noch mit so manchen andern Umständen verbunden, daß es nicht unnütz seyn wird, wenn ich ihm von denselben etwas erzähle.

Er wird noch wissen, Herr Gevatter! daß die spätern Nachkommen und Nachfolger des Königs Chlodewigs in der Königswürde nach und nach fast alles Ansehen verlohren hatten, und nur den Königstitel führten, ohne selbst eben viel mit der Regierung zu thun zu haben. Er wird auch wissen, daß diese allmählich in die Hände eines ihrer Minister gekommen war, der den Titel Major Domus (Oberhofmeister) führte, und daß diese Würde bey der Familie eines gewissen Pipin von Herstal erblich wurde, indem sie Pipins Sohn, der ihm bekannte Karl Martell geerbt hatte, welcher die Araber so tüchtig schlug und den Bonifacius in seinem Bekehrungswerke in Deutschland unterstützte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von des Herrn Hofraths Faust Gesundheits-katechismus ist die vierte verbesserte Auflage erschienen, in welchen sich auch Vorschläge zur Ausrottung der Kinderblattern befinden, zu deren Ausführung der Himmel seinen Segen geben wolle. 30 Stücke dieses Buchs kosten einen Thaler und ein einzelnes 1 Gr. In Pappe gebunden kosten 20 Stück 1 Thaler und ein einzelnes 1 Gr. 6 Pf.

Für die Abgebrannten in Cölleda ist dießmal eingegangen — Nichts. Die Leser haben vermuthlich ihre Beyträge auf andern Wegen ihren verunglückten Brüdern in Cölleda zufließen lassen.

Da jetzo die Blattern unter den Schafen stark grassiren, so hat ein erfahrner Landwirth seine Heerde bisher durch folgendes Mittel dagegen geschützt: er hat getrocknete Hollunderbeere und Raute unter einander gestoßen, und dieß Pulver mit dem Salze vermischt, das die Schafe zu lecken bekommen. Probatum est.

Der Bote aus Thüringen.

Sechs und vierzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Nachdem Karl Martell durch seine Thaten viel dazu beygetragen hatte, die Oberherrschaft der Franken in Deutschland immer fester zu gründen und die Franken immer mächtiger zu machen: so wäre es ihm leicht möglich gewesen, sich den Königstitel zu verschaffen; aber am Titel schien ihm nicht so viel, als an der Macht und dem Ansehen eines Königs, gelegen zu seyn. Diese letzten hatte er, begnügte sich damit und starb im Jahr 741, als Major Domus und Herzog der Franken. Zwey seiner hinterlassenen Söhne folgten ihm in seiner Würde, und theilten sich in die Herrschaft über das Fränkische Reich, indem der eine in Neustrien und der andere in Austrasien regierte, wozu, wie ihm noch erinnerlich seyn wird, Deutschland, so weit die Franken sich dort die Herrschaft verschafft hatten,

gehörte. Einem dieser Brüder schien das Regierungswesen nicht lange zu gefallen, er legte also seine Würde freywillig nieder und wurde ein Mönch in Italien. Nun führte sein Bruder, welcher, wie sein Grosvater, Pipin hieß, zum Unterschied von jenen aber, weil er klein von Person war, den Beynamen der Kleine oder der Kurze bekam, die Regierung über das ganze Fränkische Reich allein.

Pipin ließ dem damaligen Könige der Franken, Namens Childerich III, eine Zeitlang den Königstitel, und begnügte sich, wie sein Vater, mit der Gewalt und dem Ansehen. Endlich aber kam ihm doch das Lüstchen an, nicht blos König zu seyn, sondern auch so zu heißen und die Königswürde auf seine Nachkommenschaft zu bringen. Durch mancherley gute Einrichtungen in dem Fränkischen Reiche, durch Ruhe und Sicherheit von außen und innen, die er demselben verschaffte, erwarb er sich die Hochachtung derer, denen er zu gebieten hatte. Die Geistlichen, welche damals schon, wie er weiß, viel zu bedeuten hatten, machte er sich durch Wohlthaten zu Freunden, und auf solche Weise suchte er die Fränkische Nation geneigt zu machen, ihn zum Könige zu wählen. Die Francken schienen auch gar nicht abgeneigt, ihn auf den Fränkischen Thron zu erheben und ihren Schattenkönig

könig, den Childerich, herunter zu werfen. Pipin wollte aber doch nicht gern, weder von andern, noch von seinem eigenen Gewissen, sich den Vorwurf zuziehen, daß er durch eine Ungerechtigkeit den Königstitel an sich gebracht habe. Er dachte also auf ein Mittel, seiner Handlung den Schein der Gerechtigkeit zu geben, dadurch sein Gewissen einzuschläfern und den möglichen Vorwürfen anderer vorzubeugen. Er fand auch bald, was er suchte. Denn wenn der Mensch einmal darauf ausgeht, etwas Böses zu unternehmen: so ist er nur gar zu geneigt, jeden Umstand zur Entschuldigung seiner bösen That zu benutzen, und seine unerlaubten und schlechten Handlungen auf alle Weise zu beschönigen.

Der Papst stand damals schon in so großem Ansehen, besonders in Frankreich und Deutschland, daß seine Aussprüche fast für göttliche angesehen wurden. Zwey geistliche Herren, der Bischof von Würzburg und noch ein anderer mußten also des heiligen Vaters Meynung auszuhorchen suchen. Sie legten demselben die kitzelige Frage vor: Wer denn wohl mit Recht König heißen müsse, der, welcher zwar den Namen König habe, aber sich nicht um die Regierung bekümmere, oder der, welcher wirklich die Regierungsgeschäfte besorge und die Pflichten eines Königs erfülle. Der heilige

 Vater

Vater war ein Politicus und merkte recht gut, wo die Frage hinziele. Er antwortete den Abgesandten: das letztere sey recht und billig.

W. Wie konnte denn der Papst aber auch anders antworten? So viel ich in meiner Einfalt einsehe, muß ja wohl der eher werth seyn, Fürst oder König zu heißen, der die Regentenpflichten erfüllt, als der, welcher ißt und trinkt und schläft, und sich um die Regierung seines Landes nicht mehr bekümmert, als sein Reitpferd oder Schooßhündchen.

B. Dagegen habe ich freylich nichts einzuwenden. Nur folgt daraus nicht, daß deshalb ein anderer, der etwa Willens ist, die Königspflichten besser zu erfüllen, das mindeste Recht hat, den faulen König vom Throne zu stoßen und sich darauf zu setzen.

Uebrigens lag in der Antwort des heiligen Vaters auch nichts, woraus Pipin geradezu hätte schließen können, der Papst wolle, er solle sich zum Könige der Franken machen. Pipin legte sich aber dieselbe so aus, wie er sie seinen Wünschen und Absichten am zuträglichsten hielt, schloß daraus, daß der Papst sein Vorhaben nicht misbilligen werde, und hielt sich dadurch gegen alle Vorwürfe seines Gewissens und anderer für hinlänglich gesichert. Auf einer Volksversammlung im Jahre

752 machte er den versammelten Franken das Gutachten des heiligen Vaters bekannt; worauf der alte König abgesetzt, Pipin aber einmüthig von den Franken zu ihrem neuen Könige gewählt, und von dem alten Bonifacius, der damals noch Erzbischof von Maynz war, gesalbt wurde. König Childerich mußte mit seinem Sohne nach Lüttich*) ins Kloster wandern und Mönch werden, wo er denn wohl auch ganz gut wird aufgehoben gewesen seyn.

Ob nun gleich der heilige Vater in Rom zur Erhebung Pipins auf den Fränkischen Thron weiter nichts beygetragen (denn eigentlich hatten ihn ja die Franken selbst zu ihrem Könige gewählt), als daß er auf die obige Frage eine Antwort gegeben hatte, welche Pipin zu seinem Vortheil auszulegen verstand: so maßten sich doch, weil die Sache mit dem Könige Pipin so gut gegangen war, in der Folge die Päpste nach und nach das Recht an, Könige nach ihrem Gefallen ab und einsetzen zu können, wovon wir selbst in der Geschichte unsers Vaterlandes ein Beyspiel späterhin finden werden.

Der König Pipin fand bald Gelegenheit, sich für jene Antwort des Papstes erkenntlich zu zeigen.

 Die

*) Eine Stadt an der Maas im heutigen Westphälischen Kreise.

Die Stadt Rom und der Papst befanden sich schon seit einiger Zeit her in Gefahr, Unterthanen der Longobarden zu werden. Diese waren, wie er noch wissen wird, auch ein Deutsches Volk. Schon seit beynahe zwey hundert Jahren hatten sie sich in Italien festgesetzt und dort ein eigenes Reich gestiftet, das nach ihrem Namen das Longobardische hieß. Ihre Herrschaft erstreckte sich vorzüglich über den Theil Italiens, welchen man jetzt Oberitalien nennt. Er kann einen Theil davon auf seiner Karte von Deutschland sehen. Noch bis auf den heutigen Tag heißt von diesem Volke ein Theil Italiens die Lombardey, worin unter andern die Stadt Mailand liegt, von der er wohl zuweilen etwas in den Zeitungen gelesen haben wird. Die Longobarden hatten nun seit der Zeit, als sie in Italien eingerückt waren, sich immer weiter in diesem Lande zu verbreiten gesucht, und waren auch auf diese Weise den Römern und dem heiligen Vater gar gefährliche Nachbarn geworden, zu eben der Zeit, als die Franken den Pipin unter den oben erzählten Umständen zu ihrem Könige gewählt hatten. Als die Longobarden dem Papste und den Römern immer näher auf den Hals kamen, versuchte der Papst allerley Mittel, die Longobardische Herrschaft von sich abzuwehren. Er machte dem longobardischen Könige ansehnliche Ge-

Geschenke; er streuete sich Asche aufs Haupt und hielt in bloßen Füßen mit den Römern feyerliche Processionen, wobey ein in großem Ansehen stehendes und sehr verehrtes Jesusbild herumgetragen wurde, und bat den lieben Gott um Hülfe und Rache gegen die bösen Longobarden. Aber alle diese Mittel wollten nicht anschlagen. Das letzte war obendrein noch sehr unchristlich. Denn nirgends hat der Herr Jesus seinen Schülern befohlen, daß sie um Rache gegen ihre Feinde bitten sollen. Da alles nichts helfen wollte, beschloß endlich der heilige Vater seine Zuflucht zu dem Könige Pipin zu nehmen, und um diesen desto eher zum Beystande zu bewegen, machte er sich selbst auf den Weg nach Frankreich, wo Pipin sich aufhielt. Kaum erscholl die Nachricht von dieser Reise in Frankreich: so gerieth man überall in die größte Erwartung, den heiligen Vater zu sehen. Denn noch war kein Papst in Frankreich gesehen worden. Ein königlicher Prinz nebst vielen andern Großen der Fränkischen Nation empfingen ihn an der Gränze und führten ihn zum Könige, der ihn ebenfalls mit großer Hochachtung aufnahm. Der Papst fiel vor dem Könige zur Erde nieder, bat ihn um Hülfe für die Römische Kirche, und stand nicht eher auf, als bis Pipin ihm dieselbe aufs feyerlichste versprochen hatte. Um ihn dazu noch geneigter zu ma-

machen, salbete der Papst auf einer Versammlung der Franken, Pipinen noch einmal, wie auch dessen Gemahlin und Söhne; und die Franken versprachen feyerlich, nur künftig aus Pipins Familie ihre Könige zu wählen. Die dem Papste gegen die Longobarden versprochene Hülfe erfolgte auch nicht lange nachher. Diese mußten nicht nur den Römern alles abgenommene wieder heraus geben; sondern Pipin machte auch dem Papste, als Römischen Bischofe, mit einem Theile der den Longobarden entrissenen Ländereyen ein Geschenk, wodurch der Papst in den Besitz eines ziemlichen Strich Landes kam. Mit der Zeit nahmen die Besitzungen des Papstes in Italien noch mehr zu, und so entstand nach und nach das heutige ansehnliche päpstliche Gebiet, das man den Kirchenstaat nennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Dr. Niemeyer zu Halle kündigt ein sehr wichtiges Buch an, welches den Titel hat: Der Hauslehrer und Erzieher, nach seinen Geschäfften, Pflichten und Verhältnissen, in welchem denjenigen, die sich der Erziehung und dem Unterrichte junger Leute, aus den gebildeten Ständen, widmen, Anweisung zu guter Verwaltung ihres Amtes gegeben werden soll. Man pränumerirt darauf bis zu Ende dieses Jahrs, einen Thaler an den Verfaßer selbst, oder an die Waysenhausbuchhandlung zu Halle. Für die Thüringischen Gegenden nimmt die Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Pränumeration an.

Der Bote
aus
Thüringen.

Sieben und vierzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

König Pipin starb im Jahre 768 und seine Söhne, Karlmann und Karl, theilten sich nach seinem Tode, mit Bewilligung der Franken, in die Regierung des Fränkischen Reichs. Als aber einige Jahre nachher Karlmann, dem bey der Theilung die Herrschaft über Austrasien zugefallen war, starb: so wurde Karl einiger Oberherr und König des ganzen Fränkischen Staats. Dieser Karl ist nun der oben erwähnte merkwürdige Mann, durch welchen und während dessen langer, thätiger Regierung vieles in Deutschland sich gar sehr veränderte. Recht ernstlich war es ihm darum zu thun, unserm lieben Vaterlande von aussen und innen Ruhe und Sicherheit zu verschaffen, und unsere Vorfahren klüger verständiger und besser zu machen. Mit dankbarer Erkennung seiner

Verdienste um Deutschland wollen wir, Herr Gevatter! das, was König Karl während seiner Regierung that, betrachten. Stoßen wir dabey auf manches, das nach unserer Meynung und heutigen Denkungsart uns eben nicht lobenswerth vorkommt: so werden wir es freylich nicht loben können. Aber wir werden doch dabey bedenken müssen, daß auch verdienstvolle und sonst gute und verständige Leute ihre Fehler haben; daß wir im Jahre 1795 leben, Karl aber lebte, als man 795 schrieb, also 1000 Jahre früher als wir. Es wäre doch wirklich verzweifelt schlimm, wenn man in 1000 Jahren nicht sollte ein Bischen klüger geworden seyn. Der merkwürdigen Thaten, welche Karl während seiner Regierung ausführte, sind viele. Alle werde ich sie ihm freylich nicht erzählen können. Aber die merkwürdigsten und besonders die, welche auf unser Vaterland einen großen und wichtigen Einfluß gehabt haben, wodurch viel in demselben verändert und verbessert worden ist, die soll er hören. Zu diesen gehört nun vor allen andern die gänzliche Besiegung und Unterwerfung des bis dahin noch allein von den Franken unbesiegten Deutschen Volkes unsers Vaterlandes unter Fränkische Oberherrschaft. Wer dieß Volk war, wird er ja wohl errathen? Es waren die Sachsen. Schon mehrmals habe ich in meiner

Er-

Erzählung derselben erwähnt, und ich setze jetzt nur noch eins und das andere zu dem schon von ihnen erzählten hinzu. Das Land, welches heut zu Tage gewöhnlich Sachsenland heißt, nämlich das Kurfürstenthum Sachsen, gehörte zu Karls Zeit noch nicht diesem Volke, sondern wurde meist von Wenden bewohnt. Die Sachsen wohnten vielmehr ehemals, wie ich auch schon sonst gesagt habe, im größten Theile des heutigen Niedersächsischen und Westphälischen Kreises, und hatten ihr Gebiet immer weiter auszudehnen gesucht. Da nehme er die Karte zur Hand, Herr Gevatter! Sieht er, hier von der Unstrut und dem Harzgebirge an erstreckte sich das Gebiet der Sachsen bis hinunter an die Nordsee, und dort vom Rheine bis hier her an die Elbe. Nun gebe er Achtung. Das große Stück Land, das da blau gemahlt ist, wird jetzt der Westphälische und das hier darneben rechter Hand, das hellgrüne, wird der Niedersächsische Kreis genannt. In beyden Kreisen hausten also im achten Jahrhunderte die Sachsen, und beyde haben von ihnen den Namen erhalten. Vom Niedersächsischen wird er es ohne Schwierigkeit glauben; aber auch der Name Westphalen kommt von den alten Sachsen her. Das geht nämlich so zu. Nach den verschiedenen Himmelsgegenden, nach welchen hin ihr Gebiet lag,

 hat-

hatten sie auch verschiedene Namen. Die Sachsen, welche nach Morgen oder Osten hinwohnten, hiessen die Ostphalen, die, welche nach Abend oder Westen hin wohnten, hiessen Westphalen; die, welche zwischen beyden mitten inne wohnten, hiessen die Engern. Die Ostphalen wohnten also, wenn er auf die Karte sehen will, hier im Niedersächsischen Kreise zwischen der Elbe und Weser, z. B. im Braunschweigischen, im Hannöverischen, im Lüneburgischen und über der Elbe drüben im Hollsteinischen; die Engern hier an der Weser herum z. B. im Fürstenthum Minden; und die Westphalen zwischen der Weser und dem Rheine, oder in dem größten Theile des nach ihnen benannten heutigen Westphälischen Kreises, z. B. im Osnabrükkischen Münsterschen, Paderbornischen. Da manche Gegenden, welche von den alten Sachsen bewohnt wurden, ob gleich so viel hundert Jahre seit der Zeit an ihrer Verbesserung gearbeitet worden ist, noch bis auf den heutigen Tag eben nicht zu den fruchtbarsten unsers Vaterlandes gehören: so kann er leicht denken, daß es in jenen alten Zeiten mit dem Anbau derselben noch übler ausgesehen haben mag. Indessen trieb man doch unter den Sachsen schon seit geraumer Zeit her Akkerbau, und vorzüglich stark beschäftigten sie sich mit der Viehzucht. In manchen Gegenden wohnten

ten sie in einzelnen Höfen, in andern in Dörfern. Städte hatten sie nicht, wohl aber an den Gränzen ihres Landes eine Art von festen Plätzen, theils zur Beschützung ihres eigenen Gebiets, theils auch wohl, um von dort aus in das Gebiet ihrer Nachbarn einzufallen. Einige von diesen Burgen will ich ihm doch nennen. Da war Syburg oder Sigeburg an dem Fluße Ruhr, in der heutigen Grafschaft Mark; Eresburg an dem Fluße Dimel, bey der heutigen Kurcölnischen Stadt Stadtberg oder Marsberg; Brunsberg oder Bruniberg an der Weser, in der heutigen Abtey Corvey. Diese drey genannten Vestungen der Sachsen lagen in Westphalen und sind alle drey zerstört. Auch die Ostphalen hatten solche veste Burgen, von denen eine den Namen Sachsenburg*) führte und an der Unstrut lag, bey einem heutigen Dorfe gleiches Namens. Ich darf ihm wohl nicht erst sagen, daß die damaligen Vestungen von den heutigen himmelweit verschieden waren. Wie würden die alten Sachsen staunen, wenn sie eine heutige Vestung sehen sollten. In ihren Einrichtungen und Sitten waren die Sachsen andern Deutschen

*) Im heutigen Kursächsischen Antheile von Thüringen. Ruinen, aber freylich nicht von jener alten, sondern von einer später erbauten Burg, sind jetzt noch dort zu sehen.

Bewohnern unsers Vaterlandes ähnlich; eben so auch in der Religion. Für einen ihrer vorzüglichsten Götter hielten sie den schon sonst erwähnten Wodan oder Odin. Einer ihrer uralten Helden soll so geheißen haben und nun in spätern Zeiten für einem Gott gehalten worden seyn. Die Vornehmsten unter den Sachsen sahen sich für Söhne d. i. Nachkommen Wodans an. Bey ihren Opfern ging es zuweilen gar grausam her: denn sie opferten auch Menschen, und nicht nur, wie wohl auch andere Deutsche Heyden gethan hatten, gefangene Feinde, sondern auch Leute aus ihrem eigenen Volke. Vom Christenthume waren sie große Feinde, und mit allen Bemühungen, sie zu Chri-zu machen, hatte man bis auf König Karls Zeiten wenig ausgerichtet. Dieß kam wohl unter andern auch daher, weil dergleichen Bekehrungsversuche vom Fränkischen Gebiete her gemacht wurden. Gegen die Franken aber hatten die Sachsen einen tödlichen Haß, und glaubten, durch das Christenthum, wolle man ihnen ihre bisherige Freyheit und Unabhängigkeit von der Fränkischen Herrschaft rauben. Ganz unrecht mochten sie hierin auch wohl nicht haben. So ehrlich und redlich sie, einer gegen den andern aus ihrem Volke, waren: so schlimm hatten es doch andere Völker, ihre Nachbarn. Denn diese wurden beraubt und geplün-

dert

dert von ihnen, zu Wasser und zu Lande, so oft sich nur Gelegenheit dazu fand. Gelegenheit dazu fand sich aber gar häufig, denn sie suchten dieselbe. Vorzüglich schlimm hatten es die Thüringer und Franken, deren beyder Gebiet an das ihrige stieß. Ehe sich diese es versahen, fiel bald hier, bald da ein Haufe Sachsen in ihr Land ein, verwüstete und plünderte nach Herzenslust. Immer suchten sie ihr Gebiet gegen das Thüringische und Fränkische hin zu vergrößern. Das mochte nun freylich den Franken und Thüringern gar nicht anstehen. Schon mehrmals waren von den Franken, wie ich auch schon erwähnt habe, allerley Versuche gemacht worden, diese unruhigen Nachbarn zur Ruhe zu bringen und sich zinsbar zu machen. Zuweilen glückte dieß auch mit einem Theile derselben, aber immer nur auf eine kurze Zeit. Gar bald fingen sie die Einfälle und Verwüstungen wieder von neuem an, und suchten sich von dem ihnen aufgelegten Tribute los zu machen. Einen Versuch, diese gefährlichen Nachbarn sich zu unterwerfen, hatte unter andern auch König Pipin gemacht, und es war ihm wirklich schon gelungen, die Ostphalen, wenigstens einen Theil derselben, zu besiegen, ihre Vestung Sachsenburg an der Unstrut zu zerstören und die Ueberwundenen sich zinsbar zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auf Conrad Kiefer oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder haben sich folgende Pränumeranten gemeldet.

Herr Cantor Kilian in Gröbzig bey Halle 1 Ex.
— Valkhoff, Landschulinspector und Pastor daselbst. 1
— Kluger, Rector daselbst. 1
— Knorre, Justitiarius daselbst. 1
— Zander, Informator, bey Hrn. Amtmann Gneist in Verdershausen. 1
— Dietel, Kaufmann in Gröbzig. 1
— Kleinholz, Kaufmann daselbst. 1
— Mag. Volbeding in Annaburg. 1
— Obristlieutenant von Häußler, Director des Erziehungsinstituts zu Annaburg. 1
— Hauptmann Rackelmann, Cassirer daselbst. 1
— Ebensor, kathol. Geistlicher daselbst 1
— Korn, Hr. Meyer, Hr. Pöpitz, Hr. Münzel, Hr. Tiede, Hr. Wagner, insgesammt Lehrer am Institute zu Annaburg. 6
— Buchhändler Friedr. Korn in Breslau. 9
— Graf Carl von Pükler auf Tannhausen. 1
— Graf Carl von Pükler auf Bielau. 1
— Köning, Gouverneur bey dem Hrn Grafen von Pükler. 1
— Rector M. H. Kruse in Gerbstädt im Mansfeldischen. 7

36

Der Bote
aus
Thüringen.

Acht und vierzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Wahrscheinlich mochte Pipin wohl das Project haben, mit der Zeit auch die übrigen Sachsen unter die Fränkische Herrschaft zu bringen. Da kam aber der Tod, der nicht gewohnt ist, sich an die menschlichen Projecte zu kehren, und holte Seine Majestät von der Erde ab. Die Ausführung dieses Projects blieb also dem Könige Karl überlassen. Dieser fand auch bald Gelegenheit zum Kriege mit den Sachsen, und würde, hätte sie sich nicht gefunden, dieselbe wohl gesucht haben. Denn am Kriegführen, Lanzengeklirr und Schlachtgetümmel fand er auch gar sonderliches Vergnügen; und die Fränkische Herrschaft von allen Seiten immer weiter auszubreiten, lag ihm sehr am Herzen. Kaum hatten die Sachsen Pipins Tod vernommen: so wollten sie nichts mehr von einer Tributentrichtung an die Franken wissen,

sen, schlugen die unter sie gesandten Missionarien todt und fielen von neuem ins Fränkische Gebiet ein.

Sobald nur Karl Alleinherr der fränkischen Monarchie *) geworden war: so dachte er auch ernstlich daran diesem Unwesen gänzlich abzuhelfen. Dazu war nun nöthig, daß die Sachsen vollkommen besiegt und seiner Oberherrschaft unterworfen würden. Auf einem Reichstage zu Worms stellte er voll Eifer dem versammelten Volke die Nothwendigkeit eines Krieges gegen die Sachsen vor. Die Versammlung, welche sowohl aus weltlichen, als auch aus den vornehmsten geistlichen Personen seines Reichs bestand, war leicht zum Kriege zu bewegen. Viele wünschten ihn aus Neigung zum Kriege, andere um für ihre Güter und Eigenthum endlich einmal Sicherheit gegen die bisherigen Einfälle und Plünderungen der Sachsen zu haben. Den Geistlichen war daran gelegen, durch die Besiegung dieses Volks, das Gebiet des Christenthums und ihre eigene Herrschaft zu erweitern. Um die Gemüther der Weltlichen, wenn sie nicht auch schon ausserdem geneigt zu kriegerischen Unternehmungen gewesen wären, noch mehr zu diesem Kriege

*) Monarchie nennt man einen Staat, worin ein Einziger die oberste Gewalt hat.

Kriege zu erhitzen, stellten die Geistlichen denselben als einen Krieg vor, den man zur Ehre Gottes und des Christenthums führen müsse. Freylich vergaßen die weisen Herren hierbey, daß Gott und unser Erlöser nirgends befohlen haben, das Christenthum mit Gewalt auszubreiten. Genug aber es wurde zu Worms beschlossen, die Sachsen mit Gewalt zur Unterwerfung unter Fränkische Herrschaft und zur Annahme der christlichen Religion zu zwingen. Sogleich machte man auch Anstalt zur Ausführung.

Ein Fränkisches Heer rückte gegen die Sachsen im Jahre 772 aus; Karl selbst führte dasselbe an, und Geistliche begleiteten es, um die zu Besiegenden zu bekehren und zu taufen. Zuerst marschirte er durch das Hessencasselsche und Waldeckische auf das Paderbornische los. Da guck der Herr Gevatter auf das Kärtchen, da wird er diese Gegenden finden. Hier im Bräunlichen, welches den Oberrheinischen Kreis vorstellt, ist da, wo Cassel und Hersfeld stehen das Hessische; links von Cassel ist das Waldeckische, auch noch im Oberrheinischen Kreise. Durch diese Gegenden zog also Karl mit seinem Heere nach dem Paderbornischen zu, wovon die Stadt Paderborn, dort im Westphälischen Kreise, auch angezeigt ist.

Gleich im Anfange waren die Franken glücklich.

Karl eroberte die Vestung Eresburg und drang durch einen großen Wald bis an die Weser vor. In diesem Walde soll Karl mit seiner Armee großen Mangel an Wasser gelitten haben und in Gefahr gekommen seyn, mit derselben zu verschmachten. Aber auf einmal kam man an einen Platz, wo Wasser in Menge hervorquoll, und wovon das entkräftete Heer sich wieder laben konnte. Damals hielt man dieß plötzliche Auffinden dieser Quelle für ein Wunder. Aber die ganze Sache mochte ganz natürlich zugehen. Es ist nämlich in der Gegend, die Karls Heer wahrscheinlich durchzog, am Fuße eines Berges, eine Quelle, welche der Bullerborn *) heißt, aus der zuweilen gar kein Wasser hervorkommt, zu andern Zeiten aber wieder in großer Menge und mit großem Geräusch hervorsprudelt. Vielleicht geschah dieß letztere auch damals und so bekam Karls Armee Wasser im Ueberfluß. Der Wald, durch welchen das Fränkische Heer zog, stand bey den Sachsen im Rufe einer großen Heiligkeit, wegen eines Götzenbildes, bey dem sie sich oft versammelten und daselbst opferten. Besonders sollen sie sich daselbst versammelt haben, wenn sie gegen ihre

*) Nicht weit von dem Paderbornischen Dorfe Altenbecken.

ihre Feinde auszogen, und sich durch die Verehrung desselben zum Muth und Tapferkeit ermuntert haben. Dieses Götzenbild hieß die Irminsaul oder Irmensäule, und soll in der Gegend des oben genannten Bullerborn gestanden haben. Man glaubt, daß die Irmensäule ein Denkmal gewesen sey, das die alten Deutschen dem Herrmann, dem tapfern Retter ihrer Freyheit gegen die eroberungssüchtigen Römer, zum Andenken errichtet haben. Als Karl zu der Irmensäule kam, ließ er dieselbe niederreißen und gänzlich zerstören. Vermuthlich glaubte er, durch die Zerstörung dieses Götzenbildes die Sachsen desto geneigter zur Annahme des Christenthums zu machen. Da schoß er aber gewaltig fehl: denn gewöhnlich bringt Gewalt in Religionssachen nur festere Anhänglichkeit an die alte Religion hervor, oder ist wenigstens ein gutes Mittel, die Leute zu Heuchlern zu machen. Die Sachsen waren auch wirklich gewaltig aufgebracht über die Vernichtung ihrer so heilig geachteten Irmensäule. Doch waren sie nicht mächtig genug, so tapfer sie sich auch wehren mochten, den König Karl am weitern Vordringen zu verhindern. Aber weit gieng dieser dießmal nicht mehr, sondern begnügte sich vor der Hand mit der Eroberung des Paderbornischen und dem Vordringen bis an die Weser, machte

mit den Sachsen unter der Bedingung Friede, daß sie das Christenthum annehmen, sich ihm unterwerfen und zur Sicherheit ihm Geißeln geben mußten. Dazu, daß er den Krieg mit den Sachsen für dießmal schon endigte, ob er gleich erst einen kleinen Theil des Sachsenlandes erobert hatte, zwangen ihn Umstände, welche seine Gegenwart anderwärts nöthig machten.

Gar bald gieng der Krieg mit den Sachsen wieder von neuem an. Wird er es wohl glauben, Herr Gevatter! dreyßig Jahre vergingen, und gegen 16 Feldzüge unternahm der König Karl in eigner Person, ehe er seinen Zweck, die völlige Unterwerfung derselben unter seine Herrschaft, und ihren Uebertritt zum Christenthum erzwingen konnte. Zum Theil kam dieß her von der fast unbezwingbaren Liebe der Sachsen zu ihrer Freyheit und Unabhängigkeit und der daher entstehenden Abneigung gegen die christliche Religion, von der sie, wie gesagt, die Meynung hatten, daß die Franken sie durch die Annahme derselben um ihre Freyheit bringen wollten. Ein anderer Grund lag aber darin, daß Karl immer so viel mit andern Kriegen zu thun hatte: denn wenig Jahre seiner Regierung vergingen, wo er nicht Krieg führte, bald an dieser, bald an jener Gränze seines Reiches, bald in diesem, bald in jenem Lande.

Lande. Wenn nun da Karl anderwärts beschäftigt war und seine Aufmerksamkeit auf andere Feinde seines Reiches richten mußte: so benutzten dieß die ihre Unabhängigkeit liebenden Sachsen, vertrieben die Fränkischen Besatzungen aus der Eresburg und andern ihnen im Verlauf des Krieges von Karln abgenommenen vesten Plätzen, fielen sogar mehrmals in andere Deutsche, Karls Herrschaft unterworfene Länder ein und verübten gräuliche Verheerungen. Dafür mußten sie nun freylich auch wieder hart büßen. Denn so bald nur Karl anderwärts wieder einige Ruhe hatte: so gings immer wieder über die Sachsen her, die im Ganzen während dieses Krieges gegen die in ordentlichen Feldzügen mehr geübten Fränkischen Truppen doch meist den Kürzern zogen. Karl brachte immer ein Stück der Sächsischen Besitzungen nach dem andern unter seine Gewalt. Er bediente sich zur Erreichung seiner Absichten bald sehr strenger, bald gelinderer und sanfterer Mittel. Manchmal brauchte er das Wiedervergeltungsrecht, ließ durch einzelne Haufen seiner Truppen hier und da große Districte des Sachsenlandes verwüsten, verheerte selbst mit seinem siegreichen Heere einst einen grosen Theil desselben und durchzog es zwischen der Elbe und Weser bis zur Nordsee. Am hart-

 näckig-

näckigsten widersetzte sich ihm ein tapferer Heerführer der Westphalen, Wittekind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Neun und vierzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Wenn schon alles ruhig zu seyn schien, hetzte Wittekind immer wieder aufs neue seine Landsleute gegen Karln auf, und wenn dieser ihm nahe kam, wußte er immer Mittel und Wege, sich aus dem Staube zu machen und zu dem benachbarten Könige der Dänen zu entfliehen, von daher er denn, wenn die Umstände ihm wieder günstiger für die Sachsen schienen, wieder zu den Sachsen zurückkehrte und diese aufs neue dahin brachte, die Waffen zu ergreifen. Einmal liessen sich durch ihn seine Landsleute, als sich schon ein großer Theil von ihnen Karln unterworfen hatte, verleiten, einen Aufstand gegen die Franken zu erregen, während diese gegen der Sachsen Nachbarn, die Wenden, ins Feld zogen, wohin auch Sachsen die Fränkischen Truppen begleiten sollten.

Aber die Sachsen fielen, statt gegen die Wenden zu helfen, über die Franken selbst her, und brachte ihnen eine große Niederlage bey. Darüber wurde nun Karl so aufgebracht, daß er mit seiner ganzen Macht auf die Sachsen losging, und fünftehalb tausend von denen, die er in seine Gewalt bekam, beym heutigen Verden *), hinrichten ließ. Der Hauptanstifter Wittekind aber war wieder glücklich entflohen. Die Folge dieser Hinrichtung so vieler Sachsen war freylich so, wie man sie von einem solchen, nach Grausamkeit schmeckenden Mittel erwarten konnte. Die Sachsen standen nun allgemein gegen Karln auf, und es kostete ihm jetzt noch mehr Mühe, seine Absicht zu erreichen. Erst mußte fast ganz Sachsenland durch ihn verwüstet werden, ehe es bis dahin kam, wohin er es haben wollte. Selbst nachdem schon Wittekind endlich überredet wurde, sich taufen zu lassen und sich zu unterwerfen, und viele andere seinem Beyspiele gefolgt waren, vergingen noch mehrere Jahre, ehe ein allgemeiner und dauerhafter Friede mit den Sachsen zu Stande kam.

Uebrigens bediente sich Karl, wie gesagt, nicht nur strenger, sondern auch gelinder Mittel, zu sei-

*) An der Aller, die nicht gar weit von Verden in die Weser fällt.

seinem Zwecke zu kommen. Er gab vielen angesehenen Sachsen Güter in andern fruchtbaren Gegenden seines großen Reiches, und suchte sie dadurch sich geneigt zu machen; ließ die von den Sachsen von Zeit zu Zeit erhaltenen Geisseln gut behandeln, sie im Christenthume unterrichten, damit sie bey der Rückkehr in ihr Vaterland ihren Landsleuten günstigere Gesinnungen gegen die Franken und gegen das Christenthum beybringen möchten; schickte Geistliche unter dieselben, welche sie in der christlichen Religion unterrichten mußten; versetzte die unruhigsten in andere Länder, nach Flandern, in die Schweitz und andere Gegenden. Es ist wohl sehr zu vermuthen, daß diese sanften und gelindern Mittel, wenn sie mit der gehörigen Klugheit angewendet wurden, am Ende mehr, als alle strengen, mehr als alle Verwüstungen und Hinrichtungen, ausgerichtet und die Sachsen endlich dahin gebracht haben, sich Karln zu unterwerfen, mit den übrigen Deutschen Bewohnern unsers Vaterlandes sich unter einerley Herrschaft zu vereinigen und das Christenthum anzunehmen.

Der allgemeine und dauerhafte Friede, der endlich den so langwierigen Kampf zwischen den Franken und Sachsen endigte, wurde zu Salz, im heutigen Franken, im Jahre 803 geschlossen.

 Durch

Durch denselben wurde festgesetzt, daß die Sachsen mit den Franken zu einem Volke, mit gleichen Rechten, vereinigt seyn, dem Götzendienst entsagen, das Christenthum annehmen, den Bischöfen in Religionssachen und den über sie gesetzten königlichen Grafen gehorchen sollten, welche sie aber, wenn Streitigkeiten unter ihnen vorfielen, nicht nach den Fränkischen, sondern nach den Sächsischen Gesetzen, richten mußten. Von allen Abgaben an den König sollten sie frey seyn; doch aber für die unter ihnen gestifteten Kirchen und sie im Christenthume unterrichtenden Geistlichen den Zehnten geben. Dieser letzte Punkt war vom Anfange des Krieges an der Hauptpunkt gewesen, der den Sachsen immer nicht hatte in den Kopf gewollt. So lange sie nun das Christenthum nicht hatten annehmen wollen, war der Unwille gegen diese Abgabe ganz natürlich gewesen. Nun aber, da sie sich entschlossen hatten, das Christenthum anzunehmen, war es doch auch billig, daß sie für den Unterhalt derer sorgten, die es sich zum Geschäft machten, sie zu belehren.

Um sich wegen der Treue der Sachsen noch mehr Sicherheit zu verschaffen, versetzte Karl aus den Gegenden des Sachsenlandes, denen er am wenigsten trauete, aus dem Distrikte über

der

der Elbe, welcher das heutige Hollsteinische ausmacht, zehn tausend Sachsen in andere Gegenden Deutschlands. Man vermuthet, daß von dieser Versetzung manche Oerter, deren Namen mit dem Worte Sachsen zusammen gesetzt sind, z. B. Sachsenhausen, das einen Theil der Stadt Frankfurt am Mayn ausmacht, ihre Namen erhalten haben. Mehrere Sachsen, die sich schlechterdings Karln nicht unterwerfen wollten, waren freywillig ausgewandert und hatten ihre Zuflucht in benachbarte Länder, vorzüglich nach Dänemark, genommen.

Sachsenland hatte unstreitig durch diesen langen Krieg, der ja meist in demselben geführt wurde, erstaunlich viel gelitten. Ueberall sahe man zerstörte Höfe und Dörfer und verwüstete Gegenden, überall unangebauete Felder, verarmte Einwohner und von Menschen entblößte Distrikte. Doch durch Karls gute Anstalten wurde das Elend, so viel möglich wieder gemindert, für den Anbau des Landes aufs neue gesorgt, und in einer nicht gar langen Reihe von Jahren befand das Land der Sachsen sich hier und da in einem blühendern Zustande, als es sich vorher befunden hatte.

König Karls eifrigstes Bemühen war schon während des erbitterten Kampfes zwischen Fran-

len und Sachsen dahin gegangen, und ging nach endlich erfolgtem Frieden immer mehr dahin, die christliche Religion unter den Sachsen durch zweckmäßige Lehranstalten zu verbreiten und immer mehr zu bevestigen. In dieser Rücksicht legte er in dem eroberten Lande Kirchen an und errichtete mehrere Bisthümer unter den Sachsen. Durch ihn entstanden in dem heutigen Westphälischen Kreise die Bisthümer Osnabrück, Minden, Verden, Paderborn, Münster; und im heutigen Niedersächsischen Kreise das Bisthum zu Bremen, so wie durch seinen Sohn und Nachfolger noch zwey andere, zu Halberstadt und Hildesheim. Von den Westphälischen dauern Osnabrück, Paderborn und Münster, und von den Niedersächsischen Hildesheim noch bis auf den heutigen Tag fort. Die übrigen genannten sind viele hundert Jahre nachher, wie bey einer andern Gelegenheit gezeigt werden wird, aufgehoben worden. Die über diese Bisthümer gesetzten Bischöfe, die anfänglich kümmerlich genug leben mußten, in der Folge aber reiche Herren wurden, bekamen jeder, in einem gewissen Distrikte, über die darin befindlichen neuen Christen die Oberaufsicht, und mußten für die Belehrung und Erhaltung guter Sitten unter ihren Untergebenen sorgen, sich auch die immer weitere Verbreitung und Bevestigung

es Christenthums unter den Sachsen eifrigst an-
elegen seyn lassen.

Mit der Annahme der christlichen Religion er-
ielten nun die Sachsen zugleich manche andere
icht unwichtige Vortheile. Mit derselben ver-
reiteten sich nach und nach unter ihnen, eben so wie
as unter andern rohen Völkern der Fall gewe-
en war, Lesen, Schreiben, Rechnen und andere den
Menschen nützliche und angenehme Kenntnisse; ihre
Sitten wurden etwas milder; das Rauben und
Plündern ihrer Nachbarn hörte nun auf. Die
Zeit, welche sie vorher auf dieß letztere verwandt
atten, konnten sie nun zum bessern Anbau ihres
andes, zur Beschäftigung mit allerley nützlichen
Künsten, Gewerben und Handwerken benutzen.
Wir werden auch in der Folge sehen, daß sie
ieß thaten, und sich, wie noch bis auf den heu-
igen Tag, durch nützliche Thätigkeit, Betrieb-
amkeit, Handel und Kenntnisse rühmlichst aus-
eichneten. Die Oerter, wo die obengenannten
Bisthümer angelegt wurden, wurden in kurzer
Zeit blühende Städte und die Gegenden um die-
elben schön angebauet. Die Nachbarn der
Sachsen gewannen auch dadurch, daß diese
nun ruhiger und Christen geworden waren.
Sie hatten jetzt vor ihnen Ruhe, und durften
icht mehr wegen ihrer Einfälle und Verheerun-
gen

gen besorgt seyn, konnten als gute Freunde neben einander leben, einer mit dem andern, als friedliche Nachbarn, handeln, ihre gegenseitigen Bedürfnisse einander austauschen, und einer von dem andern das, was er noch nicht wußte, lernen. Ganz Deutschland gewann durch diese Vereinigung der tapfern Sachsen mit den übrigen Deutschen Bewohnern. Von mehrern Seiten hatten die Deutschen auswärtige Feinde, die Slaven, die Normänner, die Avaren, von denen ich bald noch mehr erzählen werde. Wenn nun da die Deutschen Bewohner unsers Vaterlandes alle für einen Mann standen: so konnte ihnen nicht leicht ein auswärtiger Feind etwas anhaben, sondern ihre vereinigte Tapferkeit mußte über alle ihre Feinde siegen. (Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Funfzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Mag nun Karls Absicht, bey seinem Kriege ge-en die Sachsen, zum Theil immer in einer sehr nreinen Quelle, in Eroberungssucht und Herrsch-egierde, ihren Grund gehabt haben: so ist es doch ohl, wenn der Herr Gevatter das bisher Gesag- recht überlegt, nicht zweifelhaft, daß unser Va-rland und besonders die Sachsen im Ganzen adurch beträchtlich gewonnen haben, daß sie Chri-en und Karls Unterthanen wurden. Es bestä-gt sich dabey auch wieder aufs neue, worauf ich hon sonst den Herrn Gevatter aufmerksam gemacht abe, daß die weise und gütige Vorsehung auch as Böse anderer Menschen und ihre unlautern bsichten zum Besten zu lenken weiß. — Ein rost für die, welche durch die Bosheit und Thor-eit anderer Menschen leiden; aber keineswegest

kann deßhalb der böse und thöricht handelnde Mensch das, was die Vorsehung in solchen Fällen thut, für sich selbst bey seinen schlechten Handlungen und Absichten zur gegründeten Entschuldigung brauchen.

Auch ausserhalb Sachsenlandes fand der kriegerische Geist Karls genug zu thun. An den Gränzen des von Deutschen bewohnten Gebiets, das Karls Herrschaft unterworfen war, wohnten, wie gesagt, überall Völker, die weder gegen den König Karl, noch gegen die Deutschen Bewohner unsers Vaterlandes sehr freundschaftlich gesinnt waren. Daher gab es denn bald hier, bald dort, etwas zu thun. Gegen Mitternacht hin gränzten an die Deutschen Slaven und Normänner, und gegen Morgen auch Slaven und die Avaren. Mit den Slaven oder Wenden, die mitternachtwärts Nachbaren der Deutschen waren, hatte Karl besonders auch während des Sachsenkrieges allerley zu thun gehabt. Diese wohnten zwischen der Elbe und Saale und Havel; also in einem Theile des heutigen Kursachsen, Anhaltischen und Brandenburgischen, und fanden gar grosse Freude daran, wenn sie so ein wenig im Thüringerlande herumplündern konnten. Dazu glaubten sie nun zuweilen die schönste Gelegenheit zu haben, wenn König Karl mit den Sachsen sich herumschlug.

An

an Lust, auch diese Plünderer unter seine Herrschaft zu bringen, fehlte es Karln übrigens auch nicht. Er nöthigte sie auch wirklich zu einer Tributentrichtung, und legte gegen ihre Gränzen hin zwey Vestungen an, die eine an der Saale, woraus die Stadt Halle, und eine an der Elbe, woraus die berühmte Stadt Magdeburg *) entstanden ist.

Was die Normänner betrift, so waren diese eigentlich Vettern der Deutschen Bewohner unsers Vaterlandes.

Wirth. Gewiß sind das die Herren, von denen die Dänen und Schweden abstammen, die ja, wie er mir schon einmal gesagt hat, auch Deutschen Ursprungs sind.

Bote. Ganz recht, Herr Gevatter! Die Normänner waren ebenfalls ein sehr kriegerisches Volk, trieben vorzüglich stark Seeräuberey, und thaten öfters Einfälle von der See her in andere Länder. Diejenigen, mit denen König Karl zu thun bekam, wohnten im heutigen Schleswigischen, Jütländischen und den Dänischen Inseln, und waren also die Vorfahren der heutigen Dänen. Ungeachtet der alten Vetterschaft aber, die zwischen den Deutschen und den Normännern, und

*) Beyde Städte liegen im heutigen Niedersächsischen Kreise und gehören dem Könige von Preussen.

zwischen dem Fränkischen Könige Karl und dem damaligen Normännischen Könige, der Gottfried hieß, Statt fand, bekriegten sie doch einander. Eben so wie jetzt die Franzosen, Deutschen und Engländer, die alle von Alters her Vettern sind, doch immer noch fortfahren, einander die Hälse zu brechen. In diesem Puncte geht es unter ganzen Völkern, wie leider unter einzelnen Menschen, und es ist wohl wenig Hofnung da, daß es je anders werden wird. Es wäre denn, daß die Menschen endlich einmal alle recht klug und wahre Nachfolger Jesu würden.

Wirth. Herr Gevatter, Herr Gevatter! vergesse er nicht, daß er vom Könige Karl erzählen will.

Bote. Ja so; hätte ich mich doch bald verirrt. Also weiter. König Karl war durch seine Eroberung des Sachsenlandes ein Nachbar der Normänner geworden, und ein solcher mächtiger Nachbar stand diesen wenig an. Hierzu kam, daß die Normänner den Wittekind so freundlich ehemals bey sich aufgenommen hatten, und viele andere Sachsen, die sich zu ihnen flüchteten. Als nun die Normänner eine Slavische Völkerschaft, die Obotriten, im heutigen Mecklenburgischen, bekriegten, stand Karl letztern gegen jene bey, wodurch die feindseligen Gesinnungen des Normän-

ni

nischen Königs Gottfried gegen Karln neue Nahrung erhielten. Gottfried, um sein Gebiet gegen einen feindlichen Besuch Karls sicher zu stellen, legte längs des Flusses Eider von der Ostsee bis an die Nordsee Verschanzungen an; und nachdem er sein Land selbst hinlänglich gesichert zu haben glaubte, ließ er mit zwey hundert Schiffen einen Anfall auf die Küsten der Friesen thun; dort plünderten die Normänner und die Friesen wurden zu einem Tribut genöthigt. Ja Gottfried drohete sogar, stolz auf sein Glück, Karls Residenz, Aachen *) zu zerstören. Karl traf eben die nöthigen Vertheidigungsanstalten zur Verhinderung des weitern Vordringens der Normänner, als er die Nachricht erhielt: König Gottfried sey von seinen eigenen Leuten ermordet worden, und die Normänner hätten Friesland wieder verlassen. Um gegen Einfälle der Normänner und Slaven etwas gesicherter zu seyn, legte Karl an der Elbe die Vestung Hochbuch an, woraus die Niedersächsische freye Reichsstadt Hamburg, die in der Folge durch ihren Handel so blühend wurde, und noch ist, entstand. Gottfrieds Nachfolger machte mit dem Könige Karl einen Vergleich, und vermöge des-

*) Jetzt eine freye Reichsstadt im Westphälischen Kreise.

selben wurde der Eiderfluß zur Gränze zwischen dem Normännischen Gebiete und dem Reiche der Franken festgesetzt; und noch bis auf den heutigen Tag macht dieser Fluß die Gränze zwischen Deutschland und Schleswig aus, das dem Könige von Dänemark gehört. Auf unserm Kärtchen hier ist die Eider hinzuzeichnen vergessen worden; aber der schmale rothe Streifen, der hier unten zwischen dem nördlichsten Ende von Niedersachsen und dem weissen Flecke, worauf Dänemark geschrieben steht, hingemahlt ist, zeigt genau diese Gränze und die Gegend an, wo die Eider fließt.

Gegen die Feinde, welche nach Morgen hin an das Deutsche Gebiet stießen, war Karl ebenfalls glücklich. Diese Feinde waren die Avaren, ein Volk, das wie ich schon zu einer andern Zeit erzählt habe, durch seine wiederhohlten Einfälle und Verheerungen, unserm Vaterlande schon lange vor Karls Zeiten äusserst lästig geworden war, und sich von Ungarn aus bis ins heutige Niederöstreichische ausgebreitet hatte und dadurch Nachbaren der Bayern geworden war, die auch bekanntlich bis ins jetzige Oestreichische hinein wohnten. Zu Karls Zeiten fielen nun die Avaren auch wieder ins Deutsche Gebiet ein. Sie wurden dazu aufgemuntert durch ein heimliches Bündniß, in welches sie mit dem Herzoge der Bayern

ern, Thassilo, getreten waren. Diesem Thassilo nämlich gefiel die Oberherrschaft, welche Karl, als Fränkischer König, über die Bayern behauptete, nicht, und er wollte sich daher von derselben losmachen. Da glaubte er nun, wenn er den Franken mit den Avaren etwas zu thun gäbe, würde das Ding sich am besten machen lassen, und deßhalb hatte er die Avaren zu Einfällen in Deutschland aufgehetzt. Aber die Sache ging nicht so, wie er dachte. Sein heimliches Bündniß mit diesen Feinden der Deutschen wurde gar bald an den König Karl verrathen. Karl rief nun im Jahre 788 eine Reichsversammlung nach Ingelheim *) zusammen. Herzog Thassilo selbst, dem die Entdeckung seines heimlichen Bündnisses unbekannt war, erschien auch auf dem Reichstage. Ganz unerwartet wurde er hier des Hochverraths gegen Karln beschuldigt und von den versammelten Herren zum Tode verurtheilt. Er erschrak gewaltig, als er dieß hörte, konnte aber, da Zeugen gegen ihn auftraten, sein Vergehen nicht läugnen. Das gegen ihn ausgesprochene Urtheil wurde indessen dahin gemildert, daß er der herzoglichen Würde entsetzt und in ein Kloster gesteckt würde, um als Mönch dort seine Sünden abzu-

*) In der Unterpfalz im Niederrheinischen Kreise.

abzubüßen. Auch seine Gemahlinn, Söhne und Töchter mußten sich zum Klosterleben entschließen, und seine Güter und Schätze nahm König Karl in Besitz. Den Bayern selbst ließ Karl ihre bisherigen Gesetze, Freyheiten und Rechte, die herzogliche Würde aber ließ er vor der Hand eingehen, und sie ist erst späterhin wieder hergestellt worden. Statt des Herzogs setzte Karl mehrere Grafen und einen Statthalter über Bayern, welche dieses Land in seinem Namen regieren mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und funfzigstes Stück.

1795.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Ungeachtet die geheime Verbindung Thassilos mit den Avaren verrathen war: so schreckte dieß die letztern nicht ab, ihrem Versprechen gemäß, in Deutschland einzufallen; aber die Bayern selbst trieben sie wieder zurück. Als einige Zeit nachher Grenzstreitigkeiten zwischen ihnen und Karln entstanden: so wollte dieser die Gelegenheit benutzen, Deutschland auf immer von diesem Feinde zu befreyen. Es wurden dazu große Zurüstungen gemacht von dem Könige Karl. Um die Zufuhr der Lebensmittel aus dem Innern von Deutschland zu diesem Kriege zu erleichtern, und damit Schiffe aus Friesland desto leichter herbey geschaffet, und auf der Donau gegen die Avaren gebraucht werden könnten, that jemand dem Könige Karl den Vorschlag, den Rhein mit der

Donau zu verbinden. Dieß Projekt erhielt Karls Beyfall und es wurde bald zur Ausführung geschritten. Um uns das Ding ein Bischen begreiflicher zu machen, wollen wir einmal unser Kärtchen herbey kriegen.

Sieht er, Herr Gevatter! hier ist der Rhein und dort da ist die Donau. Um diese beyden großen Flüsse mit einander zu verbinden, sollten kleinere zu Hülfe genommen werden. Dazu wurden nun die Altmühl und die Rednitz gewählt. Auf unserm Kärtchen hier ist nur die Rednitz hingezeichnet, welche dort im Fränkischen Kreise nicht weit von Nürnberg und bey Bamberg vorbey fließt, und unterhalb der letztern Stadt in den Mayn fällt, welcher, wie ihm wohl bekannt seyn wird, bey der berühmten Vestung Maynz in den Rhein fließt. Die Altmühl ist auf unserer Karte zwar nicht abgezeichnet, sie geht aber hier durchs Ansbachische durch, bey Aichstädt in Franken vorbey, und fällt, zwischen dieser Stadt und Regensburg in Bayern, in den Donaustrom. Um nun die Verbindung des Rheins und der Donau ins Werk zu richten, hatte Karl weiter nichts nöthig, als die Altmühl mit der Rednitz zu verbinden. Brachte man dieß zu Stande: so war die Sache ausgeführt. Dieß sollte nun vermittelst eines Kanals geschehen, der im heutigen Pappenheimi-

mi-

mischen, im südlichen Theile von Franken, gegraben wurde. Die Sache schien gut ausstudirt zu seyn, aber sie gelang doch nicht, theils weil man beym Graben auf sehr schwammigen und sumpfigen Boden kam, theils, weil die Arbeiter das Ding nicht recht verstanden haben sollen. Kurz das, was man ausgegraben hatte, sank wieder ein, und aus dem ganzen Projecte, dessen Ausführung auch für den Handel in Deutschland gar vortheilhaft gewesen wäre, wurde nichts. Hat der Herr Gevatter übrigens große Lust, etwas von diesem Unternehmen Karls zu sehen: so reise er ins Pappenheimische; da kann er beym Dorfe Graben noch einen Ueberrest von diesem Kanale sehen, der immer ein schöner Beweis von Karls Thätigkeit und Unternehmuugsgeiste bleibt. Nach mehrern Feldzügen gelang es den Fränkischen Heeren, die aber nicht blos aus Franken, sondern auch aus Kriegern anderer Deutschen Bewohner unsers Vaterlandes, z. B. aus Sachsen, Thüringern und vorzüglich Bayern, bestanden, die Avaren gänzlich zu besiegen, so daß diese nicht nur aus dem heutigen Oestreichischen völlig vertrieben wurden, sondern auch ihre Herrschaft im heutigen Ungarn verlohren, wodurch alles Land im Oestreichischen Kreise und in Ungarn, bis an den Fluß Raab unter Karls Oberherrschaft kam, und die

 Fran-

Franken alle die ungeheuern Schätze in ihre Gewalt bekamen, welche die Avaren bey ihren Einfällen in fremde Länder, binnen mehr als einem Jahrhundert zusammen geraubt hatten. In den Theil des heutigen Ungarn, den Karl den Avaren abnahm, setzte er unter andern auch viele Deutsche zu neuen Bewohnern, und das Christenthum kam dadurch in diese Gegenden, so wie auch nach Mähren.

Die Kriege, welche Karl ausserhalb Deutschland geführt hat, und seine dabey gemachten Eroberungen übergehe ich. Nur bey einer dieser Eroberungen muß ich noch etwas stehen bleiben, weil sie verursachte, daß das ehemals durch Deutsche Völker, wie er sich noch erinnern wird, zerstörte Abendländische Römische Kaiserthum gewissermaßen wieder hergestellt wurde, und in spätern Zeiten die Römische Kaiserwürde sogar an das Oberhaupt des Deutschen Reichs kam. Die Sache war folgende. Mit dem Volke in Italien, den Longobarden, die schon Karls Vater, den Römern und dem Römischen Bischofe oder Papste zu Gefallen, bekriegt hatte, war König Karl auch in Krieg verwickelt worden, und dieser war so glücklich für ihn ausgeschlagen, daß er das ganze Longobardische Reich erobert hatte, und dadurch in Besitz eines sehr grosen Theils von Italien gekommen

men war. Ueber die Stadt Rom und den Papst hatte er schon von seinem Vater her gewissermaßen die Schutzherrschaft geerbt, und war auch, seiner Pflicht gemäß, ein sehr treuer Beschützer beyder gewesen. Seine durch die gänzliche Besiegung und Eroberung des Longobardischen Reichs noch mehr vergrößerte Macht und Ansehen in Italien bewogen nun endlich sogar die Römer und den Papst, sich völlig seiner Oberherrschaft zu unterwerfen und sich dadurch ihrem bisherigen Oberherrn, dem Morgenländischen Röm. Kaiser zu Constantinopel, zu entziehen, weil dieser sie bisher gegen ihre Feinde weder hatte gehörig beschützen und vertheidigen mögen, noch können. Als König Karl sich nun im Jahre 800 in Rom befand, um dort gewisse Mishelligkeiten beyzulegen, welche zwischen dem Papste und den Römern entstanden waren: so wollte er auch am Weihnachtsfeste, als ein gottesfürchtiger Herr, dort die Kirche besuchen. Er begab sich also in die berühmte Peterskirche, welche beyläufig zu sagen, die schönste Kirche ist, die es in der ganzen Christenheit giebt. Hier verrichtete er am Hochaltare sein Gebet, und wollte nach demselben eben wieder aufstehen: als auf einmal der Papst eine prächtige Krone, die er schon vorher zurecht gelegt hatte, ergriff, sie dem Könige Karl aufsetzte und ihn zum Kaiser krönte.

Der

Der Papst selbst warf sich sogleich vor dem neuen Kaiser nieder, und von allen Seiten ertönte das Freudengeschrey des versammelten Volks: Langes Leben und Sieg dem uns von Gott geschenkten Kaiser Karl.

Man erzählt zwar, daß dieß alles veranstaltet worden sey, ohne daß Karl etwas vorher davon gewußt habe. Aber Leute, welche ein wenig weiter gucken können, sind der Meynung, daß wohl Karl nicht mehr und nicht weniger davon, was der Papst mit ihm in Rom vornehmen werde, gewußt haben möge, als in neuern Zeiten die Römischen Kaiser wissen, wenn sie zu Frankfurt am Mayn gewählt und gekrönt werden sollen. Uebrigens ist es merkwürdig, daß Seine päpstliche Heiligkeit, weil damals der Papst dem Könige Karl die Kaiserkrone zu Rom aufsetzte, viele Jahrhunderte hindurch geglaubt haben, kein Römischer Kaiser sey gültig, wenn er nicht zu Rom vom Papste gekrönt und dadurch in seiner Würde bestätigt worden wäre.

Durch alle die Kriege, welche Karl geführt und durch die Eroberungen, welche er dabey gemacht hatte, war seine Herrschaft so weit ausgedehnt worden, daß sie sich zwar noch nicht über alle die Länder erstreckte, welche ehemals die Abendländischen Römischen Kaiser beherrscht hatten; aber doch einen großen Theil der Länder des ehemaligen Abendländischen Römischen Reichs in sich faßte. Denn ganz Frankreich, selbst ein Theil des heutigen Spaniens, ein Theil von Ungarn, der größte Theil von Italien und überdieß ganz Deutschland, nur wenig davon ausgenom-

genommen, standen unter seiner Oberherrschaft, und Karl war auf diese Weise damals der mächtigste Regent in ganz Europa. Aber nicht immer sind eben die mächtigsten Regenten auch die besten und nicht immer werden die größten Reiche auch am besten regiert. Dieß geht sehr natürlich zu. Nicht wahr, Herr Gevatter! Sein Nachbar Michel Tobies hat das Lob, daß er hier im Dorfe unter allen Bauern seine Wirthschaft am besten treibt, daß es auf keinem Hofe so ordentlich zugeht, als bey ihm, daß niemand seine Länderey besser bestellt, als er. Wie geht das nun zu? Außerdem, daß er ein sehr kluger und verständiger Mann ist, kommt es auch mit daher, daß sein Gut nicht gar zu groß ist, daß er hübsch alles übersehen, überall selbst bey den Arbeiten gegenwärtig seyn und so alles in gehöriger Ordnung und Aufsicht behalten kann. Das würde nun nicht wohl angehen, wenn er viele und weitläuftige Ländereyen hätte, da würde er einen großen Theil der Arbeit andern überlassen, und weil er nicht selbst überall die Aufsicht haben könnte, Verwalter und Voigte und dergleichen zu Aufsehern annehmen müssen. Wenn es sich nun träfe, daß diese nicht kluge und ehrliche Leute wären, und das könnte sich doch gar leicht treffen: so würde, bey Michel Tobies besten Willen und bey seinen sonst guten Einsichten, gar vieles ganz verkehrt zugehen, bald hier, bald da etwas versehen werden, daß nicht versehen worden wäre, wenn er selbst hätte genaue Aufsicht führen können, und seine weitläuftigen Ländereyen würden viel schlechter bebauet und benuzt werden, als er jetzt sein kleines Gütchen anbauet und benutzt.

Nun

und bringt ein Paar scharmante Ochsen mit, ein Paar Weisköpfe.

Da war Freude in allen Ecken. Hansens Frau sprang sogleich in den Stall, und machte die Krippe reine, Jörge stieg auf den Heuboden und holte ein Bund von dem besten Heue, das den neuen Ankömmlingen zu ihrer Abendmahlzeit sollte gegeben werden, und jung und alt trat bey die Ochsen und sah zu, wie gut es ihnen schmeckte.

Kinder, sagte Hans, da habe ich wieder ein Paar Ochsen geschaft, sie werden für uns arbeiten, und uns ernähren helfen müssen; sorgt aber auch nun mit, daß das neue Vieh keine Noth leide, und nicht über uns seufze. Dann wird Gott uns auch segnen, und die Ochsen werden uns viel Vortheil bringen.

Frau und Kinder versprachen es und hielten es redlich.

Täglich bekamen die Weisköpfe ihr gutes Futter, wurden alle Morgen gestriegelt, bekamen alle Abende eine gute Streue, zur gehörigen Zeit wurde ihnen ausgemistet und ihre Krippe gereinigt.

Arbeiten mußten sie, aber nicht übermäßig. Oft hätte Hans ein Paar Thaler einstreichen können, wenn er den Ochsen mehrere Arbeit hätte auflegen wollen; er that es aber nicht. Das Vieh, sag-

te

te er, muß geschont werden, und seine nöthige Ruhe haben, wenn es seine Arbeit thun soll.

Schläge bekamen die Weißköpfe fast gar nicht. Ob es gleich nur Ochsen waren: so merkten sie es doch, daß es ihr Herr gut mit ihnen meynte, und folgten ihm aufs Wort. Hot! Je! Herweg! das waren die Zauberworte, durch welche er sie lenkte, wohin er wollte. Kamen sie ja bisweilen auf ein Fleck, wo sie sich mehr als gewöhnlich angreifen mußten, so schrie er etwas stärker als sonst: Je! hob die Peitsche dazu in die Höhe, und die Ochsen strengten sich an, so viel sie konnten. Sahe er nun, daß die Ochsen thaten, was sie konnten, und es wollte doch nicht gehen: so rief er: Oh! gieng in das nächste Dorf und holte Vorspanne, oder erleichterte den Wagen dadurch, daß er einen Theil der Last herabwarf.

Bey dieser Behandlung gediehen die Ochsen recht wohl, und alle Nachbaren sagten, daß Hans die besten Ochsen im Dorfe habe. Sie thaten aber auch ihre Arbeiten recht gut, und verdienten Hansen viel Geld.

Nach drey Jahren verkaufte er sie an einen Metzger, und bekam sie gut bezahlt, weil sie gut bey Leibe waren.

Hansens ganze Familie sahe betrübt nach, als

sie der Mezger fortführte. Hans beruhigte sie aber und sagte: einmal müssen sie doch sterben. Da ists ja besser, wenn sie durch einen Schlag vor den Kopf, in ein Paar Minuten, getödtet werden als wenn sie etliche Jahre lang durch das Alter sich langsam müssen verzehren lassen.

Den rothen Ochsen aber, die Claus gekauft hatte, gieng es nicht so gut. Da sie in den Stall geführt waren, sagte er der Magd, daß sie ihnen ein Bund Heu aufstecken sollte und er gieng in die Stube, und ließ sich eine Kanne Bier bringen. Die Magd aber hatte keine Lust sich auf den Heuboden zu bemühen, und gab ihnen ein Bund Stroh. So musten die armen Thiere, in ihrem neuen Quatiere, gleich eine sehr magere Mahlzeit halten. In der Folge waren die Mahlzeiten nicht viel bessr. Den Hafer und die Gerste, die für sie hätten sollen geschroten werden, hatte Claus verkauft, und sie musten daher mit bloßem Gras und schlechtem Heu vorlieb nehmen. Zu streuen war kein Stroh da, denn dieß war den Winter hindurch verbrannt worden. Daher muste das arme Vieh immer in seinem Unrathe liegen, und sah abscheulich aus. Wenn es nun in den Wagen gespannt wurde: so hatte es keine Kräfte zum Ziehen. Claus aber suchte durch Fluchen und unbarmherziges Prügeln sie zu

zwin-

zwingen, daß sie ihre wenigen Kräfte übermäßig anstrengeten. Durch die Prügel und das Reiben des Geschirrs wurden sie wund, und Fliegen und Bremen setzten sich auf die wunden Flecken, und vermehrten dadurch die Quaal dieser Thiere.

Was wurde aber am Ende daraus? Als Claus nach Johannistag in das Holz gefahren war, blieb ihm der eine Ochse in einem Moraste liegen, und er mußte denselben dem Schinder überlassen. Den andern Ochsen verkaufte er um ein geringes Geld, die Arbeiten mußte er durch anderer Leute Zugvieh verrichten lassen, und dafür viel Geld zahlen. Dadurch kam er in seiner Nahrung sehr zurück, und wurde noch überdieß von allen Nachbaren, als ein unbarmherziger Mann, verachtet.

Nun noch ein Geschichtchen:

Als einmal Ernst des Morgens aufstund und an das Fenster trat, sah er, daß die ganze Straße mit Schnee bedeckt war. Vater! rief er, sieh einmal her, was für ein Schnee diese Nacht gefallen ist!

Der Vater kam und sagte: ja lieber Ernst! dieß ist ein Zeichen, daß nun der Winter vor der Thür ist. Nun wirst du können auf dem Schlitten fahren.

Ernst sah nun noch ein paar Minuten zum Fen-

Fenster hinaus; dann fragte er wieder, aber was fangen denn nun die armen Vögel an, wenn alles mit Schnee bedeckt ist?

Wollen sehen, sagte der Vater, wann wir diesen Mittag mit einander spazieren gehen. Ich hoffe, Gott, der den Schnee fallen ließ, wird auch für sie alle gesorgt haben.

Punkt elf Uhr kam Ernst auf des Vaters Stube, und fragte: Willst du nun mit spazieren gehen? das Wetter ist recht helle.

Der Vater war schon reisefertig, nahm seinen Hut und Stock und gieng mit Ernsten über den Hof. Trut! trut! trut! rief er, als er auf den Hof kam, und streuete zugleich einige Hände voll Gerste aus, die er mit sich genommen hatte. Sogleich flogen gegen zwanzig Hüner herbey, von den Dächern gesellten sich Sperlinge und Emmerlinge zu ihnen, und verzehrten begierig das ausgestreuete Futter. Sieh Ernst! sagte der Vater, für diese Vögel ist gesorgt. Die Hüner sind den Menschen nützlich und werden deswegen von ihnen ernähret, und die übrigen lehrt der Trieb der Natur, sobald Schnee fällt, die Wohnungen der Menschen, und um dieselben ihre Nahrung, zu suchen.

Sie giengen nun auf das Feld, und waren nicht gar weit gegangen, als Ernst rief: Vater! sieh

sich einmal die Stieglitze alle, die hier auf diesem Distelbusche sitzen. Was machen sie da? Sie suchen ihr Futter, antwortete der Vater. Gott hat für sie und alle Vögel, die von Sämereyen leben, eine Menge Disteln, Wegebreiten und andere Pflanzen, welche reichlich Saamen tragen, wachsen lassen, damit sie darauf ihre Nahrung finden möchten. Für sie ist auch gesorgt.

Sie kamen nun in den Wald, wo sie verschiedene Meisen und Creuzschnäbel entdeckten. Für diese, sagte der Vater, ist auch gesorgt. Die Meisen laufen auf den Zweigen und an den Stämmen der Bäume herum, suchen da die Eyer und Puppen der Schmetterlinge auf, und nähren sich davon, und die Kreuzschnäbel schmausen den Fichtensaamen, der sich oben in den Wipfeln dieser Bäume im Ueberfluß befindet.

Ernst freuete sich darüber, daß die armen Vögel keine Noth leiden durften. Da sie aber rückwärts giengen, fragte er den Vater, woher es wohl kommen möchte, daß itzo nicht so viele Vögel da wären, als im Sommer?

Es fehlen itzo, antwortete der Vater, gar viele Vögel, die du im Sommer hier sahest. Die Bachstelzen, die Lerchen, die Schwalben, die Nachtigallen, die Störche, und noch viele andere Vögel, die im Winter bey uns keine Nahrung finden, sind von uns in wärmere Länder gezogen,

wo

wo sie ihren Unterhalt reichlich haben. Ihr Schöpfer pflanzte ihnen diesen Trieb ein, durch welchen sie, sobald der Winter sich bey uns einfindet, von uns weg, in wärmere Gegenden, ohne Wegweiser, geleitet werden. So sorgt der gute Vater für alles, was er gemacht hat.

Der Bote aus Thüringen.

Drey und funfzigstes Stück.

1795.

Register.

Seeland

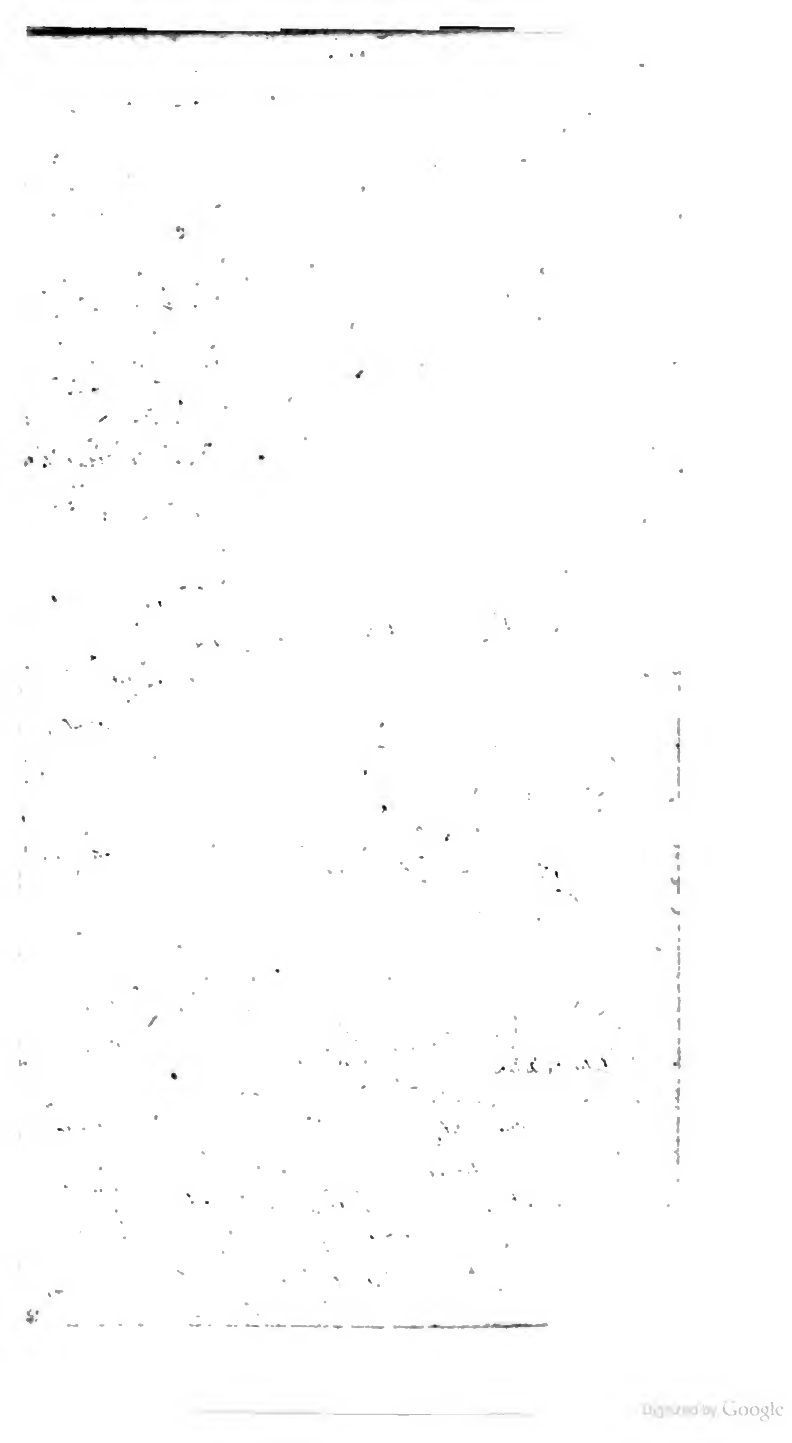
I. Falst…

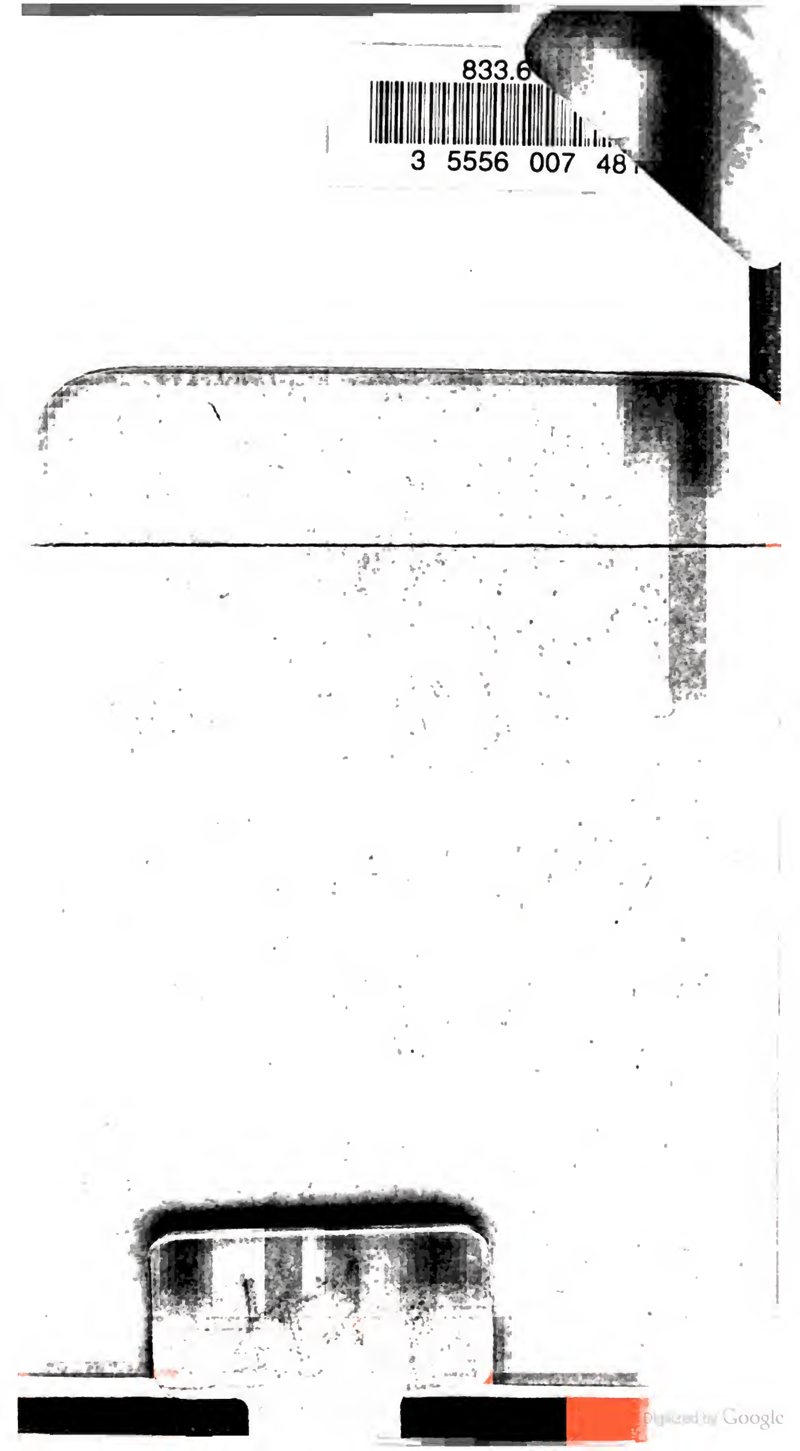
Wismar

…hwerin

…cher

Elbe




833.6
3 5556 007 48